

Karl Marx' Ökonomische Lehren

gemeinverständlich dargestellt und erläutert

von

Karl Kautsky

Nach der 8.Auflage, Stuttgart: Dietz, 1903.

Webedition for marxists.org by Thomas Schmidt, September 2009.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	2
Vorwort zur ersten Auflage	4
Vorwort zur vierten Auflage	8
Vorwort zur achten Auflage	9
I. Abschnitt · Ware, Geld, Kapital	11
Erstes Kapitel · Die Ware	12
1. Der Charakter der Warenproduktion	12
2. Der Wert	17
3. Der Tauschwert	22
4. Der Warenaustausch	25
Zweites Kapitel · Das Geld	28
1. Der Preis	28
2. Verkauf und Kauf	30
3. Der Umlauf des Geldes	32
4. Die Münze · Das Papiergeld	33
5. Weitere Funktionen des Geldes	34
Drittes Kapitel · Die Verwandlung von Geld in Kapital	37
1. Was ist Kapital?	37
2. Die Quelle des Mehrwertes	39
3. Die Arbeitskraft als Ware	41
II. Abschnitt · Der Mehrwert	44
Erstes Kapitel · Der Vorgang der Produktion	45
Zweites Kapitel · Das Verhalten des Kapitals bei der Wertbildung	49
Drittes Kapitel · Der Grad der Ausbeutung der Arbeitskraft	52
Viertes Kapitel · Mehrwert und Profit	55

<i>INHALTSVERZEICHNIS</i>	3
Fünftes Kapitel · Der Arbeitstag	64
Sechstes Kapitel · Der Mehrwert des „Kleinen Meisters“ und der Mehrwert des Kapitalisten	71
Siebentes Kapitel · Der relative Mehrwert	74
Achtes Kapitel · Kooperation	77
Neuntes Kapitel · Arbeitsteilung und Manufaktur	81
1. Doppelter Ursprung der Manufaktur · Ihre Elemente: der Teilarbeiter und sein Werkzeug	81
2. Die beiden Grundformen in der Manufaktur	82
Zehntes Kapitel · Maschinerie und große Industrie	86
1. Die Entwicklung der Maschinerie	86
2. Wertabgabe der Maschinerie an das Produkt	90
3. Die nächsten Wirkungen des maschinenmäßigen Betriebes auf die Arbeiter	91
4. Die Maschine als „Erzieherin“ des Arbeiters	95
5. Die Maschine und der Arbeitsmarkt	98
6. Die Maschine als revolutionärer Agent	101
III. Abschnitt · Arbeitslohn und Kapitaleinkommen	106
Erstes Kapitel · Der Arbeitslohn	107
1. Größenwechsel von Preis der Arbeitskraft und Mehrwert	107
2. Verwandlung des Preises der Arbeitskraft in den Arbeitslohn	109
3. Der Zeitlohn	110
4. Der Stücklohn	112
5. Nationale Verschiedenheit der Arbeitslöhne	113
Zweites Kapitel · Das Kapitaleinkommen	115
Drittes Kapitel · Einfache Reproduktion	117
Viertes Kapitel · Verwandlung von Mehrwert in Kapital	120
1. Wie Mehrwert Kapital wird	120
2. Die Enthaltbarkeit des Kapitalisten	122
3. Die Enthaltbarkeit des Arbeiters und andere Umstände, die auf den Umfang der Akkumulation einwirken	123
Fünftes Kapitel · Die Übervölkerung	125
1. Das eherne Lohngesetz	125
2. Die industrielle Reservearmee	127
Sechstes Kapitel · Die Morgenröte der kapitalistischen Produktionsweise	134
Siebentes Kapitel · Der Ausgang der Kapitalistischen Produktionsweise	139

Vorwort zur ersten Auflage

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.

Auf keinen der modernen Schriftsteller dürften diese Zeilen Lessings mit mehr Fug und Recht anzuwenden sein, als auf Marx. Schreiber dieses ist durch seinen Beruf gezwungen, die neuere deutsche ökonomische Literatur zu verfolgen, und er hat gefunden, daß kein Name in ihr so häufig erwähnt wird, als der von Marx, dessen Lehren der Angelpunkt sind, um den sich die meisten ökonomischen Diskussionen der Neuzeit bewegen. Diese Tatsache erfüllt den Verfasser vorliegender Schrift jedoch keineswegs mit der Genugtuung, die man bei einem Angehörigen der Marxschen „Schule“ erwarten sollte, wenn man von einer solchen sprechen darf, denn er hatte leider nur zu oft Gelegenheit, zu konstatieren, daß diejenigen, die über Marx schrieben, seine Werke entweder gar nicht oder nur sehr flüchtig gelesen hatten. Rechnet man dazu, daß die meisten der Literaten und Gelehrten, die sich mit Marx beschäftigten, dies nicht zum Zweck objektiver, wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern zur Erörterung bestimmter Augenblicksinteressen taten, dann wird man nicht überrascht sein, zu sehen, daß im allgemeinen die ungereimtesten Ansichten in betreff der Marxschen Lehren im Umlauf sind.

Es konnte nicht die Aufgabe von Marx sein, sich im einzelnen mit der Widerlegung dieser irrtümlichen Auffassungen zu befassen. Seine einzelnen Lehren sind Teile eines festgefügt Systems und können nur verstanden werden in ihrem Zusammenhange; wer diesen nicht erkannt hat, wird bei der Auffassung der einzelnen Sätze stets an der Oberfläche haften bleiben. Irrtümliche Anschauungen konnten daher nicht mit einigen Worten beseitigt werden, sondern nur durch den Hinweis auf die Notwendigkeit eines eingehenden Studiums der Marxschen Schriften, oder durch eine umfassende Darlegung des Marx und Engels eigentümlichen wissenschaftlichen Standpunkts. Eine solche besitzen wir in der Tat in der klassischen Polemik von Engels gegen Dühring, einem Buch, welches das Verständnis der Marxschen Lehren mehr gefördert hat, als alle kurzen apodiktischen Aussprüche von Marx darüber, wie er in bezug auf diesen oder jenen Punkt verstanden sein wolle, vermocht hätten.

In der deutschen Literatur fehlt jedoch noch eine Schrift, welche die ökonomischen Lehren von Marx kurz zusammenfaßt, allgemein verständlich darstellt und erläutert. Ansätze zu einer solchen Arbeit sind von verschiedenen Seiten gemacht worden, aber sie sind Fragmente geblieben.

Vorliegende Schrift macht den Versuch, die bestehende Lücke auszufüllen, oder wenigstens einen Beitrag zu ihrer Ausfüllung zu liefern.

Sie lehnt sich naturgemäß an das Hauptwerk von Marx, das „**Kapital**“ an und folgt ihm in der Anordnung des Stoffes. Die anderen ökonomischen Schriften von Marx konnten nur hie und

da herangezogen werden, zur Aufklärung schwieriger Stellen oder zu weiterer Ausführung des im „**Kapital**“ Gegebenen.

Der Zweck der Darstellung geht in erster Linie dahin, solche, welche entweder nicht Zeit oder Mittel zum Studium des „**Kapital**“ haben, mit dessen Gedankengang bekannt zu machen; der Verfasser hofft aber, daß seine Darstellung auch manchen, die das „**Kapital**“ besitzen, dessen Studium erleichtern, und daß sie endlich viele veranlassen wird, das Originalwerk zu lesen, von dem sie sich entweder eine falsche Vorstellung gemacht, oder von dessen Studium sie die Schwierigkeiten des ersten Abschnittes abschreckten.

Nichts falscher, als die Ansicht von der trockenen und schwerverständlichen Schreibweise des „**Kapital**“. Der Verfasser kennt kein ökonomisches Werk, welches sich an Klarheit und Lebendigkeit der Darstellung, an mitunter wahrhaft klassischer Schönheit des Stils mit dem „**Kapital**“ messen könnte.

Und doch ist es so schwer verständlich!

An gewissen Stellen allerdings. Aber das ist nicht Schuld der Darstellung.

Man glaubt gewöhnlich, daß die Nationalökonomie ein Wissensgebiet sei, das jeder mir nichts, dir nichts, ohne die geringsten Vorkenntnisse verstehen könne. Sie ist aber eine Wissenschaft, und zwar eine der schwierigsten, denn es gibt kaum ein anderes Gebilde, das so kompliziert ist, wie die Gesellschaft. Allerdings, zum Verständnis jener Sammlung von Gemeinplätzen, die Marx Vulgärökonomie nennt, ist nicht mehr Wissen notwendig, als jeder Mensch bei den geschäftlichen Vorgängen des täglichen Lebens von selbst erwirbt. Das Verständnis des „**Kapital**“ von Marx, welches in der Form einer Kritik der politischen Ökonomie ein neues historisches und ökonomisches System begründet, setzt dagegen nicht nur ein gewisses historisches Wissen, sondern auch die Erkenntnis der Tatsachen voraus, welche die Entwicklung der Großindustrie bietet.

Wer nicht die Tatsachen mindestens teilweise kennt, aus denen Marx seine ökonomischen Gesetze abgeleitet, dem wird der Sinn dieser Gesetze allerdings dunkel bleiben, der mag über Mystizismus und Hegelianismus klagen. Die klarste Darstellung wird ihm nichts nützen.

Dies ist unseres Erachtens eine gefährliche Klippe für jeden Versuch das „**Kapital**“ zu popularisieren. Marx hat so populär geschrieben als nur möglich. Wo er schwerverständlich war, lag die Schuld nicht an der *Sprache*, sondern am Gegenstand und am *Leser*. Übersetzte man diese so schwerverständlich klingende Sprache ohne weiteres in eine leichtverständlich klingende, so konnte dies nur auf Kosten der Genauigkeit geschehen; Die Popularisierung mußte Verflachung werden.

Mit dieser Erkenntnis war für den Verfasser die Aufgabe gegeben. Sie lag nicht in einer bloßen Änderung der Sprache. Marx hat, wie schon erwähnt, so populär und dabei so kurz und Präzis geschrieben, daß ein Abweichen von seinen Worten oft sogar nur auf Kosten der Richtigkeit möglich gewesen wäre. Der Verfasser hat daher eine Reihe von Stellen aus den Marxschen Schriften wörtlich wiedergegeben. Sie sind durch Anführungszeichen kenntlich gemacht und stammen, wenn nicht eine andere Stelle angegeben, aus dem „**Kapital**“.

Die Aufgabe lag einesteils darin, den Leser auf die Tatsachen aufmerksam zu machen, die den theoretischen Ausführungen zugrunde liegen. Dies war namentlich notwendig im ersten Abschnitt. Marx hat auf diese Tatsachen meist selbst hingewiesen, aber oft nur mit Andeutungen, die in der Regel übersehen wurden. An anderen Stellen mußte sich der Verfasser erlauben, auf die Tatsachen auf eigene Verantwortung aufmerksam zu machen. Dies gilt namentlich im ersten Paragraphen des ersten Kapitels. Es konnte sich in vorliegender Arbeit nur um Hinweise handeln. Eine ausführliche Darstellung der dem „**Kapital**“ zugrunde liegenden Tatsachen würde nicht nur den zugemessenen Raum, sondern auch die Kräfte des Verfassers weit übersteigen; eine solche hieße nichts geringeres, als eine Entwicklungsgeschichte der Menschheit von der Urzeit an verfassen. Das „**Kapital**“ ist ein wesentlich historisches Werk.

In den Abschnitten, die von der modernen Industrie handeln, tritt dieser Charakter für jedermann deutlich hervor. Sie enthalten nicht nur theoretische Ausführungen, sondern auch ausgedehnte historische Exkurse über Gegenstände, die bis dahin nur unvollständig oder gar nicht behandelt worden waren. In diesen Abschnitten sind die den theoretischen Ausführungen zugrunde liegenden Tatsachen in solcher Fülle gegeben, daß deren Verständnis für jeden Denkenden ohne weitere Vorkenntnisse möglich war. Hier war die Aufgabe eine andere. Die Rücksichten auf den Raum erlaubten nur, das Wichtigste wiederzugeben. Es handelte sich nun darum, trotzdem den historischen Charakter der theoretischen Ausführungen zu wahren, die, wenn mit Weglassung der Mittelglieder gegeben, mitunter einen anderen Charakter erhielten und eine Behauptung als unbedingte erscheinen ließen, die nur unter gewissen historischen Voraussetzungen gültig ist.

Vorliegende Arbeit soll nicht nur eine Darstellung der Marxschen Lehren, sondern auch ein Leitfaden zu dem Studium der Marxschen Werke im Original sein. Der Verfasser hielt sich daher für berechtigt, Stellen, die bisher seines Erachtens zu wenig beachtet worden, oder bei denen leicht Mißverständnisse eintraten, eingehender zu behandeln, als ihrer Bedeutung für die theoretische Entwicklung entspricht; er glaubte dagegen bei anderen Stellen kürzer verweilen zu dürfen, wenn sie bereits allgemein bekannt und anerkannt sind und ein Mißverständnis nicht befürchtet zu werden braucht. Um den praktischen Wert des Büchleins zu erhöhen, wurde die Darstellung der tatsächlichen Verhältnisse z. B. bei der Fabrikgesetzgebung, mehrfach über den von Marx behandelten Zeitpunkt hinaus bis zur neuesten Zeit fortgeführt.

Die Marx eigentümlichen Benennungen der einzelnen Kategorien sind beibehalten, Fremdworte jedoch so wenig als möglich gebraucht worden. Völlig ließen sie sich freilich nicht vermeiden. Das deutsche Volk hat seine Kultur und Wissenschaft nicht aus sich allein entwickelt, es hat viele Begriffe, ja ganze Wissenszweige und damit auch eine Reihe von Benennungen von anderen Nationen übernommen. So kommt es, daß wir eine Menge von Fremdwörtern gebrauchen, die entweder nur auf Kosten der Schärfe und Gedrungtheit des Ausdrucks oder gar nicht ersetzbar sind. Die Übersetzung in Klammern dem Fremdwort beizufügen, ist eine Praxis, für die der Verfasser sich nicht erwärmen kann. Gibt es ein ganz entsprechendes deutsches Wort für das fremde, dann gebrauche man jenes von vorneherein. Gibt es ein solches nicht, dann kann auch die Übersetzung nicht viel nützen. Es ist in solchen Fällen Aufgabe der Darstellung, das Fremdwort in einem solchen Zusammenhange zu bringen, daß es einem denkenden Leser nicht schwer fällt, seinen Sinn zu entnehmen. Nur wo seltenere Fremdworte im Text zum ersten Male gebraucht werden, hat der Verfasser die wirkliche Übersetzung oder das nächstkommende deutsche Wort in Klammern beigefügt, um das Verständnis des fremden Wortes zu *erleichtern*, ohne daß er glaubt, mit dem deutschen Wort den Begriff des fremden völlig zu umfassen.

An Vorarbeiten konnte der Verfasser nur wenig benutzen. Hervorzuheben ist jedoch der französische Kapitalauszug von Deville¹, der dem Verfasser sehr zustatten kam. An dieser Stelle fühlt er sich auch verpflichtet, seinen Dank abzustatten für die lebenswürdige Bereitwilligkeit, mit der Deville zugunsten der vorliegenden Arbeit auf die Herausgabe einer deutschen Übersetzung seiner Schrift verzichtete.

Besondere Förderung erfuhr vorliegende Arbeit durch die freundschaftliche Teilnahme und Mitarbeiterschaft *Eduard Bernsteins*, der sich nicht auf Anregungen und Hinweise, sowie eine kritische Durchsicht des Manuskripts beschränkte, sondern verschiedene Kapitel selbständig bearbeitete. So rührt z. B. das große und wichtige Kapitel über die Großindustrie (im 2. Abschnitt) fast völlig von ihm her.

Diese Förderung und Unterstützung erkennt der Verfasser um so dankbarer an, je mehr er sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe bewußt ist. Für die volkstümlichen Darstellungen großer origineller Geisteswerke gilt dasselbe, was Lessing den Prinzen Conti von der Malerei sagen läßt.

¹ Gabriel Deville, *Le Capital par Carl Marx, résumé et accompagné dun Aperçu sur le Socialisme scientifique*, Paris, Henry Oriol 324 S. Frs. 3.

„Ha! Daß wir nicht unmittelbar mit den Augen malen können! Auf dem langen Wege aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel, wie viel geht da verloren!“

Wenn zwei Maler genau den gleichen Gegenstand malen, so wird er auf jedem der beiden Bilder anders aussehen. Was der eine sieht, wird der andere übersehen; was dem einen bedeutsam erscheint, wird der andere nebensächlich behandeln und was sie verschiedenartig gesehen, wird wieder verschiedenartig wieder gegeben. Das getreue Erfassen des Originals ist schwer; es getreu wiederzugeben, ist noch schwerer.

Was der Verfasser hier gibt, ist nicht eine Photographie des „**Kapital**“, die das Original in verkleinertem Maßstab Linie um Linie völlig getreu, aber farblos wiedergibt, sondern ein Bild mit subjektivem Kolorit und subjektiver Zeichnung.

Ist auch, um Schwerfälligkeiten zu vermeiden die Darstellung oft eine apodiktische, so bitten wir den Leser doch stets im Auge zu behalten, daß es nicht Marx, sondern der Verfasser ist, der zu ihm spricht, der ihm über die ökonomischen Lehren von Marx *berichtet*. Man mag dies für eine bescheidene Aufgabe halten. Der Schreiber dieser Zeilen wird sich jedoch hochbefriedigt fühlen, wenn sie ihm gelungen, wenn er sein Scherflein beigetragen zur Verbreitung der Wahrheiten, die ein rastlos Forscher, ein gründlicher Gelehrter, ein großer Denker als Frucht der Arbeit seines ganzen Lebens zutage gefördert.

London, im Oktober 1886.

K. KAUTSKY

Vorwort zur vierten Auflage

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieser Schrift haben sich einige der tatsächlichen Verhältnisse sehr geändert, auf die zur Illustrierung der theoretischen Ausführungen bezug genommen wurde. Wir ergriffen daher gern die Gelegenheit, die uns vorliegende Neuauflage bot, Veraltetes auszuscheiden und die neueste Entwicklung zu berücksichtigen.

Auch stilistisch wurde die Schrift revidiert und verschiedene Stellen, die uns bei dieser Prüfung etwas schwer verständlich erschienen, wurden klarer gefaßt.

Außer diesen Äußerlichkeiten haben wir nichts zu ändern gefunden. Das Buch ist im wesentlichen dasselbe geblieben.

Sein Hauptzweck ging ursprünglich bloß dahin, dem *deutschsprechenden* Teil des Proletariats das Studium der Marxschen Lehren zu erleichtern. Wir haben jedoch mit Freuden gesehen, daß es auch ein Mittel geworden ist, nichtdeutschen Nationen, die aus dem einen oder andern Grunde einer Übersetzung des Marxschen „**Kapital**“ noch nicht teilhaftig geworden sind, dessen Inhalt wenigstens einigermaßen zugänglich zu machen. Vorliegende Schrift ist übersetzt worden ins *Schwedische*, *Tschechische* und *Polnische*. Weitere Übersetzungen werden vorbereitet.

Diese Übersetzungen sind eines der vielen Symptome des Interesses, das gegenwärtig die Proletarier aller Länder den Marxschen Lehren entgegenbringen, der Bedeutung, welche die Ideen des Stifters der „Internationale“ für das internationale kämpfende Proletariat gewonnen haben.

Eine neue internationale Arbeiterassoziation ist im Entstehen, weit mächtiger und gewaltiger, als die frühere gewesen. Keine Organisation vereinigt sie. Das materielle Band, das sie zusammenhält, ist das gemeinsame Interesse der Proletarier in den verschiedenen Ländern der kapitalistischen Produktion; das *geistige* Band, das sie einigt, ist — das kann man wohl ohne Übertreibung sagen — der Ideengehalt des „**Kapital**“. Möge vorliegende Schrift auch ihren kleinen Teil beitragen zur Vereinigung der Proletarier aller Länder durch dieses geistige Band.

Stuttgart, im Oktober 1892.

K. KAUTSKY

Vorwort zur achten Auflage

Zwei Jahre nach der letzten Auflage dieses Büchleins, die ich vor der jetzigen, achten, durchgesehen, erschien der langersehnte dritte Band des „**Kapital**“, der uns so viele neue und überraschende Einsichten gewährte. In eine Darstellung der ökonomischen Lehren von Karl Marx gehörte von da an selbstverständlich auch ein Abriß des Hauptinhalts des dritten Bandes. Das ist jedoch keine einfache Sache und erfordert mehr Ruhe und Zeit, als mir seither zu Gebote stand. Gerade nach dem Erscheinen des dritten Bandes nahm die Agrarfrage meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch; und kaum hatte ich meine Studien darüber zu einem äußerlichen Abschluß gebracht, da wurde ich durch die von der revisionistischen Richtung entfesselten theoretischen Kämpfe völlig absorbiert. Jetzt scheint es, daß auch diese neueste Krise des Marxismus überwunden sei, nun habe ich aber meine ganze Kraft einer Aufgabe zuzuwenden, die mir schon 1895 zugefallen war und die ich über den beiden anderen ebenerwähnten schon zu lange vernachlässigt habe: die Herausgabe der von Marx hinterlassenen, ca. 1500 bis 1600 Druckseiten umfassenden historisch-kritischen Darstellung der **Theorien vom Mehrwert**, die einen Teil des Manuskripts „**Zur Kritik der politischen Ökonomie**“ ausmacht und deren Herausgabe Engels als Ersatz für den vierten Band des „**Kapital**“ plante.

Eine ausgedehnte internationale Korrespondenz und die redaktionelle Tätigkeit engen meine zur Herausgabe dieses Riesenwerkes verfügbare Zeit ohnehin ein; es ist klar, daß ich wenigstens jede aufschiebbare Arbeit zurückstelle.

So komme ich auch jetzt noch nicht dazu, die notwendige Erweiterung der „ökonomischen Lehren“ vorzunehmen. Ich habe mich diesmal damit begnügt, das Ganze durchzusehen, einzelne veraltete Angaben über Arbeiterschutzgesetze, statistische Zahlen und dergleichen durch neuere Daten zu ersetzen und ein Kapitel einzufügen über „Mehrwert und Profit“, in dem ich wenigstens die Grundlage des dritten Bandes, das Gesetz der Durchschnittsprofitrate, kurz zur Darstellung bringe.

Im Übrigen habe ich bei meiner Durchsicht des Ganzen nichts zu ändern gefunden. Es ist eine weitverbreitete Ansicht, die auch von manchem Marxisten geteilt wird, als sei die von uns Marxisten ehemals vertretene Auffassung des ersten Bandes des „**Kapital**“ durch den dritten Band völlig umgewälzt und als unhaltbar erwiesen worden. Nichts ist irriger als das. Ich habe nach dem Erscheinen des dritten Bandes das vorliegende Buch einer Revision unterzogen, und dabei in theoretischer Beziehung nicht das mindeste zu ändern gefunden. Ich durfte allerdings von vornherein erwarten, daß ich zu diesem Resultat kommen würde, denn Engels hatte das Manuskript der ersten Auflage bereits durchgesehen und es gebilligt zu einer Zeit, wo er schon den Inhalt des dritten Bandes kannte. Hätte er Auffassungen in dem Buche gefunden, die durch den dritten Band als falsch erwiesen wurden, so hätte er mich sicher darauf aufmerksam gemacht.

Für das Gebiet, das der erste Band des „**Kapital**“ vornehmlich untersucht, jenes, das den Sozialisten hauptsächlich beschäftigt und das auch in der vorliegenden Schrift fast ausschließlich behandelt wird, für das Verhältnis zwischen der Kapitalistenklasse und der Arbeiterklasse, spielt die Verwandlung des Mehrwertes in den Profit keine Rolle; hier kommt man völlig mit den

Gesetzen des Werts und Mehrwerts aus. Dies war auch der Grund, warum Marx im ersten Bande vom Profit völlig absah.

Man darf sich aber nicht etwa einbilden, wie das vielfach geschieht, als hätte Marx, als er den ersten Band des „**Kapital**“ schrieb, nur die Gesetze des Werts und des Mehrwerts gekannt, und seine Profitratentheorie sei später nur eine hinterdrein ersonnene Ausflucht der Verlegenheit gewesen, um seine Werttheorie mit den ihr anscheinend widersprechenden Erscheinungen der Wirklichkeit zu versöhnen. Vielmehr war, als Marx den ersten Band schrieb, bereits die ganze Theorie, inbegriffen die Gesetze des Profits und der Grundrente, in seinem Kopfe völlig fertig, und wenn er mit ihrer Darstellung nie zu einem formellen Abschluß kam, so lag das an seiner Gewissenhaftigkeit, die ihn immer wieder zu erneutem Studium der neu auftauchenden Tatsachen trieb, und nicht etwa daran, daß er mit sich selbst nicht ins Reine kommen konnte.

Das wird unzweifelhaft klar für jedermann werden, sobald die Darstellung der „**Theorien vom Mehrwert**“ im Drucke fertig vorliegt. In dem Manuskript, das aus den Jahren 1861-63 stammt, sind bereits sämtliche Theorien des dritten Bandes entwickelt. Würde der dritte Band den ersten aufheben, dann hätte Marx diesen, der 1867 erschien, „überwunden“, ehe er ihn noch geschrieben!

Die „**Theorien vom Mehrwert**“ werden für das Verständnis der Marxschen Theorie vom Mehrwert nicht minder wichtig sein wie für das Verständnis der in dem Werke selbst untersuchten und kritisierten Theorien. Ich hoffe, es wird mir gelingen, allen Störungen zum Trotz, diesen Abschluß des Marxschen Lebenswerkes bald der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Berlin-Friedenau, im Mai 1903.

K. KAUTSKY

I. Abschnitt · Ware, Geld, Kapital

Erstes Kapitel · Die Ware

1. Der Charakter der Warenproduktion

Was Marx in seinem „**Kapital**“ zu erforschen sich vornahm, war die *kapitalistische Produktionsweise*, welche die heute herrschende ist. Er beschäftigt sich in dem Werk nicht mit den *Naturgesetzen*, die dem Vorgang des Produzierens zugrunde liegen; deren Erforschung ist eine der Aufgaben der Mechanik und Chemie, nicht der politischen Ökonomie. Er stellt sich andererseits nicht die Aufgabe, nur die Formen der Produktion zu erforschen, die allen Völkern gemein, da eine solche Untersuchung zum großen Teil nur Gemeinplätze zutage fördern kann, wie etwa den, daß der Mensch, um produzieren zu können, stets Werkzeuge, Boden und Lebensmittel braucht. Marx untersuchte vielmehr die Bewegungsgesetze einer bestimmten Form des gesellschaftlichen Produzierens, die einer bestimmten Zeit (den letzten Jahrhunderten) und bestimmten Nationen eigentümlich ist (den europäischen oder aus Europa stammenden; in letzter Zeit beginnt sich diese unsere Produktionsweise auch bei anderen Nationen einzubürgern, z. B. bei den Japanesen und Hindus). Diese, heute herrschende Produktionsweise, die kapitalistische, deren Eigentümlichkeiten wir noch näher kennenlernen werden, ist von anderen Produktionsweisen streng geschieden, z. B. der feudalen, wie sie in Europa im Mittelalter herrschte, oder der urwüchsigen kommunistischen, wie sie an der Schwelle der Entwicklung aller Völker steht.

Betrachten wir die heutige Gesellschaft, so finden wir, daß ihr Reichtum aus *Waren* besteht. Eine Ware ist ein Arbeitsprodukt, das nicht für den *eigenen Gebrauch*, sei es des Produzenten oder mit ihm verbundener Menschen, sondern zum Zweck des *Austausches* mit anderen Produkten erzeugt worden. Es sind also nicht *natürliche*, sondern *gesellschaftliche* Eigentümlichkeiten, welche ein Produkt zur Ware machen. Ein Beispiel wird das klar machen. Das Garn, das ein Mädchen in einer urwüchsigen Bauernfamilie aus Flachs spinnt, damit aus ihm Leinwand gewebt werde, welche in der Familie selbst verbraucht wird, ist ein *Gebrauchsgegenstand*, aber keine *Ware*. Wenn aber ein Spinner Flachs verspinnst, um vom Nachbar Bauer Weizen gegen das Leinengarn einzutauschen, oder wenn gar ein Fabrikant tagaus tagein viele Zentner von Flachs verspinnen läßt, um das Produkt zu verkaufen, so ist dieses eine *Ware*. Es ist wohl auch Gebrauchsgegenstand, aber Gebrauchsgegenstand, der eine besondere gesellschaftliche Rolle zu spielen hat, d. h. der ausgetauscht werden soll. Man sieht es dem Leinengarn nicht an, ob es eine Ware ist oder nicht. Seine Naturalform kann ganz dieselbe sein, ob es in einer Bauernhütte zur Aussteuer der Spinnerin von dieser selbst gesponnen worden, oder in einer Fabrik von einem Fabrikmädchen, das vielleicht nie auch nur einen Faden davon selbst benutzen wird. Erst an der gesellschaftlichen Rolle, der *gesellschaftlichen Funktion*, in der das Leinengarn tätig ist, kann man erkennen, ob es Ware ist oder nicht.

In der kapitalistischen Gesellschaft nehmen nun in immer steigendem Maße die Arbeitsprodukte die Form von Waren an; wenn heute noch nicht alle Arbeitsprodukte bei uns Waren sind, so deswegen, weil noch Reste früherer Produktionsweisen in die jetzige hineinragen. Sieht man von diesen ab, die ganz unbedeutend sind, so kann man sagen, *daß heute alle Arbeitsprodukte die*

Form von Waren annehmen. Wir können die heutige Produktionsweise nicht verstehen, wenn wir uns über den Charakter der Ware nicht klar geworden. Wir haben daher mit einer Untersuchung der Ware zu beginnen.

Das Verständnis dieser Untersuchung wird jedoch unseres Erachtens sehr gefördert, wenn wir vor allem die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Warenproduktion im Gegensatz zu anderen Arten der Produktion darlegen. Wir gelangen dadurch am leichtesten zum Verständnis des Standpunktes, den Marx bei seiner Untersuchung der Ware eingenommen.

Soweit wir in der Geschichte des Menschengeschlechts zurücksehen können, immer finden wir, daß die Menschen in kleineren oder größeren Gesellschaften ihren Lebensunterhalt erworben haben, daß die Produktion stets einen *gesellschaftlichen* Charakter hatte. Marx hat diesen bereits in seinen Artikeln über „**Lohnarbeit und Kapital**“ in der „**Neuen Rheinischen Zeitung**“ (1849)² klar dargetan.

„In der Produktion beziehen sich die Menschen nicht allein auf die Natur“, heißt es da. „Sie produzieren, indem sie auf eine bestimmte Weise zusammenwirken und ihre Tätigkeiten gegen einander austauschen. Um zu produzieren, treten sie in bestimmte Beziehungen und Verhältnisse zueinander, und nur innerhalb dieser gesellschaftlichen Beziehungen und Verhältnisse findet ihre Beziehung zur Natur, findet die Produktion statt.“

„Je nach dem Charakter der Produktionsmittel werden natürlich diese gesellschaftlichen Verhältnisse, worin die Produzenten zueinander treten, die Bedingungen, unter welchen sie ihre Tätigkeiten austauschen und an dem Gesamtakt der Produktion teilnehmen, verschieden sein. Mit der Erfindung eines neuen Kriegsinstruments, des Feuegewehrs, änderte sich notwendig die ganze innere Organisation der Armee, verwandelten sich die Verhältnisse, innerhalb deren Individuen eine Armee bilden und als Armee wirken können, änderte sich auch das Verhältnis verschiedener Armeen zueinander.“

„Die gesellschaftlichen Verhältnisse, worin die Individuen produzieren, die gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse, ändern sich also, verwandeln sich mit der Veränderung und Entwicklung der Produktionsmittel, der Produktionskräfte. Die Produktionsverhältnisse in ihrer Gesamtheit bilden das, was man die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Gesellschaft nennt, und zwar eine Gesellschaft auf bestimmter, geschichtlicher Entwicklungsstufe, eine Gesellschaft mit eigentümlichem, unterscheidendem Charakter.“ [MEW 6, S. 407f]

Einige Beispiele mögen das Gesagte illustrieren. Nehmen wir irgendein urwüchsiges Volk, das auf einer niederen Stufe der Produktion steht, bei dem Jagd einen Hauptzweig der Erwerbung von Nahrungsmitteln bildet, wie die Indianer. Dodge berichtet in seinem Buch „**Über die heutigen Indianer des fernen Westens**“ folgendes über deren Art und Weise, zu jagen:

„Da Kopf und Herz nur gelegentlich zu Hilfe gerufen werden, die Anforderungen des Magens aber unaufhörlich sind, so steht der Stamm gewöhnlich unter der Herrschaft des ‚dritten Standes.‘ Diese Macht besteht aus sämtlichen Jägern des Stammes, welche eine Art Zunft oder Gilde bilden, von deren Entscheidungen in ihrem eigenen besonderen Bereich es keine Appellation gibt. Unter den Cheyennes heißen diese Männer ‚Hundesoldaten.‘ Die jüngeren und rührigeren Häuptlinge gehören stets diesen ‚Hundesoldaten‘ an, befehligen dieselben aber nicht notgedrungen. Die ‚Soldaten‘ selbst verfügen durch mündlichen Entschluß über allgemeine Angelegenheiten, deren Einzelheiten dann den unter ihnen ausgewählten berühmtesten und scharfsinnigsten

² Diese sind neuerdings auch in Broschürenform erschienen.

Jägern überlassen bleiben. Unter diesen „Hundesoldaten“ befinden sich viele Jungen, welche die einweihende Probe als Krieger noch nicht bestanden haben. Mit einem Wort, diese Jägerzunft umfaßt die ganze Arbeitskraft der Bande und ist diejenige Macht, welche die Weiber und Kinder beschützt und mit Nahrung versieht.

„Jedes Jahr finden die großen Herbstjagden statt, um möglichst viel Wild zu erlegen und einen bedeutenden Fleischvorrat für den Winter einzutun und zu dörren. Jetzt sind die ‚Hundesoldaten‘ die Herren des Tages, und wehe dem Unglücklichen, der auch die unbedeutendsten ihrer willkürlichen oder demokratischen Bestimmungen ungehorsam zu mißachten wagt! Wenn alles fertig ist, so ziehen die besten Jäger morgens lange vor Tagesanbruch aus. Werden mehrere Büffelherden entdeckt, so wird diejenige zum Schlachten ausersehen, deren Stellung so ist, daß die einleitenden Vorkehrungen und Manöver zum Umzingeln derselben und das Geschrei und Schießen beim Anreiten am wenigsten imstande ist, die übrigen Herden zu beunruhigen. ... Während dieser ganzen Zeit hält der gesamte männliche Teil der Bande, welcher bei der bevorstehenden Niedermetzlung der Büffel mitzuwirken imstande ist, zu Pferde auf einem Haufen in irgend einer benachbarten Schlucht, außerhalb des Gesichtskreises der Büffel, schweigend und vor Aufregung zitternd. Ist die Herde in einer für die Jagd günstigen Stellung, so zählen die leitenden Jäger ihre Leute ab und schicken sie unter zeitweiligen Anführern nach den vorbezeichneten Örtlichkeiten. Wenn der leitende Jäger dann sieht, daß jeder Mann an seiner richtigen Stelle und alles bereit ist, so sucht er mit einer Abteilung Reiter die Herde zu umflügeln und die offene Seite zu schließen, gibt dann das Zeichen und nun sprengt die ganze Schar mit einem gellenden Geschrei, das beinahe die Toten auferwecken könnte, voran und dringt dicht auf das Wild ein. Binnen wenigen Minuten ist das Gemetzel in vollem Gange; einige wenige mögen den Kordon durchbrochen haben und entkommen sein, diese werden aber nicht verfolgt, wenn andere Herden in der Nähe sind.

„Als noch Bogen und Pfeile allein gebraucht wurden, kannte jeder Krieger seine Pfeile und hatte keine Schwierigkeit, die von ihm getöteten Büffel positiv zu erkennen. Diese waren ganz sein individuelles Eigentum, ausgenommen, daß er um einen gewissen Teil desselben besteuert wurde zum Besten der Witwen oder der Familien, welche keinen Krieger als Versorger für sich hatten. Fanden sich Pfeile von verschiedenen Männern in demselben toten Büffel, so wurden die Eigentumsansprüche je nach deren Lage entschieden. Wenn jeder Pfeil eine tödliche Wunde verursachte, so wurde der Büffel geteilt, oder nicht selten auch irgendeiner Witwe zugeschrieben. Der oberste Jäger entschied alle derartigen Fragen, allein gegen seine Entscheidung konnte noch eine Berufung an das allgemeine Urteil der ‚Hundesoldaten‘ eingelegt werden. Seit aber der allgemeine Gebrauch der Feuerwaffen die Identifizierung der toten Büffel unmöglich gemacht hat, sind die Indianer in ihren Ansichten kommunistischer geworden³, und die gesamte Masse von Fleisch und Häuten wird nach irgendeinem Maßstab der gleichen Verhältnismäßigen Verteilung nach ihrer eigenen Erfindung ausgeteilt.“ (S. 206-211.)

Wir sehen, bei diesem Jägervolke wird *gesellschaftlich* produziert; es wirken verschiedene Arten von Arbeit zusammen, um ein Gesamtergebnis zu erzielen.

Wir finden hier bereits Anfänge der Arbeitsteilung und des planmäßigen Zusammenarbeitens (der Kooperation).⁴ Je nach den verschiedenen Fähigkeiten verrichten die Jäger verschiedene

³ Richtiger hieße es wohl: sie sind in ihren Ansichten wieder kommunistisch geworden. Ursprünglich war die Haushaltung der Indianer eine kommunistische, also auch die Verteilung des Ertrages der Jagd kommunistisch.

⁴ „Die Form der Arbeit vieler, die in demselben Produktionsprozeß oder in verschiedenen, aber zusammenhängenden Produktionsprozessen, planmäßig neben und mit einander arbeiten, heißt Kooperation“ (S. 323). [MEW

Arbeiten, aber nach gemeinsamem Plane. Das Ergebnis des Zusammenwirkens der verschiedenen Arbeiten, „des Austausches der Tätigkeiten“, wie Marx sich in „**Lohnarbeit und Kapital**“ ausdrückt, die Jagdbeute, wird nicht *ausgetauscht*, sondern *verteilt*.

Nur nebenbei sei darauf hingewiesen, wie die Änderung in den Produktionsmitteln — Ersetzung von Bogen und Pfeil durch das Feuegewehr — eine Änderung des Verteilungsmodus zur Folge hat.

Betrachten wir nun eine andere, höhere Art einer gesellschaftlichen Produktionsweise, z. B. die auf dem Ackerbau beruhende *indische Dorfgemeinde*. Von dem urwüchsigen Kommunismus, der in derselben herrschte, finden sich in Indien nur noch einige kümmerliche Reste. Aber Nearch, der Admiral des mazedonischen Alexander des Großen, berichtete noch, nach Strabo, XV, I, 66, von Gegenden Indiens, wo das Land Gemeineigentum war, gemeinsam bebaut und nach der Ernte der Ertrag des Bodens unter die Dorfgenosser verteilt wurde. Nach Elphinstone hat diese Gemeinschaft noch im Anfang unseres Jahrhunderts in einigen Teilen Indiens bestanden. Auf Java besteht der Dorfkommunismus in der Weise fort, daß das Ackerland von Zeit zu Zeit von neuem unter die Dorfgenosser verteilt wird, welche ihre Anteile nicht als Privateigentum, sondern nur zur Nutznießung für eine bestimmte Periode erhalten. In Vorderindien ist das Ackerland meist schon in das Privateigentum der einzelnen Dorfgenosser übergegangen, Wald, Weide und unbauter Boden sind jedoch vielfach noch Gemeineigentum, an dem alle Gemeindeglieder das Nutzungsrecht haben.

Was uns an einer solchen Dorfgemeinde interessiert, die noch nicht dem zersetzenden Einfluß der englischen Herrschaft, namentlich der durch diese eingeführten Steuersysteme, zum Opfer gefallen, ist der Charakter, den die *Arbeitsteilung* in derselben annimmt. Wir fanden bereits bei den Indianern eine solche; eine viel höhere jedoch bietet die indische Dorfgemeinde.

Neben dem Gemeindevorstand, der Pateel heißt, wenn er aus einer einzelnen Person besteht, Patsch dagegen, wenn er ein Kollegium von meist fünf Mitgliedern bildet, finden wir in der indischen Wirtschaftskommune noch eine Reihe von Beamten: den Karnam oder Matsaddi, den Rechnungsführer, der die finanziellen Verhältnisse der Gemeinde zu ihren einzelnen Mitgliedern und zu anderen Gemeinden und zum Staate zu überwachen und zu leiten hat; den Tallier für die Erforschung von Verbrechen und Übertretungen, dem zugleich der Schutz der Reisenden und deren sicheres Geleit über die Gemeindegrenze in die nächste Gemeinde obliegt; den Toti, den Flurschützer und Landvermesser, der darauf zu sehen hat, daß nicht benachbarte Gemeinden die Grenzen der Flur verrücken, ein Umstand, der sich namentlich beim Reisbau leicht ereignen kann; den Aufseher über die Wasserläufe, der sie imstande zu halten und dafür zu sorgen hat, daß sie gehörig geöffnet und geschlossen werden und jedes Feld genügend Wasser erhalte, was insbesondere beim Reisbau von großer Wichtigkeit; den Brahmanen zur Vollziehung der notwendigen Gottesdienste; den Schullehrer, der die Kinder im Lesen und Schreiben unterrichtet; den Kalender-Brahmanen oder Astrologen, der die glücklichen oder unglücklichen Tage für Säen, Ernten, Dreschen und andere wichtigen Arbeiten auszuforschen hat; den Schmied, den Zimmermann und Rademacher; den Töpfer; den Wäscher; den Barbier; den Kuhhirten; den Arzt; die Devadaschi (das Tanzmädchen); mitunter sogar einen Sänger.

Alle diese haben für die ganze Gemeinde und deren Mitglieder zu arbeiten und werden dafür entweder durch Anteile an der Feldmark, oder durch Anteile an den Ernteerträgen entschädigt. Auch hier bei dieser hochentwickelten Arbeitsteilung sehen wir *Zusammenwirken der Arbeiten, Verteilung der Produkte*.

Nehmen wir noch ein Beispiel, das jedermann bekannt sein dürfte: das einer patriarchalischen Bauernfamilie, die ihren Bedarf selbst befriedigt; ein gesellschaftliches Gebilde, das sich aus einer Produktionsweise herausentwickelt hat, wie wir sie eben in der indischen Wirtschaftskommune

23, S. 13] Zehn Seiten später sagt Marx in einer Anmerkung: „Linguet in seiner ‚*Théorie de Lois Civiles*‘ hat vielleicht nicht unrecht, wenn er die Jagd für die erste Form der Kooperation erklärt.“

geschildert haben, einer Produktionsweise, die sich im Anfang der Entwicklung aller näher bekannten Kulturvölker nachweisen läßt.

Eine solche Bauernfamilie zeigt uns ebenfalls keine isolierten Menschen, sondern ein gesellschaftliches Zusammenarbeiten und ein Zusammenwirken verschiedener Arbeiten, die nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit wechseln. Da wird gepflügt, gemäht, das Vieh gewartet, gemolken, Holz gesammelt, gesponnen, gewebt, genäht, gestrickt, geschnitzt, gezimmert usw. usw. Die verschiedensten Arbeiten wirken da zusammen, beziehen sich aufeinander; die Produkte werden hier ebensowenig wie in den früheren Beispielen von den einzelnen Arbeitern *ausgetauscht*, sondern unter diese den Verhältnissen entsprechend *verteilt*.

Nehmen wir nun an⁵, die Produktionsmittel einer Ackerbaugemeinde, wie wir sie geschildert, vervollkommneten sich so sehr, daß weniger Arbeit als bisher dem Ackerbau zu widmen ist. Arbeitskräfte werden frei, die vielleicht, wenn die technischen Hilfsmittel so weit entwickelt, dazu verwendet werden, ein auf dem Gemeindegebiet gelegenes Lager von Feuerstein auszubeuten, Feuersteinwerkzeuge und Waffen zu fabrizieren. Die Produktivität der Arbeit ist so groß, daß weit mehr Werkzeuge und Waffen erzeugt werden, als die Gemeinde braucht.

Ein Stamm nomadischer Hirten kommt auf seinen Wanderungen in Berührung mit dieser Gemeinde. Die Produktivität der Arbeit ist in diesem Stamm auch gestiegen, er ist dahin gekommen, mehr Vieh zu züchten, als er bedarf. Es liegt nahe, daß dieser Stamm gern seinen Überschuß an Vieh gegen überschüssige Werkzeuge und Waffen der Ackerbaugemeinde austauschen wird. Das überschüssige Vieh und die überschüssigen Werkzeuge werden durch diesen Austausch zu *Waren*.

Der Warenaustausch ist die natürliche Folge der Entwicklung der Produktivkräfte über die engen Bedürfnisse der urwüchsigen Gemeinwesen hinaus. Der ursprüngliche Kommunismus wird, von einer gewissen Höhe der technischen Entwicklung an, zu einer Schranke für deren Fortschreiten. Die Produktionsweise fordert eine *Erweiterung* des Kreises der gesellschaftlichen Arbeit; da aber die einzelnen Gemeinwesen einander fremd und unabhängig gegenüber standen, war diese Erweiterung nicht möglich durch Erweiterung der kommunistischen planmäßigen Arbeit, sondern nur durch gegenseitigen Austausch der Überschüsse der Arbeit der Gemeinwesen.

Wie der Warenaustausch auf die Produktionsweise innerhalb der Gemeinwesen zurückwirkte, bis die Warenproduktion die Produktion von einander unabhängiger *Privatarbeiter* wurde, denen die Produktionsmittel und die Produkte ihrer Arbeiten privateigentümlich gehören, haben wir nicht zu untersuchen. Was wir zeigen wollen, ist folgendes: Die Warenproduktion ist eine *gesellschaftliche* Art der Produktion; sie ist außerhalb des gesellschaftlichen Zusammenhanges undenkbar, ja sie bedeutet eine *Ausdehnung der gesellschaftlichen Produktion* über die Grenzen der ihr vorhergehenden kommunistischen (im Stamm, der Gemeinde oder der patriarchalischen Familie) hinaus. Aber der gesellschaftliche Charakter tritt bei ihr nicht offen zutage.

Nehmen wir einen Töpfer und einen Ackerbauer, einmal als Mitglieder einer indischen kommunistischen Dorfgemeinde, das andere Mal als zwei Warenproduzenten. In dem ersteren Falle arbeiten beide in gleicher Weise für die Gemeinde; der eine liefert ihr seine Töpfe, der andere seine Feldfrucht ab; der eine erhält seinen Anteil an Feldfrüchten, der andere an Töpfen. Im zweiten Falle betreibt jeder unabhängig für sich seine Privatarbeit, aber jeder arbeitet (vielleicht in demselben Maße, wie früher) nicht nur für sich, sondern auch für den anderen. Hierauf tauschen sie ihre Produkte aus, und möglicherweise erhält der eine ebensoviel Feldfrüchte, der andere

⁵ Eine Reihe von Tatsachen beweist, daß die erste Entwicklung der Warenproduktion tatsächlich in ähnlicher Weise vor sich gegangen, wie wir sie in den folgenden Zeilen schildern. Natürlich ist sie nicht so einfach erfolgt, wie hier angegeben, aber unsere Darstellung hat nicht den Zweck, die *Geschichte* der Warenproduktion, sondern nur ihre besonderen *Eigentümlichkeiten* zu zeigen, die am leichtesten erkannt werden durch Vergleichung mit anderen Produktionsweisen.

ebensoviel Töpfe, als er früher erhalten. Es scheint sich wesentlich nichts geändert zu haben, und doch sind beide Prozesse von einander grundverschieden.

In dem ersteren Falle sieht jeder sofort, daß es die Gesellschaft ist, welche die verschiedenen Arbeiten in Zusammenhang bringt, welche den einen für den anderen arbeiten läßt und jedem seinen Anteil an dem Arbeitsprodukt des anderen direkt zuweist. Im zweiten Falle arbeitet jeder anscheinend für sich, und die Art und Weise, wie jeder zu dem Produkt des anderen gelangt, scheint nicht dem gesellschaftlichen Charakter ihrer Arbeit geschuldet, *sondern den Eigentümlichkeiten des Produkts selbst*. Es scheint jetzt, daß nicht der Töpfer und der Feldarbeiter für einander arbeiten, daß also die Töpferarbeit und die Feldarbeit für die Gesellschaft notwendige Arbeiten sind, sondern daß den Töpfen und den Feldfrüchten mystische Eigenschaften innewohnen, die ihren Austausch in gewissen Verhältnissen bewirken. Die Verhältnisse der *Personen* untereinander, wie sie der gesellschaftliche Charakter der Arbeit bedingt, erhalten unter der Herrschaft der *Warenproduktion* den Anschein von Verhältnissen von *Dingen*, nämlich von Produkten, untereinander. So lange die Produktion direkt vergesellschaftet war, unterlag sie der Bestimmung und Leitung der Gesellschaft und lagen die Verhältnisse der Produzenten zueinander klar zutage. Sobald aber die Arbeiten zu Privatarbeiten wurden, die unabhängig von einander betrieben wurden, sobald die Produktion damit eine planlose wurde, erschienen die Verhältnisse der Produzenten zueinander als Verhältnisse der Produkte. Fortan lag die Bestimmung der Verhältnisse der Produzenten zueinander nicht mehr bei diesen selbst; diese Verhältnisse entwickelten sich unabhängig vom Willen der Menschen, die gesellschaftlichen Mächte wuchsen ihnen über den Kopf, sie erschienen der naiven Anschauung vergangener Jahrhunderte als *göttliche Mächte*, sie erscheinen späteren „aufgeklärteren“ Jahrhunderten als Mächte der *Natur*.

Den Naturalformen der Waren werden jetzt Eigenschaften zugeschrieben, die mystisch erscheinen, so lange sie nicht aus den Verhältnissen der Produzenten zueinander erklärt werden. Wie der Fetischbeter seinem Fetisch Eigenschaften andichtet, die nicht in seiner natürlichen Beschaffenheit begründet sind, so erscheint dem bürgerlichen Ökonomen die Ware als ein sinnliches Ding, das mit übersinnlichen Eigenschaften begabt. Marx nennt dies „den Fetischismus, der den Arbeitsprodukten anklebt, sobald sie als Waren produziert werden, und daher von der Warenproduktion unzertrennlich ist.“ [S. 87]*

Diesen Fetischcharakter der Ware — und, wie wir später sehen werden, auch des Kapitals — hat Marx zuerst erkannt. Der Fetischismus ist es, der die Erkenntnis der Eigentümlichkeiten der Ware erschwert, ja unmöglich macht, so lange er nicht überwunden ist; es ist unmöglich, zum vollen Verständnis des Warenwertes zu gelangen, ohne sich des Fetischcharakters der Ware bewußt zu werden. Das Kapitel über „den Fetischcharakter der Ware und sein Geheimnis“ erscheint uns daher als eines der wichtigsten des „**Kapital**“, dem jeder Leser dieses Buches besondere Aufmerksamkeit schenken sollte. Und doch wird gerade dieses Kapitel von den Gegnern, ja vielfach selbst von Anhängern der Marxschen Lehren fast gar nicht beachtet.

2. Der Wert

Sind wir uns über den Fetischcharakter der Ware klar geworden, dann bietet ihre Untersuchung nur noch verhältnismäßig geringe Schwierigkeiten.

Wie wir gesehen, hat die Ware den Zweck, ausgetauscht zu werden. Dies bedingt aber, daß sie ein menschliches Bedürfnis befriedigt, sei es nun ein wirkliches oder bloß eingebildetes. Niemand wird ein anderes Produkt gegen sein Produkt eintauschen, wenn jenes für ihn nutzlos ist. Die Ware muß also ein nützliches Ding sein, sie muß *Gebrauchswert* besitzen. Der Gebrauchswert

*Wenn nicht anders vermerkt, verweisen Seitenzahlen in eckigen Klammern auf die moderne Standardausgabe von Bd. 1 des „**Kapitals**“, d.h. Bd. 23 der *Marx Engels Werke*. D. Hrsgb.

wird bestimmt durch die *physischen* Eigenschaften des Warenkörpers. Gebrauchswerte bilden den stofflichen Inhalt des Reichtums, welches immer seine gesellschaftliche Form sein mag. Der Gebrauchswert ist also keine der Ware allein eigentümliche Eigenschaft. Es gibt Gebrauchswerte, die keine Waren sind, z. B., wie wir oben gesehen, die Produkte eines kommunistischen Gemeinwezens; ja, es gibt Gebrauchswerte, die nicht einmal Arbeitsprodukte sind, z. B. Früchte im Urwald, Wasser im Fluß. Dagegen gibt es keine Ware, die nicht Gebrauchswert besäße.

Sobald Gebrauchswerte Waren werden, d. h. sich gegenseitig austauschen, bemerken wir, daß dies stets in einem bestimmten Zahlenverhältnis geschieht. Das Verhältnis, in welchem sich eine Ware mit einer anderen austauscht, nennt man ihren *Tauschwert*. Dies Verhältnis mag nach Zeit und Ort wechseln; für einen bestimmten Ort und eine bestimmte Zeit ist es jedoch eine bestimmte Größe. Wenn wir 20 Ellen Leinwand gegen 1 Rock austauschen, und gleichzeitig 20 Ellen Leinwand gegen 40 Pfund Kaffee, so können wir sicher sein, daß gleichzeitig 1 Rock sich gegen 40 Pfund Kaffee austauschen würde, wenn es zum Austausch käme. Der Tauschwert des Rockes hat ein ganz anderes Gesicht, wenn ich ihn mit Leinwand, als wenn ich ihn mit Kaffee austausche. Aber wie verschieden der Tauschwert einer Ware auch aussehen mag, es liegt ihm zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort stets der gleiche Gehalt zugrunde. Zur Erläuterung dieser gesellschaftlichen Erscheinung diene eine ähnliche aus der Körperwelt. Wenn ich sage, ein Körper wiege 16 Kilogramm oder 32 Pfund oder ein russisches Pud, so weiß ich, daß allen diesen verschiedenen Ausdrücken ein bestimmter Gehalt zugrunde liegt, eine bestimmte *Schwere* des Körpers. So liegt auch den verschiedenen Tauschwertausdrücken einer Ware ein bestimmter Gehalt zugrunde, und diesen nennen wir ihren *Wert*.

Damit sind wir bei der wichtigsten grundlegenden Kategorie der politischen Ökonomie angelangt, bei derjenigen, ohne die das Getriebe der herrschenden Produktionsweise nicht richtig verstanden werden kann.

Was bildet den Wert der Waren? das ist die Frage, die zu beantworten.

Nehmen wir zwei Waren, z. B. Weizen und Eisen. Welches auch immer ihr Austauschverhältnis, es ist stets darstellbar in einer mathematischen Gleichung, z. B. 1 Hektoliter Weizen = 2 Zentner Eisen. Aber es ist ein bekannter Satz, den man schon in der Volksschule lernt, daß mathematische Operationen nur mit gleichartigen Größen ausgeführt werden können; ich kann z. B. von 10 Äpfeln 2 Äpfel, nie aber 2 Nüsse abziehen. Es muß demnach in den Waren Weizen und Eisen etwas Gemeinsames sein, welches ihre Vergleichung ermöglicht: das ist eben ihr Wert. Ist dieses Gemeinsame nun eine natürliche Eigenschaft der Waren? Als Gebrauchswerte werden sie nur ausgetauscht, weil sie *verschiedene, nicht gemeinsame* natürliche Eigenschaften haben. Diese Eigenschaften bilden den *Beweggrund* des Austausches, können aber nicht das *Verhältnis* bestimmen, in dem er stattfindet.

Sieht man vom Gebrauchswert der Warenkörper ab, dann bleibt ihnen nur noch *eine* Eigenschaft, die von *Arbeitsprodukten*. Sieht man aber vom Gebrauchswert der Produkte ab, dann sieht man auch ab von den verschiedenen bestimmten Formen der Arbeit, welche sie erzeugt hat; dann sind sie nicht mehr Produkte von Tischlerarbeit oder Spinnarbeit usw., sondern nur Produkte *menschlicher Arbeit überhaupt*. Und als solche sind sie *Werte*.

Eine Ware hat also nur einen Wert, weil menschliche Arbeit überhaupt in ihr vergegenständlicht ist. Wie nun die Größe ihres Wertes messen? Durch die Menge des in ihr enthaltenen Wertbildners, der Arbeit. Die Menge der Arbeit hat wieder ihren Maßstab in der Zeit.

Es könnte scheinen, daß, wenn die zur Verfertigung einer Ware verausgabte Zeit deren Wert bestimmt, je fauler und ungeschickter ein Mann, desto wertvoller seine Ware. Es handelt sich hier jedoch nicht um *individuelle*, sondern um *gesellschaftliche* Arbeit.

Erinnern wir uns, daß die Warenproduktion ein System von Arbeiten darstellt, die, wenn auch unabhängig von einander, so doch in einem *gesellschaftlichen* Zusammenhang betrieben werden.

„Die gesamte Arbeitskraft der Gesellschaft, die sich in den Werten der Warenwelt darstellt, gilt hier als *eine und dieselbe menschliche Arbeitskraft*, obgleich sie aus zahllosen individuellen Arbeitskräften besteht. Jede dieser individuellen Arbeitskräfte ist dieselbe menschliche Arbeitskraft, wie die andere, soweit sie den Charakter einer *gesellschaftlichen Durchschnittsarbeitskraft* besitzt und als solche gesellschaftliche Durchschnittsarbeitskraft wirkt, also in der Produktion einer Ware auch nur die im *Durchschnitt* notwendige oder *gesellschaftlich* notwendige Arbeitszeit braucht. Gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist Arbeitszeit, erheischt, um irgendeinen Gebrauchswert mit den vorhandenen gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensivität der Arbeit darzustellen.“ [S. 53]

Wechselt die Produktivkraft der Arbeit, so wechselt auch die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, so wechselt der Wert.

Die Zeit, die notwendig ist, ein bestimmtes Produkt herzustellen, muß natürlich für den Menschen immer, unter jeder Produktionsweise von Interesse sein; ebenso muß sie immer, auch bei kommunistischen Produktionsweisen von Einfluß sein auf das Maß des Verhältnisses, in dem die verschiedenen Arten von Arbeit zusammenwirken.

Nehmen wir wieder das Beispiel einer indischen kommunistischen Dorfgemeinde. Sie beschäftige zwei Schmiede zur Herstellung ihrer Ackerbaugeräte. Eine Erfindung steigere die Produktivität der Arbeit so, daß nur noch ein Schmied nötig, um in einer gegebenen Zeit die erforderlichen Feldgeräte herzustellen. Jetzt wird man nicht mehr zwei Schmiede mit dieser Arbeit betrauen, sondern nur einen; den anderen vielleicht zur Anfertigung von Waffen oder Zierraten verwenden. Die Produktivität der Feldarbeit dagegen bleibe die gleiche. Es muß ebensoviel Arbeitszeit, wie bisher, aufgewendet werden, um den Bedarf der Gemeinde an Feldfrüchten zu befriedigen, wie bisher.

Jedes Mitglied der Gemeinde wird unter diesen Umständen denselben Anteil an Feldfrüchten erhalten, wie bisher; aber ein Unterschied waltet jetzt ob: die Produktivität der Schmiedearbeit hat sich verdoppelt; für die Verfertigung der Ackerbaugerätschaften entfällt jetzt nur noch *ein* Anteil, nicht *zwei*, an Feldfrüchten. Der Wechsel in der Beziehung der verschiedenen Arbeiten ist hier ein sehr einfacher, durchsichtiger. Er wird mystisch, sobald nicht Schmiedearbeit und Feldarbeit direkt zusammenwirken, sondern erst in ihren Produkten in Beziehung zueinander gebracht werden. Der Wechsel in der Produktivität der Schmiedearbeit erscheint dann als Wechsel im Austauschverhältnis des Produkts der Schmiedearbeit mit anderen Produkten, als Wechsel ihres Wertes.

Bereits Ricardo hatte erkannt, daß die Größe des Wertes einer Ware durch die auf ihre Herstellung verwendete Menge Arbeit bestimmt wird. Aber er durchschaute nicht den *gesellschaftlichen* Charakter der Arbeit, der in der Wertform der Ware versteckt ist, d. h. den Fetischismus der Ware. Ebenso wenig schied er ausdrücklich und mit klarem Bewußtsein die Warenwert bildende Seite der Arbeit von ihrer Gebrauchswert bildenden Seite. Den Fetischcharakter der Ware haben wir bereits dargelegt. Folgen wir jetzt Marx bei seiner Untersuchung des zwieschlächtigen Charakters der in den Waren enthaltenen Arbeit.

Die Ware erschien uns als Gebrauchswert und Wert. Ihr Stoff wird von der Natur geliefert. Ihr Wert wird durch Arbeit gebildet; aber ebenso ihr Gebrauchswert. In welcher Weise bildet nun die Arbeit Wert, in welcher Gebrauchswert?

Auf der einen Seite erscheint uns die Arbeit als produktive Ausgabe menschlicher Arbeitskraft überhaupt; auf der anderen Seite als bestimmte, menschliche Tätigkeit zur Erreichung eines besonderen Zweckes. Die erstere Seite der Arbeit bildet das Gemeinsame jeder produktiven Tätigkeit des Menschen. Die zweite Seite ist bei den verschiedenen produktiven Tätigkeiten verschieden.

Nehmen wir Feldarbeit und Schmiedearbeit, so ist es beiden gemein, daß sie Verausgabungen menschlicher Arbeitskraft überhaupt sind. Aber jede von ihnen ist verschieden in ihrem Zweck, ihrer Operationsweise, ihrem Gegenstand, ihren Mitteln, ihrem Ergebnis.

Die *bestimmte*, zweckgemäße menschliche Tätigkeit bildet den *Gebrauchswert*. Ihre Verschiedenheit bildet die Grundlage der Warenproduktion. Waren werden nur ausgetauscht, wenn sie verschieden sind; niemand wird Weizen gegen Weizen oder Sensen gegen Sensen austauschen; wohl aber Weizen gegen Sensen. Gebrauchswerte können sich als Waren nur gegenüber treten, wenn *qualitativ* (den Eigenschaften nach) *verschiedene* nützliche Arbeiten in ihnen stecken.

Als *Werte* sind jedoch die Waren nicht qualitativ, sondern *quantitativ* (der Zahl nach) verschieden. Sie werden ausgetauscht, weil sie verschieden sind als Gebrauchswerte; sie werden beim Tausch verglichen und in ein gewisses Verhältnis miteinander gesetzt, weil sie gleich sind als Werte. Nicht die Arbeit als bestimmte, zweckgemäße Tätigkeit in ihrer qualitativen Verschiedenheit kann den Wert bilden, sondern nur die Arbeit in ihrem in allen Arbeitszweigen gleichen Charakter als Verausgabung menschlicher Arbeitskraft überhaupt. Als solche Verausgabungen von Arbeitskraft sind die verschiedenen Arbeiten, wie die Werte, nicht qualitativ, sondern nur quantitativ verschieden. Das heißt, in bezug auf die Wertbildung wird jede Arbeit als *einfache Durchschnittsarbeit* betrachtet, als Verausgabung einfacher Arbeitskraft, wie sie im Durchschnitt jeder Mensch in seinem Organismus besitzt. Komplizierte Arbeit gilt in dieser Beziehung nur als vervielfachte einfache Arbeit. Ein kleines Quantum komplizierter Arbeit wird einem größeren Quantum einfacher Arbeit gleichgesetzt. Entsprechend dem Charakter der Warenproduktion ist der Vorgang ein gesellschaftlicher, aber gleichzeitig unbewußter, der die Verhältnisse der verschiedenen Arbeitsarten, jede auf einfache Arbeit zurückgeführt, zueinander feststellt. Es scheinen jedoch dem im Fetischismus der Warenwelt Befangenen nicht *gesellschaftliche*, sondern *natürliche* Ursachen zu sein, welche die verschiedenen Arten der komplizierten Arbeit als vielfache der einfachen Arbeit erscheinen lassen. Eine Reihe kleinbürgerlicher Sozialisten, die den Wert „konstituieren“, d. h. ein für allemal festsetzen wollten, um die Warenproduktion von ihren „Schlacken zu reinigen“ und zu verewigen, versuchten es, diese vermeintlich natürlichen Ursachen festzustellen und bei jeder Arbeit zu bestimmen, in welchem Maße sie Wert schaffe. (Vgl. Rodbertus Normalwerkarbeitstag.) In Wirklichkeit sind diese Ursachen gesellschaftliche, die sich ununterbrochen ändern.

Es gibt wenige Gebiete, auf denen so viele irrtümliche Ansichten zutage traten, wie auf dem des Wertes. Einige hat Marx selbst richtig gestellt.

Namentlich *ein* Irrtum wird von Anhängern wie Gegnern der Marxschen Theorien sehr gerne begangen; die Verwechslung von *Wert* und *Reichtum*. Man legt Marx sehr häufig den Ausspruch in den Mund: „Die Arbeit ist die Quelle alles Reichtums.“ Wer den bisherigen Ausführungen gefolgt ist, wird leicht einsehen, daß dieser Ausspruch in geradem Widerspruch zu den Grundlagen der Marxschen Anschauungen steht und die Befangtheit im Fetischismus der Warenwelt voraussetzt. Der *Wert* ist eine historische Kategorie, nur für die Periode der Warenproduktion geltend; er ist ein gesellschaftliches Verhältnis. Der *Reichtum* ist dagegen etwas Stoffliches, setzt sich zusammen aus Gebrauchswerten. Reichtum wird in allen Produktionsweisen produziert; es gibt einen Reichtum, der nur von der Natur geliefert ist, in dem gar keine Arbeit enthalten ist; es gibt keinen Reichtum, welcher durch die Wirksamkeit der menschlichen Arbeit allein entstanden wäre. „Arbeit ist nicht die einzige Quelle der von ihr produzierten Gebrauchswerte“, sagt Marx, „des stofflichen Reichtums. Die Arbeit ist sein Vater, wie William Petty sagt, und die Erde seine Mutter.“ [S. 58]

Mit dem Wachstum der Produktivität der Arbeit wächst unter sonst gleichen Umständen der stoffliche Reichtum eines Landes; er nimmt mit ihr ab. Die Summe der vorhandenen Werte kann gleichzeitig dieselbe bleiben, wenn die Menge der aufgewendeten Arbeit dieselbe ist. Eine günstige Ernte vermehrt den Reichtum eines Landes; die Summe der Warenwerte, welche diese

Ernte repräsentiert, kann dieselbe sein, wie im Vorjahre, wenn die Menge der aufgewendeten gesellschaftlich nochwendigen Arbeit dieselbe geblieben.

Wenn Marx nicht gesagt hat, daß die Arbeit die Quelle alles Reichtums; wenn dieser Satz auf einer Vermengung von Gebrauchswert und Warenwert beruht, dann werden alle Konsequenzen hinfällig, die man mit bezug auf Marx an diesen Satz geknüpft. Man sieht jetzt aber auch, wie gänzlich unbegründet es ist, wenn manche Gegner von Marx ihm entgegenhalten, daß er die Rolle der Natur bei der Produktion übersehen habe. Wohl aber haben diese Gegner etwas übersehen, nämlich den Unterschied zwischen dem Warenkörper und dem durch ihn repräsentierten gesellschaftlichen Verhältnis.

„Wie sehr ein Teil der Ökonomen von dem der Warenwelt anklebenden Fetischismus oder dem gegenständlichen Schein der gesellschaftlichen Arbeitsbestimmungen getäuscht wird, beweist u. a. der langweilig abgeschmackte Streit über die Rolle der Natur in der Bildung des Tauschwertes. Da Tauschwert eine bestimmte gesellschaftliche Manier ist, die auf ein Ding verwandte Arbeit auszudrücken, kann er nicht mehr Naturstoff enthalten, als etwa der Wechselkurs.“ [S. 97]

Man sieht, Marx hat die Rolle der Natur bei der Produktion von Gebrauchswerten nicht „übersehen“. Wenn er sie aus der Wertbestimmung ausschied, so beruhte das nicht auf Vergeßlichkeit, sondern geschah auf Grund einer Einsicht in den gesellschaftlichen Charakter der Warenproduktion, die denjenigen Ökonomen noch immer abgeht, welche die Gesetze der Gesellschaft aus einem Zustand der Gesellschaftslosigkeit, dem isolierten Menschen, ableiten.

Ein weiterer Irrtum, der in bezug auf die Marxsche Werttheorie ziemlich verbreitet ist, besteht in der Verwechslung der wertbildenden Kraft der *Arbeit* mit dem Wert der *Arbeitskraft*. Man muß diese beiden streng auseinanderhalten. Die Arbeit als die Quelle des Wertes, kann ebensowenig einen Wert haben, als die Schwere ein Gewicht, die Wärme eine Temperatur. Wir haben bisher nur von dem Wert gehandelt, den einfache oder komplizierte Arbeit *bildet*, nicht von dem Wert, den die Arbeitskraft besitzt, und der im Lohn des Arbeiters — des Trägers der Arbeitskraft — zum Ausdruck kommt.

Wir setzen bisher nur einfache Warenproduktion und einfachen Warentausch voraus. Die Arbeitskraft als Ware existiert bisher für uns noch nicht.

Von der menschlichen Arbeitskraft und ihrem Wert werden wir später noch ausführlicher handeln. Hier genüge der Fingerzeig, um vor einem Irrtum zu bewahren.

Die meisten Einwendungen gegen die Marxsche Werttheorie beruhen auf solchen Irrtümern, soweit sie nicht Behauptungen widerlegen, die Marx nie aufgestellt, oder gar nur bloße Verdächtigungen sind, wie der beliebte Vorwurf des Marxschen Dogmatismus.

Um sich vor solchen irrtümlichen Auffassungen zu bewahren, muß man sich stets den Charakter eines Gesetzes, wie das Wertgesetz eines ist, vor Augen halten.

Ein jedes naturwissenschaftliche oder gesellschaftliche Gesetz ist ein Versuch, Vorgänge in der Natur oder der Gesellschaft zu erklären. Aber kaum einer dieser Vorgänge wird durch eine einzige Ursache bedingt. Die verschiedensten und verwickeltesten Ursachen liegen den verschiedenen Vorgängen zugrunde und diese Vorgänge selbst spielen sich nicht unabhängig von einander ab, sondern durchkreuzen sich in den verschiedensten Richtungen. Der Erforscher der Zusammenhänge in der Natur oder der Gesellschaft hat daher eine doppelte Aufgabe. Er muß erstens die verschiedenen Vorgänge von einander sondern, sie isolieren; er muß zweitens die Ursachen, welche diesen Vorgängen zugrunde liegen, von einander sondern, die wesentlichen von den unwesentlichen, die regelmäßigen von den zufälligen. Beide Arten der Forschung sind nur möglich durch die Abstraktion. Der Naturforscher wird hierbei unterstützt durch eine Reihe unendlich vervollkommener Instrumente und Methoden der Beobachtung und des Experiments. Der Erforscher der

Gesellschaftsgesetze muß auf die letzteren ganz verzichten, und in bezug auf die ersteren mit sehr unvollkommenen Hilfsmitteln vorliebnehmen.

Durch die Abstraktion gelangt der Forscher zur Erkenntnis eines Gesetzes, das den Erscheinungen, die er erklären will, zugrunde liegt. Ohne dessen Kenntnis können die betreffenden Erscheinungen nicht erklärt werden; aber keineswegs genügt dies eine Gesetz allein, um diese Erscheinungen völlig zu erklären. Eine Ursache kann durch eine andere geschwächt, ja in ihrer Wirkung völlig aufgehoben werden; es wäre jedoch falsch, auf einem solchen Fall schließen zu wollen, daß die Ursache überhaupt nicht bestehe. Die Gesetze des Falles gelten z. B. nur im luftleeren Raum: hier fallen ein Stück Blei und eine Feder gleich schnell zu Boden. Im mit Luft erfüllten Raum ist das Ergebnis ein anderes, wegen des Widerstandes der Luft. Trotzdem ist das Fallgesetz richtig.

So ist es auch mit dem Wert. Sobald die Warenproduktion zur herrschenden Form der Produktion geworden, mußte den bei dieser Produktionsweise Beteiligten die Gesetzmäßigkeit der Warenpreise auffallen und dahin führen, daß man die Ursachen zu erforschen suchte, welche ihr zugrunde lagen. Die Untersuchung der Warenpreise führte zur Bestimmung der Wertgröße. Aber ebensowenig, als die Schwerkraft die einzig bestimmende Ursache der Erscheinungen des Falles ist, ebensowenig ist der Wert einer Ware die einzige Ursache ihres Preises. Marx weist selbst darauf hin, daß es Waren gibt, deren Preis nicht nur zeitweilig, sondern stets unter ihrem Wert stehen kann. So sind z. B. Gold und Diamanten wahrscheinlich noch niemals zu ihrem vollen Werte bezahlt worden. Auch die Ware Arbeitskraft kann unter gewissen Umständen dauernd unter ihrem Wert bezahlt werden.

Ja, Marx hat sogar nachgewiesen, daß in der kapitalistischen Produktionsweise, unter dem Einfluß des Profits, das Wertgesetz so beeinflußt wird, daß die Preise der meisten Waren dauernd über oder unter ihrem Wert nicht bloß stehen *können*, sondern stehen *müssen*. Trotzdem bleibt auch da das Wertgesetz in Kraft, ja, diese Abweichungen der Preise vom Wert können selbst wieder nur mit Hilfe des Wertgesetzes erklärt werden. Wir können hier darauf bloß hinweisen, nicht es näher auseinandersetzen. Dazu gehört die Kenntnis der Gesetze des Kapitals und des Profits. Wir kommen später noch einmal darauf zurück.

Ein großer Teil der Einwendungen gegen die Marxsche Werttheorie beruht auf der Verwechslung von Preis und Wert. Beide müssen streng auseinander gehalten werden.

Vor allem aber darf man, wie schon ausgeführt, sich nicht vom Fetischcharakter der Ware blenden lassen; nicht die gesellschaftlichen Verhältnisse, die im Warenkörper zum Ausdruck gelangen, für dessen natürliche Eigenschaften halten. Wenn man nie aus den Augen verliert, daß die Warenproduktion eine Art gesellschaftlicher Produktion ist, bei der von den einzelnen Wirtschaftsbetrieben füreinander, wenn auch nicht miteinander produziert wird, und daß der Wert der Waren nicht ein Verhältnis von *Dingen*, sondern ein unter dinglicher Hülle verstecktes Verhältnis von *Menschen* zueinander darstellt, dann wird man auch wissen, wie man den Marxschen Satz aufzufassen hat, der die Grundlage der Untersuchungen des „**Kapital**“ bildet: „*Es ist nur das Quantum gesellschaftlich notwendiger Arbeit oder die zur Herstellung eines Gebrauchswertes gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, welche seine Wertgröße bestimmt.*“ [S. 54]

3. Der Tauschwert

Die Größe des Wertes einer Ware wird bestimmt durch die zu ihrer Herstellung gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit. Aber die Wertgröße wird nicht dementsprechend ausgedrückt. Man sagt nicht: „Dieser Rock ist vierzig Arbeitsstunden wert“, sondern sagt etwa: „Er ist so viel wert, wie 20 Ellen Leinwand oder 10 Gramm Gold.“

Der Rock ist eben, für sich allein betrachtet, noch keine Ware; er wird erst eine solche, wenn ich ihn austauschen will. Es tritt demnach auch der Wert einer Ware nicht zutage, wenn ich ihn nicht

mit dem einer anderen vergleiche, mit der ich jene auszutauschen gedenke. Die Wertgröße einer Ware wird wohl *bestimmt* durch die Menge der zu ihrer Herstellung gesellschaftlich notwendigen Arbeit; aber sie wird *ausgedrückt* durch ihr Verhältnis zu der oder den Wertgrößen einer oder mehrerer anderen Waren, durch ihr *Austauschverhältnis*. Die bürgerliche Ökonomie nimmt jedoch vielfach an, daß es das Austauschverhältnis einer Ware sei, welches ihre Wertgröße bestimme.

Ein Beispiel wird den Widersinn dieser Anschauung klar machen. Nehmen wir einen Zuckerhut. Sein Gewicht ist von vorneherein gegeben, aber ich kann es nur ausdrücken durch Vergleichung mit dem Gewicht eines anderen Körpers, z. B. *Eisen*. Ich lege den Zuckerhut in die eine Wagschale einer Wage und in die andere eine entsprechende Anzahl von Stücken Eisen, jedes von einem bestimmten Gewicht, das wir z. B. ein Pfund nennen. Die Anzahl der Eisenstücke lehrt uns das Gewicht des Zuckers kennen; aber es wäre abgeschmackt, annehmen zu wollen, der Zucker sei z. B. deshalb zehn Pfund schwer, weil ich zehn Pfundgewichte in die andere Wagschale legte. Ich mußte vielmehr zehn solcher Gewichte in die Wagschale legen, weil der Zucker zehn Pfund schwer ist.

Hier liegt der Sachverhalt klar zutage. Aber es verhält sich ebenso mit der *Wertgröße* und der *Wertform*.

Der Ausdruck für das Gewicht eines Körpers bietet manche Ähnlichkeit mit dem Wertausdruck einer Ware, d. h. der Form, in der wir ihre Wertgröße ausdrücken. Ein Hut Zucker ist zehn Pfund schwer, heißt eigentlich streng genommen, wenn wir unser Beispiel weiter führen, daß ein Hut Zucker ebenso schwer ist, wie die zehn bestimmten Stücke Eisen; ähnlich können wir von einem Rock sagen, er sei ebensoviel wert, als z. B. 20 Ellen Leinwand.

Wir könnten Eisen und Zucker nicht als *Körper* in ein gewisses Verhältnis zueinander setzen, wenn ihnen nicht eine *natürliche* Eigenschaft gemeinsam wäre: die *Schwere*; ebenso könnten wir Rock und Leinwand nicht als *Waren* in ein Verhältnis zueinander bringen, wenn sie nicht eine gemeinsame *gesellschaftliche* Eigenschaft besäßen: die, Produkte allgemein menschlicher Arbeit zu sein, *Werte*.

Eisen und Zucker spielen in der ersten Gleichung zwei verschiedene Rollen: ein Hut Zucker ist so schwer wie zehn Pfund Eisen. Der Zucker tritt hier als Zucker auf, das Eisen aber nicht als Eisen, sondern als Verkörperung der Schwere, als ihre Erscheinungsform. Wir sehen in dieser Gleichung nicht von den besonderen körperlichen Eigenschaften des Zuckers ab, wohl aber von denen des Eisens.

Eine ähnliche Erscheinung bietet uns die Gleichung: ein Rock = 20 Ellen Leinwand.

Beide, Rock wie Leinwand, sind Waren, also Gebrauchswerte und Werte. Aber in der Wertform, im Tauschverhältnis tritt hier nur der Rock als Gebrauchswert auf, die Leinwand dagegen nur als Erscheinungsform von Wert.

Ich kann das Gewicht des Zuckers nicht bloß mit Eisengewichten abwägen, sondern auch mit Messing- oder Bleigewichten usw. So kann ich den Wert des Rockes nicht nur in Leinwand ausdrücken, sondern auch in jeder anderen Ware. In der Gleichung: ein Rock = 20 Ellen Leinwand, sehe ich daher von der besonderen *Naturalform* der Leinwand ganz ab, sie gilt, in diesem Verhältnis, wie schon gesagt, nur als *Wert*, als Verkörperung allgemein menschlicher Arbeit. Die Leinwand wird Erscheinungsform des *Wertes* des Rockes im Gegensatz zum *Körper* des Rockes. Der dem Rock, wie jeder anderen Ware inwohnende Gegensatz von Gebrauchswert und Warenwert spiegelt sich im Wertausdruck wieder, innerhalb dessen seine Körperform als Rock nur als Gestalt von *Gebrauchswert*, die Körperform der Ware Leinwand nur als Gestalt von *Warenwert*, als *Wertform*, gilt.

Aber dennoch ist der Gebrauchswert der Ware, in der der Wert der anderen Ware ausgedrückt wird, — Marx nennt sie das Äquivalent⁶ — nicht gleichgültig. Beide Waren müssen verschieden sein. Die Gleichung ein Rock = ein Rock ist sinnlos.

⁶ Aequus (lateinisch) = gleich, valere = gelten, wert sein.

Ich kann den Wert des Rockes nicht nur in Leinwand ausdrücken, sondern in jeder anderen von ihm verschiedenen Ware. Aber ich kann auch die Gleichung umdrehen, und den Wert der Leinwand, sowie auch den jeder anderen Ware, in Röcken ausdrücken.

Ich kann die Gleichung aufstellen:

$$1 \text{ Rock} = \left\{ \begin{array}{l} 20 \text{ Ellen Leinwand} \\ 10 \text{ Pfund Tee} \\ 40 \text{ Pfund Kaffee} \\ 5 \text{ Zentner Eisen} \\ 2 \text{ Scheffel Weizen} \\ \text{usw.} \end{array} \right.$$

Ich kann sie aber auch umdrehen und sagen:

$$\left. \begin{array}{l} 20 \text{ Ellen Leinwand} \\ 10 \text{ Pfund Tee} \\ 40 \text{ Pfund Kaffee} \\ 5 \text{ Zentner Eisen} \\ 2 \text{ Scheffel Weizen} \\ \text{usw.} \end{array} \right\} = 1 \text{ Rock}$$

Beide Gleichungen scheinen dasselbe zu sagen; sie sagen dasselbe, als bloß *mathematische* Gleichungen betrachtet; als unterschiedene Ausdrucksformen des Wertes haben sie jedoch eine logisch und historisch verschiedene Bedeutung.

In den Anfängen der Warenproduktion wurden nur hie und da gelegentlich und zufällig Produkte ausgetauscht.

Diese Periode kann bezeichnet werden durch eine einfache Wertgleichung, in der eine Ware nur mit *einer* anderen in ein gewisses Verhältnis gesetzt wird, z. B. ein Bronzehammer = 20 Pfund Steinsalz; diese Form nennt Marx die *einfache oder einzelne Wertform*. Sobald dagegen ein Arbeitsprodukt, z.B. Vieh, nicht mehr ausnahmsweise, sondern *gewohnheitsmäßig* mit anderen Arbeitsprodukten ausgetauscht wird, nimmt der Wertausdruck die Form der ersten der zwei eben angeführten Gleichungen an, also z. B.

$$1 \text{ Kuh} = \left\{ \begin{array}{l} 2 \text{ Mäntel} \\ 1 \text{ Schwert} \\ 1 \text{ Gürtel} \\ 10 \text{ Sandalen} \\ 3 \text{ Becher} \\ \text{usw.} \end{array} \right.$$

Diese Wertform, für die wir noch bei Homer Beispiele finden, nennt Marx die *totale oder entfaltete Wertform*.

Aber die Warenproduktion entwickelt sich noch weiter. Es wächst die Zahl der Arbeitsprodukte, die zum Austausch, also als Waren hergestellt werden, und der gewohnheitsmäßige Tausch erstreckt sich auf eine immer größere Anzahl der verschiedensten Waren. Nicht nur Vieh, auch Schwerter, Gürtel, Becher usw. werden jetzt gewohnheitsmäßig ausgetauscht. Der gangbarste dieser Artikel, z. B. Vieh, wird derjenige, in dem die Werte der Waren am häufigsten ausgedrückt werden, bis er

die einzige ist. Damit ist der Punkt erreicht, in welchem die zweite der oben angeführten Formeln in Wirksamkeit tritt, die *allgemeine Wertform*.

Betrachten wir die Äquivalentform in dieser Gleichung jetzt näher. Wie wir schon oben gesehen, erscheint die Äquivalentform als die Verkörperung menschlicher Arbeit überhaupt. Aber es war in den früheren Ausdrucksformen nur zufällig und vorübergehend, daß eine Ware so erschien. In der Gleichung 1 Rock = 20 Ellen Leinwand, gilt die Leinwand allerdings nur als Erscheinungsform von Wert. Aber wenn 20 Ellen Leinwand mit 1 Scheffel Weizen oder wieder mit einem Rock gleichgesetzt werden, so ist es jetzt Weizen oder ein Rock, der als Verkörperung allgemein menschlicher Arbeit auftritt, indes die Leinwand wieder als Gebrauchswert figuriert. Anders bei der allgemeinen Wertform. Jetzt dient *eine einzige* Ware als Äquivalent; diese ist allgemeines Äquivalent. Sie, wie alle anderen Waren, ist nach wie vor Gebrauchswert und Warenwert. Aber alle anderen Waren treten ihr jetzt anscheinend nur als Gebrauchswerte gegenüber, sie selbst gilt als die *allgemeine* und *einzige* Erscheinungsform des Wertes, als die allgemeine *gesellschaftliche* Verkörperung menschlicher Arbeit überhaupt. Sie selbst ist jetzt die Ware, die mit allen anderen Waren *unmittelbar* austauschbar ist, und die deshalb auch jeder nimmt. Auf der anderen Seite verlieren dadurch alle anderen Waren die Fähigkeit und Möglichkeit, sich unmittelbar gegeneinander auszutauschen. Jeder Tausch zweier Waren kann nur noch durch Vermittlung des *allgemeinen* Äquivalents vor sich gehen, in dem sich alle anderen Warenwerte spiegeln.

4. Der Warenaustausch

Soll ein Warenaustausch vor sich gehen können, so müssen zwei Bedingungen eintreten: 1. Die auszutauschenden Produkte müssen *Gebrauchswerte* sein für solche, die sie *nicht besitzen*, *Nichtgebrauchswerte* für ihre *Besitzer*. 2. Die Austauschenden müssen sich gegenseitig als *Privateigentümer* der auszutauschenden Waren anerkennen. Das *Rechtsverhältnis* des Privateigentums ist nur der Spiegel der *Willensverhältnisse* der austauschenden Personen, die durch die *ökonomischen Verhältnisse* bedingt werden. Die Menschen fingen nicht an, Waren auszutauschen, weil sie sich gegenseitig als Privateigentümer der veräußerlichen Dinge ansahen, sondern sie begannen sich gegenseitig als Privateigentümer anzuerkennen, als sie in den Fall kamen, Waren miteinander auszutauschen.

Die ursprünglichste Form, in der ein Arbeitsprodukt Nichtgebrauchswert für seinen Besitzer wird, also die erste Form der Ware, ist die des *Überschusses* der Arbeitsprodukte über die Bedürfnisse ihres Besitzers. Diese Produkte werden noch nicht von vorneherein für den Tausch, sondern für den Selbstgebrauch produziert. Sie werden erst Waren durch den Tausch.

Was den zweiten Punkt anbelangt, die gegenseitige Anerkennung der Besitzer der veräußerlichen Dinge als ihrer Privateigentümer, so ist diese nur möglich dort, wo sich von einander unabhängige Personen gegenüber treten.

„Solch ein Verhältnis wechselseitiger Fremdheit existiert jedoch nicht für die Glieder eines naturwüchsigen Gemeinwesens, habe es nun die Form einer patriarchalischen Familie, einer altindischen Gemeinde, eines Inkastaates usw. Der Warenaustausch beginnt, wo die Gemeinwesen enden, an den Punkten ihrer Berührung mit *fremden* Gemeinwesen oder Gliedern fremder Gemeinwesen. Sobald Dinge aber einmal im auswärtigen, werden sie auch (mit der Zeit) rückschlagend im inneren Gemeinleben zu Waren.“ [S. 102]

In den Anfängen des Tausches zeigen sich Wertgröße und Wertform noch sehr wenig entwickelt. Das Verhältnis der Größen oder Mengen, in dem sich die Produkte austauschen, ist zunächst noch ein zufälliges und ungemein schwankendes. Aber der Produktaustausch wird immer mehr ein regelmäßiger gesellschaftlicher Vorgang. Man beginnt nicht bloß den Überschuß von

Gebrauchswerten über das eigene Bedürfnis hinaus zu vertauschen, sondern Gebrauchswerte eigens *zum Zwecke des Austausches* zu produzieren. Damit wird das Verhältnis, in dem sie sich austauschen, immer mehr abhängig von ihren Produktionsbedingungen. Die *Wertgröße* einer Ware beginnt eine Größe zu werden, die bestimmt ist von der zu ihrer Herstellung notwendigen Arbeitszeit.

Sobald man aber Arbeitsprodukte eigens zum Zweck des Austausches herstellt, muß auch der in der Warennatur schlummernde Gegensatz von Gebrauchswert und Wert deutlich zum Vorschein kommen.

Dieser jeder Ware innewohnende Gegensatz findet, wie wir wissen, seinen Ausdruck in der Wertform. Im Ausdruck 20 Ellen Leinwand = 1 Rock, sagt uns die Leinwand selbst, daß sie Gebrauchswert (Leinwand) und Wert (Rockgleiches) ist. Aber in der einfachen Wertform ist es noch schwierig, diesen Gegensatz festzuhalten, da die Ware, welche hier als Äquivalent, als Verkörperung menschlicher Arbeit überhaupt dient, diese Rolle nur vorübergehend einnimmt. In der entfalteten Wertform tritt der Gegensatz schon deutlicher zutage, da jetzt mehrere Waren als Äquivalent dienen und dienen können, weil ihnen eines gemeinsam: die Eigenschaft von Arbeitsprodukten oder Werten.

Aber je mehr der Warenaustausch sich entwickelt, je mehr Arbeitsprodukte zu Waren werden, desto notwendiger wird ein *allgemeines* Äquivalent. In den Anfängen des Tausches tauscht jeder das, was er nicht braucht, unmittelbar gegen das aus, was er braucht. Das wird immer schwieriger, je mehr die Warenproduktion die allgemeine Form gesellschaftlicher Produktion wird. Nehmen wir z. B. an, die Warenproduktion sei bereits so weit entwickelt, daß die Schneiderei, Bäckerei, Fleischerei, Schreinerei selbstständige Gewerbe bilden. Der Schneider veräußert einen Rock an den Schreiner. Für den Schneider ist der Rock Nichtgebrauchswert, für den Schreiner Gebrauchswert. Aber der Schneider bedarf der Schreinerarbeit nicht. Er besitzt schon genügend Möbel. Die Stühle und Tische sind Nichtgebrauchswerte für den Schreiner, aber auch für den Schneider. Andererseits braucht der Schneider Brot vom Bäcker, Fleisch vom Fleischer, denn die Zeiten sind vorbei, wo er zu Hause backte und Schweine mästete. Das Fleisch und Brot, die der Schneider bedarf, sind für Fleischer und Bäcker Nichtgebrauchswerte, aber Bäcker und Fleischer brauchen im Augenblick keinen Rock; der Schneider steht also vor der Gefahr zu verhungern, trotzdem er einen Abnehmer für seinen Rock gefunden hat. Was er braucht, ist eine Ware, die als allgemeines Äquivalent dient, die, als unmittelbare Verkörperung des *Wertes*, von vornherein Gebrauchswert für jedermann hat.

Dieselbe Entwicklung, welche dieses Äquivalent notwendig macht, führt dessen Entstehung auch mit sich. Sobald verschiedene Warenbesitzer verschiedene Artikel mit einander austauschten, mußte der Fall eintreten, daß mehrere der letzteren mit einer gemeinsamen Warenart als Werte verglichen wurden, daß sich also für sie ein gemeinsames Äquivalent fand. Anfangs diente eine Ware nur vorübergehend und zufällig als solches. Sobald es aber von Vorteil war, daß eine besondere Ware die allgemeine Äquivalentform annahm, mußte sich die Verbindung der Äquivalentform mit dieser Ware immer mehr befestigen. An welcher Warenart die allgemeine Äquivalentform kleben blieb, das wurde durch die verschiedensten Umstände bestimmt. Schließlich sind es aber die *edlen Metalle* gewesen, die das Monopol errangen, als allgemeine Äquivalentform zu dienen, die *Geld* wurden. Zum Teil mag dies dadurch bewirkt worden sein, daß Schmuck und Schmuckmaterial von Anfang an wichtige Tauschartikel waren; hauptsächlich aber war dafür der Umstand entscheidend, daß die natürlichen Eigenschaften von Gold und Silber den gesellschaftlichen Funktionen (Verrichtungen) entsprechen, welche ein allgemeines Äquivalent zu versehen hat. Es sei hier nur auf die beiden Tatsachen hingewiesen, daß die edlen Metalle stets von gleicher Qualität sind und sich weder in der Luft noch im Wasser verändern, also praktisch unveränderlich sind, und daß sie nach Willkür geteilt und zusammengesetzt werden können. Sie eignen sich daher sehr gut zur Verkörperung unterschiedsloser, allgemein menschlicher Arbeit, zur Darstellung von Wertgrößen, deren Unterschiede nur solche der Zahl (quantitative), nicht der Eigenschaften (qualitative) sind.

Gold und Silber konnten das Monopol, als allgemeines Äquivalent zu dienen, nur erringen, weil sie den anderen Waren als *Waren* gegenübertraten. Sie konnten nur *Geld* werden, weil sie *Ware* waren. Das Geld ist weder die Erfindung eines oder mehrerer Menschen, noch ist es ein bloßes Wertzeichen. Der Wert des Geldes und seine bestimmten gesellschaftlichen Funktionen sind nicht etwas willkürlich Gemachtes. Die edlen Metalle wurden zur Geldware durch die Rolle, die sie als Waren im Austauschprozeß spielten.

Zweites Kapitel · Das Geld

1. Der Preis

Die erste Funktion des Geldes besteht darin, als Wertmaß zu dienen, der Warenwelt das Material zu liefern, worin der Wert ausgedrückt wird.

Die Waren werden nicht durch das Geld gleichartig und miteinander vergleichbar; sondern, weil sie als *Werte* vergegenständlichte menschliche Arbeit, also an und für sich schon gleichartig sind, können sie als solche gemeinschaftlich in derselben bestimmten Ware gemessen werden, die sie dadurch in ihr *gemeinsames Wertmaß* oder in *Geld* verwandeln. Das Geld als *Wertmaß* ist die notwendige Erscheinungsform des den Waren innewohnenden Wertmaßes, der *Arbeitszeit*.⁷

Der Wertausdruck einer Ware in der Geldware ist ihre Geldform oder ihr Preis. Z. B. 1 Rock = 10 Gramm Gold.

Der Preis der Ware ist etwas von ihren natürlichen Eigenschaften ganz Verschiedenes. Man kann ihn ihr nicht ansehen oder anfühlen. Der Warenhüter muß ihn den Käufern mitteilen. Um aber den Wert einer Ware in der Goldware *auszudrücken*, d. h. um ihren Preis zu *bestimmen*, dazu ist wirkliches Geld nicht notwendig. Der Schneider braucht kein Gold in der Tasche zu haben, um erklären zu können, daß der Preis des Rockes, den er feil bietet, 10 Gramm Gold beträgt. Als Wertmaß dient daher das Geld *nur als gedachtes, als vorgestelltes Geld*.

Aber trotzdem hängt der *Preis* nur von der *wirklichen* Geldware ab. Der Schneider kann — wir sehen hier natürlich von allen störenden Nebenumständen ab — den Preis seines Rockes nur dann auf 10 Gramm Gold beziffern, wenn in einer solchen Goldmenge ebensoviel gesellschaftlich notwendige Arbeit verkörpert ist, wie im Rock. Drückt der Schneider den Wert seines Rockes nicht in Gold, sondern in Silber oder Kupfer aus, so wird auch der Preisausdruck ein anderer.

⁷Gelegentlich dieser Darlegung macht Marx eine interessante Bemerkung über eine Utopie, die heute noch in vielen Köpfen spukt:

„Die Frage“, sagt er, „warum das Geld nicht unmittelbar die Arbeitszeit selbst repräsentiert, so daß z. B. eine Papiernote die Arbeitsstunden vorstellt, kommt ganz einfach auf die Frage heraus, warum auf Grundlage der Warenproduktion die Arbeitsprodukte sich als Waren darstellen müssen, denn die Darstellung der Ware schließt ihre Verdopplung in Ware und Geldware ein. Oder warum Privatarbeit nicht als unmittelbar gesellschaftliche Arbeit, als ihr Gegenteil, behandelt werden kann. Ich habe den seichten Utopismus eines ‚Arbeitsgeldes‘ auf Grund der Warenproduktion anderswo ausführlich erörtert („**Zur Kritik der politischen Ökonomie**“ 1859, S. 61 ff. [MEW 13, S. 66ff]). Diese Stelle ist abgedruckt im Anhang der deutschen Ausgabe des „**Elend der Philosophie**“ von Marx, 2. Aufl., Stuttgart 1892, S. 165). Hier sei noch bemerkt, daß z. B. das Owensche ‚Arbeitsgeld‘ ebensowenig ‚Geld‘ ist, wie etwa eine Theatermarke. Owen setzt unmittelbar vergesellschaftete Arbeit voraus, eine der Warenproduktion diametral entgegengesetzte Produktionsform. Das Arbeitszertifikat konstatiert nur den individuellen Anteil des Produzenten an der Gemeinarbeit und seinen individuellen Anspruch auf den zur Konsumtion bestimmten Teil des Gemeinprodukts. Aber es fällt Owen nicht ein, die Warenproduktion vorauszusetzen und dennoch ihre notwendigen Bedingungen umgehen zu wollen!“ [MEW 23, Fußnote 50, S. 109-110]

Wo zwei verschiedene Waren als Wertmaße gelten, z. B. Gold und Silber, besitzen daher alle Waren zwei verschiedene Preisausdrücke, Gold- und Silberpreise. Jeder Wechsel im Wertverhältnis von Gold zu Silber gibt zu Preisstörungen Anlaß. Die Verdopplung des Wertmaßes ist in der Tat ein Unding, ein Widerspruch gegen die Funktion des Geldes als Wertmaßstab. Wo immer man versuchte, gesetzlich zwei Waren als Wertmaßstäbe festzusetzen, ist es denn auch tatsächlich immer nur *eine* gewesen, welche als Wertmaß fungierte.

Gold und Silber werden heute noch in mehreren Ländern nebeneinander gesetzlich als Wertmaßstäbe aufgestellt. Aber die Erfahrung hat diese Gesetzesbestimmungen stets ad absurdum geführt. Gold und Silber sind, wie jede Ware, beständigen Wertschwankungen ausgesetzt; wenn beide vom Gesetz als gleichberechtigt hingestellt werden, wenn man nach Belieben in dem einen oder dem anderen Metall zahlen kann, dann zahlt man in dem, dessen Wert *sinkt*, und verkauft das Metall, welches im Wert steigt, dort, wo es vorteilhaft verkauft werden kann, im Auslande. In Ländern, wo die Doppelwährung herrscht, der sogenannte Bimetallismus, funktioniert also tatsächlich stets nur die eine Art der Geldware als Wertmaßstab, und zwar diejenige, die im Werte sinkt; die andere, die im Werte steigt, mißt, wie jede andere Ware, ihren Preis in dem überschätzten Metall, funktioniert als *Ware*, nicht als *Wertmaßstab*. Je größer die Verschiebungen im Wertverhältnis zwischen Gold und Silber, desto stärker tritt der Widersinn des Bimetallismus zutage.⁸

Marx setzt im „**Kapital**“ der Einfachheit wegen Gold als einzige Geldware voraus. Gold wird auch tatsächlich immer mehr die Geldware in den Ländern der heutigen kapitalistischen Produktionsweise.⁹

Im Preisausdruck ist jede Ware als eine bestimmte Menge Goldes vorgestellt. Es ist natürlich notwendig, die verschiedenen Mengen Goldes, welche die verschiedenen Preise darstellen, auch untereinander zu messen, einen *Maßstab der Preise* herzustellen. Die Metalle besitzen einen solchen natürlichen Maßstab in ihren Gewichten. Die Gewichtsnamen der Metalle, Pfund, Livre (in Frankreich), Talent (im alten Griechenland), As (bei den Römern) usw. bilden daher die ursprünglichen Namen der Einheiten des Maßstabes der Preise.

Neben seiner Funktion als Maß der Werte lernen wir hier eine zweite Funktion des Geldes kennen: die als *Maßstab der Preise*. Als Wertmaß verwandelt das Geld die Werte der Waren in bestimmte vorgestellte Mengen Gold. Als Maßstab der Preise mißt es die verschiedenen Goldmengen an einer bestimmten Goldmenge, die als Einheit angenommen wird, z. B. einem Pfund Gold.

Der Unterschied zwischen Maß der Werte und Maßstab der Preise ist klar, wenn wir das Verhalten beider einem Wertwechsel gegenüber beobachten.

⁸ Die bimetalistische Agitation, die vor wenigen Jahren noch sehr stark war, ist jetzt denn auch völlig aussichtslos geworden und fast völlig verstummt. Ein Land nach dem anderen geht zur Goldwährung über, so in den letzten Jahren Österreich (1892), Japan (1897), Rußland (1898). In England ist sie schon seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts eingeführt, in Deutschland bekanntlich seit 1871. In den Vereinigten Staaten, Belgien, Frankreich, der Schweiz herrscht sie tatsächlich, wenn auch nominell dort noch die Doppelwährung besteht. In Britisch-Indien, ebenso wie schon früher in den Niederlanden und Niederländisch-Indien sind die einleitenden Schritte zur Einführung der Goldwährung geschehen. Den größten Vorteil vom Übergang Deutschlands zur Doppelwährung zögen diejenigen, welche daselbst in der Zeit der Goldwährung Schulden kontrahiert haben, die sie dann in Silber bezahlen könnten. Die meisten solcher langhastenden Schulden sind Hypothekenschulden. Daher das Interesse der Agrarier.

⁹Man schätzte den Wert des Geldvorrats (Münzen und Barren) in edlen Metallen in den Ländern der modernen Produktionsweise

	Gold	Silber
1831	2.232.000.000 Mark	8.280.000.000 Mark
1880	13.170.000.000 Mark	8.406.000.000 Mark

Gold ist also heute die weitaus überwiegende Geldware.

Nehmen wir an, die Maßeinheit des *Maßstabes der Preise* seien 10 Gramm Gold. Welches immer nun der Wert des Goldes, 20 Gramm Gold werden immer zweimal so viel wert sein, als 10 Gramm. Das Fallen oder Steigen des Goldwertes hat also keine Wirkung auf den Maßstab der Preise.

Nehmen wir aber Gold als *Maß der Werte*. Ein Rock sei gleich 10 Gramm Gold. Aber der Wert des Goldes wechsele; es wird eines Tages in derselben gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit doppelt so viel Gold erzeugt, als bisher. In der Produktivität der Schneiderarbeit ist aber keine Veränderung vorgegangen. Was geschieht? Der Preis des Rockes beträgt jetzt 20 Gramm Gold. Der Wertwechsel des Goldes äußert sich also fühlbar in seinem Funktionieren als Maß der Werte.

Der Maßstab der Preise kann willkürlich bestimmt werden, ebenso wie z. B. die Längenmaße. Andererseits bedarf dieser Maßstab allgemeiner Gültigkeit. Anfangs konventionell, durch die *herkömmlichen* Gewichtsabteilungen gegeben, wird er schließlich *gesetzlich* reguliert. Die verschiedenen Gewichtsteile der edlen Metalle erhalten offizielle Taufnamen, die von ihrem Gewicht verschieden sind. Wir sagen nicht ein Siebzigstel Pfund Goldes, sondern ein Zwanzigmarkstück. Die Preise werden jetzt nicht ausgedrückt in *Goldgewichten*, sondern in den gesetzlich gültigen *Rechnennamen* des Goldmaßstabes.

Der *Preis* ist der Geldname der Wertgröße der Ware. Aber er ist gleichzeitig der Ausdruck des Austauschverhältnisses der Ware mit der Geldware, mit Gold. Der Wert einer Ware kann nie isoliert, für sich allein, zur Erscheinung kommen, sondern stets nur im Austauschverhältnis mit einer anderen Ware. Dies Verhältnis kann aber noch durch andere Umstände beeinflusst werden, als durch die Wertgröße allein. Damit ist die Möglichkeit einer Abweichung des *Preises* von der *Wertgröße* gegeben.

Wenn der Schneider sagt, daß der Preis seines Rockes 10 Gramm Gold beträgt, oder in Rechnennamen 30 Mark, so sagt er damit, daß er seinen Rock jederzeit gegen 10 Gramm Gold hergibt. Aber er wäre sehr vorschnell, wenn er behaupten wollte, daß jedermann sofort bereit sei, ihm 10 Gramm Gold für seinen Rock zu geben. Wohl ist die Verwandlung des Rockes in Gold unumgänglich notwendig, wenn er seinen Zweck als Ware erfüllen soll. Die Ware verlangt nach Geld; die Preise sind feurige LZusammeniebesblicke, die sie dem glitzernden Galan zuwirft. Aber auf dem Warenmarkt geht es nicht so zu, wie in den Romanen. Sie kriegen sich nicht immer. Manche Ware wird vom werbenden Gold sitzen gelassen und muß als Ladenhüter ein freudloses Dasein führen.

Sehen wir uns die Abenteuer der Ware in ihrem Verkehr mit dem Golde etwas näher an.

2. Verkauf und Kauf

Begleiten wir unseren alten Bekannten, den Schneider, auf den Markt. Er tauscht den Rock, den er verfertigt, gegen dreißig Mark aus. Für diese Summe kauft er ein Fäßchen Wein. Wir haben da zwei einander entgegengesetzte Verwandlungen: zuerst die Verwandlung von Ware in Geld; dann Rückverwandlung von Geld in Ware. Aber die Ware am Ende des ganzen Vorganges ist eine andere, als die am Anfang desselben. Die erstere war Nichtgebrauchswert für ihren Besitzer, die letztere ist Gebrauchswert für ihn. Die Nützlichkeit der ersteren für ihn bestand in ihrer Eigenschaft als Wert, als Produkt allgemein menschlicher Arbeit; in ihrer Austauschbarkeit mit einem anderen Produkt allgemein menschlicher Arbeit, mit Gold. Die Nützlichkeit der anderen Ware, des Weines, für ihn besteht in ihren körperlichen Eigenschaften, nicht als Produkt allgemein menschlicher Arbeit, sondern bestimmter Formen von Arbeit, der Winzerarbeit usw.

Die Formel des einfachen Warenkreislaufs lautet: Ware — Geld — Ware; das heißt, verkaufen, um zu kaufen.

Von den beiden Verwandlungen Ware — Geld und Geld — Ware ist die erste, wie bekannt, die schwierigste. Das Kaufen, wenn man Geld hat, bereitet geringen Kummer. Ungleich größeren

das Verkaufen, um Geld zu erhalten. Und Geld ist unter der Herrschaft der Warenproduktion für jeden Warenbesitzer notwendig; je mehr die gesellschaftliche Arbeitsteilung sich entwickelt, desto einseitiger seine Arbeit, desto vielseitiger seine Bedürfnisse.

Soll der „Saltomortale der Ware“ [S. 120], ihre Verwandlung in Geld gelingen, dann ist vor allem notwendig, daß sie ein *Gebrauchswert ist, daß sie ein Bedürfnis befriedigt*. Ist dies der Fall, gelingt ihr die Verwandlung in Geld, dann fragt es sich erst, *in wie viel Geld?*

Diese Frage berührt uns indes hier nicht näher. Ihre Beantwortung gehört in die Untersuchung der Gesetze der *Preise*. Was uns hier interessiert, ist der Formwechsel: Ware — Geld, unbekümmert darum, ob jene dabei an Wertgröße einbüßt oder gewinnt.

Der Schneider wird seinen Rock los und bekommt sein Geld dafür. Nehmen wir an, er verkauft ihn an einen Landmann. Was von seite des Schneiders *Verkauf*, ist von seite des Landmannes *Kauf*. Jeder Verkauf ist ein Kauf und umgekehrt. Woher stammt aber das Geld des Landmannes? Er hat es für Korn eingetauscht. Verfolgen wir den Weg, den die Geldware, das Gold, von ihrer Produktionsquelle, dem Bergwerk an, von einem Warenbesitzer zum anderen zurückgelegt hat, so finden wir, daß jeder ihrer Besitzwechsel stets das Ergebnis eines Verkaufes gewesen ist.

Die Verwandlung Rock — Geld bildet, wie wir gesehen haben, das Glied nicht einer, sondern zweier Verwandlungsreihen. Die eine lautet: Rock — Geld — Wein. Die andere Korn — Geld — Rock. Der Beginn der Verwandlungsreihe einer Ware ist zugleich der Abschluß der Verwandlungsreihe einer anderen Ware. Ebenso umgekehrt.

Nehmen wir an, der Winzer kaufe für die 30 Mark, die er für seinen Wein erhalten, einen Kessel und Kohlen. Dann ist die Verwandlung Geld — Wein das letzte Glied der Reihe Rock — Geld — Wein, und das erste zweier anderer Reihen, Wein — Geld — Kohlen und Wein — Geld — Kessel.

Jede dieser Verwandlungsreihen bildet einen Kreislauf, Ware — Geld — Ware. Sie beginnt und endet mit der Warenform. Aber jeder Kreislauf einer Ware verschlingt sich mit den Kreisläufen anderer Waren. Die Gesamtbewegung dieser unzähligen sich ineinander verschlingenden Kreisläufe bildet die *Warenzirkulation*.

Die Warenzirkulation ist vom unmittelbaren Produktaustausch oder einfachen Tauschhandel wesentlich verschieden. Der letztere wurde hervorgerufen durch das Anwachsen der Produktivkräfte über die Schranken des urwüchsigen Kommunismus hinaus. Durch den Produktaustausch wurde das System gesellschaftlicher Arbeit über das Gebiet eines Gemeinwesens hinaus erweitert; er bewirkte, daß verschiedene Gemeinwesen und die Mitglieder verschiedener Gemeinwesen für einander arbeiteten. Aber der einfache Produktaustausch bildete seinerseits wieder eine Schranke, als die Produktivkräfte sich immer mehr entwickelten, und diese wurde überwunden durch die Warenzirkulation.

Der einfache Produktaustausch erheischt, daß ich dem Abnehmer meiner Produkte gleichzeitig seine Produkte abnehme. Diese Schranke ist beseitigt in der Warenzirkulation. Wohl ist jeder Verkauf gleichzeitig ein Kauf; der Rock kann nicht vom Schneider verkauft werden, ohne daß ihn ein anderer, z. B. der Landmann, kauft. Aber es ist durchaus nicht nötig, erstens, daß der Schneider gleich wieder kauft. Er kann das Geld in den Kasten legen und warten, bis es ihm gefällt, etwas zu kaufen. Er ist zweitens durchaus nicht gezwungen, jetzt oder später etwas von dem *Landmanne* zu kaufen, der von ihm den Rock kaufte, oder auf dem gleichen Markte zu kaufen, wo er verkauft. Die zeitlichen, örtlichen und individuellen Schranken des Produktaustausches fallen also mit der Warenzirkulation weg.

Aber noch ein anderer Unterschied zwischen Tauschhandel und Warenzirkulation findet statt. Der einfache Produktaustausch besteht in der Veräußerung *überschüssiger* Produkte und läßt die Produktionsformen des urwüchsigen Kommunismus zunächst unverändert, Produktionsformen, die unter direkter Kontrolle der Beteiligten stehen.

Die Entwicklung der Warenzirkulation macht hingegen die Produktionsverhältnisse immer verwickelter, unübersichtlicher, unkontrollierbarer. Die einzelnen Produzenten werden von einander immer unabhängiger, aber desto abhängiger werden sie von gesellschaftlichen Zusammenhängen, die sie nicht mehr kontrollieren können, wie dies beim urwüchsigen Kommunismus der Fall war. Die gesellschaftlichen Mächte bekommen damit die Gewalt blindwirkender Naturkräfte, die, wenn in ihrem Walten gehindert, in ihrem Gleichgewicht gestört, sich in Katastrophen geltend machen, gleich Stürmen und Erdbeben.

Und schon entwickeln sich mit der Warenzirkulation auch die Keime zu solchen Katastrophen. Die Möglichkeit, welche sie bietet, verkaufen zu können, ohne unmittelbar darauf kaufen zu müssen, schließt schon die *Möglichkeit von Absatzstockungen*, von *Krisen* in sich ein. Aber die Produktivkräfte müssen sich über den Rahmen der einfachen Warenzirkulation hinaus entwickeln, ehe die Möglichkeit zur *Wirklichkeit* wird.

3. Der Umlauf des Geldes

Erinnern wir uns der Warenkreisläufe, die wir im letzten Paragraphen verfolgt: Korn — Geld — Rock — Geld — Wein — Geld — Kohlen usw. Der Fortgang dieser Kreisläufe teilt auch dem Geld eine Bewegung mit; aber diese ist kein Kreislauf. Das Geld, das vom Landmann ausgegangen, entfernt sich immer weiter von ihm.

„Die dem Geld durch die Warenzirkulation unmittelbar mitgeteilte Bewegungsform ist daher seine beständige Entfernung vom Ausgangspunkt, sein Lauf aus der Hand eines Warenbesitzers in die eines anderen oder sein *Umlauf*.“ [S. 129]

Der Umlauf des Geldes ist die Folge des Kreislaufs der Waren, nicht, wie man oft annimmt, dessen Ursache. Die Ware als Gebrauchswert fällt bald — auf der Stufe der einfachen Warenzirkulation, auf der wir jetzt in unserer Untersuchung stehen, wo von gewerbsmäßigem Handel und Wiederverkauf noch nicht die Rede, schon beim ersten Schritt ihres Laufes — aus der Zirkulation heraus, um in die Konsumtion einzugehen, und neuer Gebrauchswert, aber gleicher Warenwert, tritt im Kreislauf an ihre Stelle. Im Kreislauf Korn — Geld — Rock verschwindet das Korn schon nach dem ersten Formwechsel Korn — Geld aus der Zirkulation, und gleicher Wert, aber verschiedener Gebrauchswert kehrt zum Verkäufer des Kornes zurück: Geld — Rock. Das Geld als Zirkulationsmittel fällt nicht aus der Zirkulation heraus, sondern treibt sich beständig in ihrem Bereich herum.

Es fragt sich nun, wie viel Geld die Warenzirkulation erfordert.

Wir wissen bereits, daß jede Ware einer gewissen Geldmenge gleich gesetzt, also ihr Preis bestimmt wird, ehe sie noch mit dem wirklichen Geld in Berührung kommt. Es ist mithin der zu erzielende Preis jeder einzelnen Ware und die Summe der Preise aller Waren von vornherein bestimmt — den Wert des Goldes als gegeben vorausgesetzt. Die Preissumme der Waren ist eine bestimmte vorgestellte Goldsumme. Sollen die Waren zirkulieren, so muß die vorgestellte Goldsumme in eine wirkliche verwandelt werden können; die Masse des zirkulierenden Goldes wird also bestimmt durch die Preissumme der zirkulierenden Waren. (Man muß im Auge behalten, daß wir uns hier noch auf dem Gebiet der einfachen Warenzirkulation bewegen, wo Kreditgeld, Ausgleichung der Zahlungen usw. noch unbekannt sind.) Diese Preissumme schwankt, bei gleichbleibenden Preisen, mit der Masse der zirkulierenden Waren; bei gleichbleibender Warenmasse mit deren Preisen, einerlei, ob dies Schwanken durch ein Schwanken der Marktpreise hervorgerufen worden, oder durch einen Wertwechsel des Goldes oder der Waren; einerlei, ob diese Preisschwankung alle oder nur einige Waren betrifft.

Aber die Warenverkäufe sind nicht immer zusammenhanglos, noch gehen sie alle *gleichzeitig* vor sich.

Nehmen wir wieder unser früheres Beispiel. Wir haben die Reihe der Formverwandlungen: 5 Hektoliter Korn — 30 Mark — 1 Rock — 30 Mark — 40 Liter Wein — 30 Mark — 20 Zentner Kohlen — 30 Mark. Die Preis summe dieser Waren beträgt 120 Mark; zur Vollziehung der vier Verkäufe genügen aber 30 Mark, die viermal ihre Stelle wechseln, also vier Umläufe nacheinander vollziehen. Nehmen wir an, daß die genannten Verkäufe alle innerhalb eines Tages stattgefunden, so haben wir als Masse des als Zirkulationsmittel in einem gewissen Zirkulationsbereich während eines Tages fungierenden Geldes $\frac{120}{40} = 30$ Mark, oder im allgemeinen ausgedrückt:

$$\frac{\text{Preissumme der Waren}}{\text{Umlaufszahl gleichnamiger Geldstücke}} = \text{Masse des als Zirkulationsmittel während eines bestimmten Zeitabschnittes fungierenden Geldes.}$$

Die Umlaufzeit der verschiedenen Geldstücke in einem Lande ist natürlich eine verschiedene; das eine bleibt Jahre lang im Kasten liegen, das andere vollbringt in einem Tag vielleicht dreißig Umläufe. Aber ihre *durchschnittliche* Umlaufgeschwindigkeit ist doch eine bestimmte Größe.

Die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes ist bedingt durch die Schnelligkeit des Kreislaufs der Waren. Je rascher die Waren aus der Zirkulation verschwinden, um konsumiert zu werden, und je rascher sie durch neue Waren ersetzt werden, um so schneller auch der Umlauf des Geldes. Je langsamer der Kreislauf der Waren, desto langsamer der Umlauf des Geldes, desto weniger Geld bekommt man zu sehen. Leute, deren Blick nur an der Oberfläche haftet, glauben dann, es sei zu wenig Geld da und der Mangel an Geld erzeuge die Zirkulationsstockung. Dieser Fall ist zwar auch möglich, kommt aber heutzutage für längere Perioden kaum vor.

4. Die Münze · Das Papiergeld

Für den Verkehr war es natürlich eine große Unbequemlichkeit, wenn bei jedem Verkauf und Kauf der Gehalt und das Gewicht jedes einzutauschenden Stückes Geldmetall geprüft werden mußte. Dem wurde abgeholfen, sobald eine allgemein anerkannte Autorität das richtige Gewicht und den richtigen Gehalt jedes Metallstückes garantierte. So wurden aus Metallbarren vom Staate hergestellte *Metallmünzen*.

Die *Münzgestalt* des Geldes entspringt aus seiner *Funktion als Zirkulationsmittel*. Hat aber das Geld einmal Münzgestalt angenommen, dann erhält diese bald im Bereich des Zirkulationsprozesses ein selbständiges, vom *Münzgehalt* unabhängiges Dasein. Die Bescheinigung des Staates, daß ein Münzzeichen eine gewisse Menge Gold enthalte oder ihr gleich sei, genügt bald unter gewissen Umständen, um das Münzzeichen als Zirkulationsmittel ebenso, wie das volle und wirkliche Goldquantum fungieren zu lassen.

Schon der Umlauf der Geldstücke selbst bewirkt dies. Je länger ein Geldstück im Umlauf, desto mehr nutzt es sich ab, sein angeblicher und wirklicher Gehalt unterscheiden sich immer mehr von einander; ein altes Geldstück ist leichter, als eines, das eben erst aus der Münze gekommen — trotzdem können beide unter gewissen Umständen als Zirkulationsmittel gleiche Werte darstellen.

Noch schärfer zeigt sich der Unterschied zwischen angeblichem und wirklichem Gehalt in der Scheidemünze. Sehr oft bildeten niedrigere Metalle, z.B. Kupfer, das erste Geld, welche später durch edle Metalle verdrängt wurden. Das Kupfer, und nach Einführung der Goldwährung das Silber, hörten auf, Wertmesser zu sein, aber die Kupfer- und Silbermünzen fungierten nach wie vor als Zirkulationsmittel im kleinen Verkehr. Sie entsprachen jetzt bestimmten Gewichtsteilen von Gold; der Wert, den sie darstellten, änderte sich in demselben Verhältnis, wie der des Goldes, er blieb unberührt von den Schwankungen des Silber- und Kupferwertes. Es zeigt sich, daß unter diesen Umständen ihr Metallgehalt von keinem Einfluß ist auf ihre Funktion als Münze, daß man willkürlich durch Staatsgesetze bestimmen kann, welche Menge Goldes von einer Kupfer- oder Silbermünze dargestellt werden soll. Von da an war nur ein Schritt dazu, an Stelle der

Metallmarke eine Papiermarke zu setzen, gesetzlich einen wertlosen Papierzettel einer gewissen Menge Goldes gleichzusetzen.

So entstand das *Staatspapiergeld* — nicht zu verwechseln mit dem Kreditgeld, das aus einer anderen Geldfunktion erwachsen ist.

Papiergeld kann Goldgeld nur als Zirkulationsmittel ersetzen, nicht als Wertmesser, es kann es nur ersetzen, insofern es bestimmte Goldmengen darstellt. Für das Papiergeld als Zirkulationsmittel gelten dieselben Gesetze, wie für das Metallgeld, an dessen Stelle es tritt. Das Papiergeld kann nie eine größere Goldmenge ersetzen, als von der Warenzirkulation aufgesogen werden kann. Wenn die Warenzirkulation eines Landes 100 Millionen Mark in Gold bedarf, und der Staat 200 Millionen Mark in Papier in Umlauf setzt, so wird dies zur Folge haben, daß ich z. B. mit zwei Zwanzigmark-Scheinen nur so viel kaufen kann, wie mit einem Goldstück von zwanzig Mark. Die in Papiergeld ausgedrückten Preise stellen sich in diesem Falle doppelt so hoch, als die Goldpreise. Das Papiergeld wird entwertet durch das Übermaß seiner Ausgabe. Dies findet augenblicklich in Rußland statt, wo das massenweise ausgegebene Staatspapiergeld seit mehr als 50 Jahren fortwährend unter dem Metallwert steht, den es darstellen soll. Das großartigste Beispiel solcher Papiergeldentwertung infolge übermäßiger Ausgabe bilden die Assignaten der großen französischen Revolution, von denen über 45 581 Millionen Franken in sieben Jahren (1790 bis März 1797) in Umlauf gesetzt und infolge davon schließlich total wertlos wurden.

5. Weitere Funktionen des Geldes

Wir haben die Entstehung der einfachen Warenzirkulation verfolgt, und gesehen, wie sich mit dieser die Funktionen des Geldes als Wertmaß und *Zirkulationsmittel* entwickelten. Das Geld bleibt jedoch auf diese Funktionen nicht beschränkt.

Mit der Warenzirkulation selbst entwickelt sich die Notwendigkeit und die Gier, die Geldware, das Gold, festzuhalten und aufzuspeichern. Die Eigentümlichkeiten des Geldes entsprechen den Eigentümlichkeiten der Warenproduktion: so wie diese eine Form ist, worin *gesellschaftliche Produktion* von unabhängigen Privatproduzenten betrieben wird, so ist das Geld eine *gesellschaftliche Macht*, die aber nicht die Macht der Gesellschaft ist, sondern *Privateigentum* eines jeden werden kann. Je größer die Summe Geldes, über die man verfügt, desto größer die gesellschaftliche Macht, die Güter und Genüsse, die Arbeitsprodukte anderer, über die man verfügt. Gold kann alles, es ist die einzige Ware, die jeder gebrauchen kann, jeder nimmt. So erwacht und wächst mit der Warenzirkulation die Gier nach Gold.

Aber die Ansammlung von Geld wird mit der Entwicklung der Warenproduktion nicht nur eine Leidenschaft, sondern auch eine *Notwendigkeit*. Je mehr Produkte zu Waren werden, je weniger man zum Selbstgebrauch erzeugt, desto notwendiger der Besitz von Geld, um überhaupt leben zu können. Ich muß unaufhörlich kaufen, und um kaufen zu können, muß ich verkauft haben; aber die Produktion der Waren, die ich verkaufe, braucht Zeit, ihr Verkauf hängt vom Zufall ab. Um die Warenproduktion im Gang zu halten, um während des Produzierens leben zu können, muß ich einen Geldvorrat besitzen. Ein solcher ist auch notwendig zur Ausglei chung von Stockungen in der Zirkulation. Wir haben oben gesehen, daß die Menge des zirkulierenden Geldes abhängig ist von den Preisen der Waren, ihrer Menge und der Geschwindigkeit ihres Kreislaufes. Jeder dieser Faktoren ändert sich unaufhörlich, die zirkulierende Geldmasse ist daher in beständigem Schwanken begriffen. Wo kommt das Geld her, das nötig wird, wohin fließt das Geld ab, das überflüssig wird? *Geldschätze*, welche sich an den verschiedensten Punkten anhäufen, bilden Sammelbecken, welche bald Geld aufnehmen, bald wieder abgeben und so Störungen im Zirkulationsprozeß ausgleichen.

In den Anfängen der Warenzirkulation werden, wie beim einfachen Tausch, stets zwei Waren unmittelbar ausgetauscht, nur mit dem Unterschied, daß jetzt die eine Ware stets allgemeines

Äquivalent, *Geldware* ist. Mit der Entwicklung der Warenzirkulation erstehen jedoch Verhältnisse, durch welche die Veräußerung der Ware von dem Empfang der ihrem Preis entsprechenden Geldsumme zeitlich getrennt wird. Es treten jetzt Umstände ein, die veranlassen, daß man eine Ware früher bezahlt, ehe man sie erhalten hat, oder, was öfter der Fall, daß man sie erst *später* bezahlt. Ein Beispiel sei der Erläuterung wegen angeführt. Nehmen wir einen italienischen Seidenweber, etwa aus dem 13. Jahrhundert. Er bezieht die Seide, die er verarbeitet, aus seiner Nachbarschaft. Aber die Seidenstoffe, die er webt, gehen nach Deutschland; ehe sie an Ort und Stelle ankommen und verkauft sind und der Erlös nach Italien zurückgewandert ist, vergehen 3-4 Monate. Der Seidenweber hat einen Seidenstoff fertig gemacht; gleichzeitig sein Nachbar, der Seidenspinner, eine gewisse Menge Seide. Der Seidenspinner verkauft seine Ware augenblicklich an den Seidenweber; dieser bekommt seinen Erlös für seine Ware erst nach vier Monaten. Was geschieht? Der Weber *kauft* die Seide, *bezahlt* sie aber erst nach vier Monaten. Käufer und Verkäufer erhalten jetzt ein anderes Ansehen. *Der Verkäufer wird Gläubiger, der Käufer Schuldner.* Aber auch das Geld erhält jetzt eine neue Funktion. Es vermittelt im jetzigen Falle nicht die Zirkulation der Ware, es schließt ihren Kreislauf selbständig ab. Es ist in dieser Funktion nicht Zirkulationsmittel, sondern *Zahlungsmittel*, Mittel, einer eingegangenen Verpflichtung zur Lieferung einer Summe von Werten nachzukommen.

Eine solche Verpflichtung braucht aber nicht immer aus dem Zirkulationsprozeß der Waren hervorzugehen. Je mehr die Warenproduktion sich entwickelt, desto größer das Bestreben, Lieferungen von bestimmten Gebrauchswerten in die Lieferung von Geld, der Form des allgemeinen Wertes, zu verwandeln. Naturalabgaben an den Staat werden in Geldsteuern verwandelt, Naturallieferungen an Beamte in Goldgehalte usw. Die Funktion des Geldes als Zahlungsmittel greift jetzt über die Warenzirkulation hinaus.

Kehren wir zu unserem Seidenweber zurück. Er kauft Seide vom Seidenspinner, ohne sie augenblicklich bezahlen zu können. Aber in Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf. Der Seidenspinner denkt sich: was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen. Er läßt sich daher vom Seidenweber eine Anweisung geben, in der dieser sich verpflichtet, eine der Preissumme der verkauften Seide entsprechende Geldsumme nach vier Monaten zu bezahlen. Aber der Seidenspinner hat seinerseits Zahlungen zu leisten, ehe die vier Monate um sind. Da er kein bares Geld besitzt, zahlt er mit der Anweisung des Seidenwebers. *Diese fungiert jetzt also als Geld*; eine neue Sorte von Papiergeld entsteht: Kreditgeld (Wechsel, Schecks usw.).

Noch ein anderer Fall kann eintreten: Der Seidenweber habe Seide im Betrag von 5 Dukaten vom Seidenspinner gekauft. Dieser kaufte aber bei einem Goldschmied für seine Frau ein Armband um 6 Dukaten. Gleichzeitig habe dieser dem Seidenweber Seidenstoffe im Werte von 4 Dukaten abgenommen. Die Zahlungen werden gleichzeitig fällig. Alle drei, der Spinner, der Weber und der Goldschmied, treffen zusammen. Ersterer hat letzterem 6 Dukaten zu zahlen, gleichzeitig aber 5 Dukaten vom Seidenweber zu fordern. Er zahlt dem Goldschmied einen Dukaten und verweist ihn wegen des Restes an den Seidenweber. Dieser soll aber vom Goldschmied 4 Dukaten erhalten; er zahlt ihm daher nur einen. So sind durch gegenseitige Ausgleichung drei Zahlungen im Gesamtbetrage von 15 Dukaten mit bloß zwei Dukaten bewerkstelligt worden.

Natürlich spielen sich die Vorgänge in der Wirklichkeit nicht so einfach ab, wie hier angenommen. Tatsächlich gleichen sich aber die Zahlungen der Warenverkäufer untereinander zum Teil aus, und zwar in immer steigendem Maße mit der Entwicklung der Warenzirkulation. Die Konzentrierung der Zahlungen an wenigen Plätzen und zu bestimmten Zeitpunkten entwickelt eigene Anstalten und Methoden dieser Ausgleichung, z. B. die *virements* im mittelalterlichen Lyon. Die Girobanken, Clearinghouses, Kassenvereine, die demselben Zwecke dienen, sind bekannt. Nur Zahlungen, die sich nicht ausgleichen, müssen in Geld geleistet werden.

Das Kreditsystem läßt die Schatzbildung als selbständige Form der Bereicherung verschwinden. Wer seinen Reichtum erhalten sehen will, braucht sein Geld nicht mehr in der Erde oder in Kisten

und Truhen zu verbergen, sobald das Kreditsystem sich entwickelt. Er kann das Geld ausleihen. Auf der anderen Seite nötigt das Kreditsystem zu *zeitweiliger* Schatzbildung, zur Ansammlung von Geldsummen, die am Zahltag zur Zahlung von fälligen Schulden dienen.

Aber nicht immer gelingt die Ansammlung eines solchen Schatzes. Erinnern wir uns unseres Seidenwebers. Er hat versprochen, nach vier Monaten zu zahlen, weil er bis dahin seine Ware verkauft zu haben hofft. Aber nehmen wir an, daß er keinen Käufer für seine Ware findet, also nicht zahlen kann. Der Seidenspinner rechnet aber auf diese Zahlung; er hat sich im Vertrauen auf sie ebenfalls zu Zahlungen verpflichtet, vielleicht an den Goldschmied, dieser wieder an andere; wir sehen, die Zahlungsunfähigkeit des einen zieht die Zahlungsunfähigkeit anderer nach sich, und zwar in um so höherem Grade, je mehr das System aufeinander und auseinander folgender Zahlungen und deren Ausgleichung entwickelt ist. Nun nehme man an, nicht ein Produzent, sondern eine *Reihe* von Produzenten sei, etwa infolge allgemeiner Überproduktion, nicht imstande, ihre Waren zu verkaufen. Ihre Zahlungsunfähigkeit zieht die Zahlungsunfähigkeit anderer nach sich, die ihre Waren schon verkauft haben. Die Zahlungsanweisungen werden wertlos, alles verlangt nach blankem Geld, dem allgemeinen Äquivalent; ein allgemeiner Geldmangel, eine *Geldkrise* entsteht, die von einer gewissen Höhe der Entwicklung des Kredits an die notwendige Begleiterin jeder Produktions- oder Handelskrise ist. Sie zeigt am deutlichsten, daß unter dem System der Warenproduktion das Geld durch bloße Anweisungen auf Waren nicht ersetzbar ist.

Das Geld hat zweierlei Gebiete der Zirkulation: den *inneren* Markt der jeweiligen Staatswesen und den *Weltmarkt*. Die Form von Münze und Wertzeichen besitzt das Geld nur innerhalb eines Landes, nicht aber im Verkehr von einem Land zum andern. Auf dem Weltmarkt nimmt es wieder seine ursprüngliche Gestalt an, die von Barren edlen Metalls, Gold und Silber. *Beide* dienten bisher auf dem Weltmarkt als Wertmaß, während im Bereich der inneren Zirkulation eines Landes nur *eine* Geldware als Maß der Werte wirklich fungieren kann.

Man kann übrigens sagen, daß, seitdem Marx sein „**Kapital**“ geschrieben, das Gold die unverkennbare Tendenz erhalten hat, die einzige Geldware auch auf dem Weltmarkt zu werden.

Die hauptsächliche Funktion des Weltgeldes ist die als *Zahlungsmittel*, zur Ausgleichung der internationalen Bilanzen — Überschüsse und Defizite der Ein- und Ausfuhr.

Drittes Kapitel · Die Verwandlung von Geld in Kapital

1. Was ist Kapital?

Wir haben im zweiten Kapitel die Entwicklung der Warenzirkulation aus dem Produktaustausch verfolgt.

Gehen wir jetzt einen Schritt weiter. Unter der einfachen Warenzirkulation verkauft der Warenbesitzer seine Waren, um andere zu kaufen. Aber mit der Zeit entwickelt sich aus dieser Form der Zirkulation der Waren eine neue Bewegungsform: *kaufen, um zu verkaufen*. Die Formel der einfachen Warenzirkulation lautet, wie wir wissen, Ware — Geld — Ware; die Formel der neuen Zirkulationsform lautet Geld — Ware — Geld.

Vergleichen wir beide Formeln miteinander.

Die Bewegung Ware — Geld — Ware hat zum Ziel den *Konsum*. Ich verkaufe eine Ware, die Nichtgebrauchswert für mich, um andere erlangen zu können, die für mich Gebrauchswerte darstellen. Der Kreislauf Ware — Geld — Ware ist ein in sich abgeschlossener. Das im Verkauf gelöste Geld wird in eine Ware verwandelt, die konsumiert wird, die aus der Zirkulation fällt. Das Geld selbst ist ein für alle Mal ausgegeben, es entfernt sich in seinem Lauf von seinem früheren Besitzer. Die Ware, mit der der Kreislauf endete, ist unter den für die einfache Warenzirkulation normalen Umständen, und nur um solche kann es sich hier handeln, an Wert gleich derjenigen, mit welcher der Kreislauf begann.

Anders der Kreislauf Geld — Ware — Geld. Dieser hat nicht den Konsum zum Zwecke; was am Schlusse des Kreislaufs steht, ist nicht Ware, sondern Geld. Das Geld, das in dessen Beginn in die Zirkulation geworfen worden, ist nicht ausgegeben, sondern bloß *vorgeschossen*. Es kehrt wieder zu seinem ursprünglichen Besitzer zurück. Der Kreislauf selbst ist kein in sich abgeschlossener, er treibt über sich selbst hinaus; das Geld, das vorgeschossen worden, kehrt zurück, um wieder von neuem in die Zirkulation geworfen zu werden und wieder zurückzukehren, damit sich das Spiel endlos wiederhole. Die Bewegung des Geldes, die durch den Kreislauf Geld — Ware — Geld erzeugt wird, ist eine maßlose.

Welches ist aber die Triebkraft dieser Bewegung? Der Beweggrund des Kreislaufs Ware — Geld — Ware ist klar; erscheint dagegen der Kreislauf Geld—Ware—Geld nicht sinnlos? Wenn ich eine Bibel verkaufe, um mir für den Erlös Brot zu kaufen, so ist die Ware am Ende des Kreislaufs eine *andere* als die am Anfang, wenn auch ihr Wert derselbe. Die eine stillt meinen geistigen Hunger, nützt mir aber sehr wenig, wenn dieser gestillt ist, wenn ich zum Beispiel die Bibel auswendig kenne, aber keine Mittel besitze, meinen leiblichen Hunger zu stillen. Wenn ich aber für 100 Mark Kartoffeln kaufe, um sie wieder für 100 Mark zu verkaufen, so bin ich am Ende so weit wie am Anfang; der ganze Vorgang hat weder Zweck noch Vorteil. Ein solcher läge nur darin, wenn die Geldsumme am Ende der Transaktion eine *andere* wäre als die am Anfang. Eine Geldsumme unterscheidet sich aber von der anderen nur durch ihre *Größe*. Der Kreislauf

Geld — Ware — Geld hat also nur dann einen Zweck, wenn die Geldsumme, mit der er endet, eine größere ist als die, mit der er beginnt. Und diese *Vermehrung* der Geldsummen ist denn auch in der Tat das treibende Motiv des Kreislaufs. Wer kauft, um zu verkaufen, kauft, um *teurer* zu verkaufen. Der Kreislauf Geld—Ware—Geld verläuft nur normal, wenn die Geldsumme am Ende eine *größere* ist wie zu dessen Beginn. Der Kreislauf Ware — Geld — Ware geht hingegen, wie wir wissen, nur dann normal vor sich, wenn der Wert der Ware, mit der er schließt, der gleiche wie der der Ware, mit der er beginnt.

Jeder Kauf ist ein Verkauf und umgekehrt. Der Kreislauf Geld — Ware — Geld scheint daher auf dasselbe hinauszulaufen wie der Kreislauf Ware — Geld — Ware. Wir sehen aber jetzt schon, daß beide Kreisläufe voneinander wesentlich verschieden sind.

Wenn ich, um bei unserem Beispiel zu bleiben, Kartoffeln um 100 Mark kaufe, um sie wieder zu verkaufen, so tue ich das mit der Absicht, sie teurer zu verkaufen, vielleicht um 110 Mark, das heißt 100 + 10 Mark, also, allgemein gesprochen, um eine Summe gleich der ursprünglichen, vermehrt um einen Zusatz. Bezeichnen wir die Ware mit W, die ursprüngliche Geldsumme mit G, die zusätzliche Geldsumme mit g, so können wir die vollständige Formel in folgender Weise darstellen:

$$G - W - (G + g).$$

Dieses g, den zusätzlichen Wert, der über den ursprünglich vorgeschossenen Wert am Ende dieses Kreislaufs zutage tritt, nennt Marx den *Mehrwert*. Dieser ist mit seinen *Erscheinungsformen*, Profit, Zins usw., ebensowenig zu verwechseln, als der Wert mit dem Preis. Es handelt sich bisher in unserer Darstellung noch vielfach nur um die *Grundlagen*, nicht um die *Erscheinungsformen* der ökonomischen Kategorien. Dies, um Mißverständnisse zu vermeiden.

Der Mehrwert bildet die bestimmende Eigentümlichkeit des Kreislaufs $G - W - (G + g)$. Der Wert, der sich in dieser Form des Kreislaufs bewegt, erhält durch den Mehrwert selbst einen neuen Charakter, er wird — *Kapital*.

Nur in dieser *Bewegung* kann das Kapital begriffen werden. Es ist *Mehrwert heckender Wert*. Wer von dieser Bewegung absieht, und das Kapital als ruhendes Ding erfassen will, wird stets auf Widersprüche stoßen. Daher die Konfusion in den herkömmlichen Lehrbüchern über den Begriff des Kapitals, über die Frage, welche *Dinge* als Kapital aufzufassen sind. Der eine definiert es als Werkzeug — da kommen wir zum Kapitalisten der Steinzeit, ja, der Affe, der mit einem Stein Nüsse aufschlägt, ist auch schon Kapitalist; ebenso wird der Stock des Vagabunden, mit dem dieser Früchte vom Baum schlägt, zum Kapital, der Vagabund selbst zum Kapitalisten. Andere definieren das Kapital als aufgespeicherte Arbeit, wodurch Hamstern und Ameisen die Ehre zuteil wird, als Kollegen von Rothschild, Bleichröder und Krupp zu figurieren. Einige Ökonomen gar haben alles, was die Arbeit fördert und produktiver macht, zum Kapital gerechnet, den Staat, das Wissen des Menschen, seine Seele.

Es ist klar, daß solche allgemeine Definitionen nur zu Gemeinplätzen führen, die in Kinderfibeln ganz erbaulich zu lesen sind, jedoch unsere Erkenntnis der menschlichen Gesellschaftsformen, ihrer Gesetze und Triebfedern, nicht im mindesten fördern. Erst Marx hat den Gemeinplatz aus der politischen Ökonomie völlig verbannt, der vor ihm in manchen ihrer Gebiete fast unumschränkt herrschte. Besonders gilt dies für das Gebiet der Darlegung der Eigentümlichkeiten des Kapitals.

Wir haben gesehen, daß Kapital Mehrwert heckender Wert ist, seine allgemeine Formel die: $G - W - (G + g)$. Aus dieser geht schon hervor, was die Tatsachen bestätigen, daß die *Geldform* diejenige Form ist, in der jedes neue Kapital seine Bewegung beginnt. Man sieht aber auch aus ihr, daß diese Bewegung die Verwandlung des Kapitals aus der Geldform in die verschiedenartigen Formen der Warenwelt notwendigerweise bedingt, und ebenso wieder die Rückverwandlung aus diesen Formen in Geld.

Wir sehen ferner aus dieser Formel, daß nicht jedes Geld, nicht jede Ware Kapital sind, daß sie es nur werden, wenn sie eine bestimmte *Bewegung* durchmachen. Diese Bewegung hat aber ihrerseits wieder besondere historische Voraussetzungen, die wir noch kennenlernen werden. Das Geld, das ich ausbebe, um einen Konsumtionsgegenstand, etwa ein Brot oder einen Rock für mich zu kaufen, fungiert ebensowenig als Kapital, wie die Ware, die ich selbst produziert habe und verkaufe, in dieser Transaktion als Kapital fungiert.

Produktionsmittel, aufgehäuften Arbeit usw. bilden allerdings den Stoff des Kapitals, aber nur unter gewissen Umständen. Indem man von diesen absieht, sieht man von den Eigentümlichkeiten der modernen Produktionsweise ab und verbreitet ein Dunkel über sie, in dem sich sehr gut munkeln läßt, weshalb auch alle die gelehrten und ungelehrten Vertreter des Kapitalismus weder von der Marxschen Kapitaltheorie, noch von der Werttheorie, auf der sie beruht, etwas wissen wollen.

2. Die Quelle des Mehrwertes

Wir kennen jetzt die allgemeine Formel des Kapitals: $G - W - (G + g)$. Wir wissen aber noch nicht, woher g , der Mehrwert, stammt. Die gegebene Formel scheint anzudeuten, daß die Akte des Kaufens oder Verkaufens den Mehrwert erzeugen, daß dieser also aus der Warenzirkulation entspringt. Diese Ansicht ist die landläufige, sie beruht aber meist auf einer Verwechslung von *Warenwert* mit *Gebrauchswert*. Dies gilt insbesondere von der Behauptung, daß bei einem Tausch beide Teile gewinnen, weil jeder hergibt, was er nicht braucht, und erlangt, was er braucht. Man drückt das so aus: „Ich gebe etwas weg, was wenig Wert für mich besitzt und empfangen dafür etwas, was mehr Wert für mich besitzt.“ Diese Darlegung der Entstehung des Mehrwertes ist nur dort möglich, wo der Begriff Wert noch ganz nebelhaft ist. Um sich mit dieser Darlegung zufrieden zu stellen, muß man einerseits vergessen, daß der Austausch von Waren wohl auf der *Ungleichheit ihrer Gebrauchswerte*, aber gleichzeitig auch auf der *Gleichheit ihrer Warenwerte* beruht. Auf der anderen Seite muß man aber so gutmütig sein, wie die meisten Leser der Vulgärökonomie, alles unbesehen für bare Münze zu nehmen, was diese erzählen, und wirklich zu glauben, daß die geschäftlichen Operationen z. B. eines modernen Kaufmanns mit dem urwüchsigen Tausch zwischen Wilden auf einer Stufe ständen. Wir wissen aber, daß der Mehrwert nicht auf der Stufe des *Tausches*, sondern der *Warenzirkulation* entsteht, die durch Geld vermittelt wird, und daß der Mehrwert in mehr *Geld* zutage tritt. Von einem „Gewinn“ durch Erlangung von etwas, das Gebrauchswert für mich hat, gegen Hingabe von etwas, das keinen Gebrauchswert für mich hat, kann also bei einer Transaktion nicht die Rede sein, die durch die Formel: $G - W - (G + g)$ ausgedrückt wird.

Wir begegnen hier einem Manöver der Vulgärökonomie, das diese gern anwendet, wo es sich darum handelt, die Erkenntnis der modernen ökonomischen Verhältnisse zu erschweren, was ihre Hauptaufgabe: sie setzt die modernen Erscheinungen denen längst vergangener Zeiten gleich.

Wir haben hier nicht mit dem Tausch, sondern der Warenzirkulation zu tun. Diese kann ebensowenig wie jener, unter normalen Umständen, einen Mehrwert bilden, wenn stets gleiche Warenwerte für gleiche Warenwerte gegeben werden.

Nehmen wir aber an, die Gesetze der Warenzirkulation würden verletzt; es würde z. B. den Warenbesitzern das Privilegium verliehen, ihre Waren mit einem Preisabschlag von 10 Prozent ihres ursprünglichen Wertes zu verkaufen. Der Schneider verkauft den Rock statt um 30 um 33 Mark. Aber, o Jammer! Das Fäßchen Wein, das er früher um 30 Mark kaufte, muß er jetzt auch mit 33 Mark bezahlen. Er hat also nichts gewonnen.

Wir können noch den Versuch machen, die Entstehung des Mehrwertes dadurch zu erklären, daß nicht alle, sondern nur einige Warenbesitzer es verstehen, die Waren unter ihrem Wert zu kaufen, über ihrem Wert zu verkaufen. Ein Kaufmann kaufe vom Landmann 40 Zentner Kartoffeln,

die 100 Mark wert sind, um 90 Mark, und verkaufe sie um 110 Mark an den Schneider. Am Ende des Vorganges befindet sich allerdings in den Händen des Kaufmanns ein größerer Wert, als an dessen Beginn. Aber die Gesamtmasse der vorhandenen Werte ist dieselbe geblieben. Wir hatten zu Beginn Werte von 100 Mark (der Landmann) + 90 Mark (der Kaufmann) + 110 Mark (der Schneider) = 300 Mark. Am Schluß 90 Mark (der Landmann) + 110 Mark (der Kaufmann) + 100 Mark (der Schneider) = 300 Mark.

Der größere Wert in den Händen des Kaufmanns ist also nicht aus einer Wertvermehrung entstanden, sondern aus einer Verminderung der Werte in den Händen anderer. Will ich diesen größeren Wert Mehrwert nennen, so kann ich ebenso gut den Wert, den ein Dieb einem anderen direkt aus der Tasche stiehlt, Mehrwert nennen.

Der historische Beginn der Aneignung von Mehrwert geschah allerdings in dieser Weise, in der Aneignung fremder Werte, entweder durch Vermittlung der Warenzirkulation durch das *Kaufmannskapital*, oder ganz unverhüllt ohne diese Vermittlung, durch das *Wucherkapital*. Aber diese beiden Kapitalarten waren nur möglich durch *Verletzung* der Gesetze der Warenzirkulation, durch offenbare und grobe Verletzung ihres Grundgesetzes, daß Werte nur gegen gleiche Werte ausgetauscht werden. Das Kapital stand daher, so lange es nur Kaufmanns- und Wucherkapital war, im *Gegensatz* zu der ökonomischen Organisation seiner Zeit und damit auch im Gegensatz zu deren *moralischen* Anschauungen. Im Altertum ebenso wie im Mittelalter standen Handel und namentlich Wucher in schlechtem Geruch; sie wurden in gleicher Weise gebrandmarkt von antiken heidnischen Philosophen wie von Kirchenvätern; von Päpsten wie von Reformatoren.

Wenn wir einen Typus der Säugetiere aufstellen wollen, werden wir nicht das *eierlegende* Schnabeltier in erste Linie setzen. So dürfen wir auch nicht, wenn wir das Kapital erkennen wollen, welches den ökonomischen Bau der modernen Gesellschaft bestimmt, von dessen sozusagen vorsintflutlichen Formen, dem Wucher- und Handelskapital, ausgehen. Erst nachdem eine andere, höhere Form des Kapitals sich gebildet, bilden sich auch Mittelglieder, welche die Funktionen des Handelskapitals und zinstragenden Kapitals in Einklang bringen mit den Gesetzen der jetzt herrschenden Form der Warenproduktion. Erst von da hören sie auf, mit Notwendigkeit von vornherein den Charakter der simplen Prellerei und des direkten Raubes zu tragen. Handelskapital und Wucherkapital können erst begriffen werden nach der Erkenntnis der modernen Grundform des Kapitals.

Es ist demnach begreiflich, warum Marx das Handels- und zinstragende Kapital in den ersten zwei Bänden des „**Kapital**“ nicht behandelt hat; diese gelten der Erforschung der *Grundgesetze* des Kapitals.

Wir haben uns hier also mit den beiden ersterwähnten Kapitalformen nicht weiter zu befassen. Was als Ergebnis der Untersuchung festzuhalten, ist die Tatsache, daß der Mehrwert nicht aus der Warenzirkulation entspringen kann. Weder Kauf noch Verkauf schaffen Mehrwert.

Aber andererseits kann der Mehrwert auch nicht außerhalb des Bereichs der Zirkulation entstehen. Ein Warenbesitzer kann durch Arbeit eine Ware umformen und ihr so *neuen* Wert zusetzen, der durch das Maß der gesellschaftlich nochwendigen Arbeit bestimmt ist, die aufzuwenden war, aber der Wert der *ursprünglichen* Ware wird dadurch nicht erhöht; diese erhält dadurch keinen Mehrwert. Wenn ein Seidenweber Seide im Wert von 100 Mark kauft und zu einem Seidenstoff verarbeitet, so wird der Wert dieses Stoffes gleich sein dem Wert der Seide, vermehrt um den Wert, den die Arbeit des Webers geschaffen. Der Wert der Seide als solcher ist durch diese Arbeit nicht erhöht worden.

So stehen wir vor einem sonderbaren Rätsel: Der Mehrwert wird nicht durch die Warenzirkulation erzeugt. Er wird nicht erzeugt außerhalb ihres Bereichs.

3. Die Arbeitskraft als Ware

Sehen wir uns die allgemeine Formel des Kapitals näher an. Sie lautet $G - W - (G + g)$. Sie setzt sich aus zwei Akten zusammen: $G - W$, Kauf der Ware, $W - (G + g)$, Verkauf. Nach den Gesetzen der Warenzirkulation muß der Wert von G gleich sein W , W aber gleich $(G + g)$. Dies ist nur möglich, wenn W sich selbst vergrößert, wenn W eine Ware ist, die während ihres Verbrauchs einen größeren Wert erzeugt, als sie selbst besitzt. Das Rätsel des Mehrwertes ist gelöst, sobald wir eine Ware finden, deren Gebrauchswert die eigentümliche Beschaffenheit besitzt, Quelle von Wert zu sein, deren Verbrauch die Schaffung von Wert ist, so daß die Formel $G - W - (G + g)$ in bezug auf sie lautet $G - W \dots (W + w) - (G + g)$.

Wir wissen aber, daß Warenwerte nur durch Arbeit geschaffen werden. Die obige Formel kann also nur dann sich verwirklichen, *wenn die Arbeitskraft eine Ware ist.*

„Unter Arbeitskraft oder Arbeitsvermögen“, sagt Marx, „verstehen wir den Inbegriff der *physischen* und *geistigen* Fähigkeiten, die in der Leiblichkeit, der lebendigen Persönlichkeit eines Menschen existieren und die er in Bewegung setzt, so oft er Gebrauchswerte irgend einer Art produziert.“ [S. 181]

Die Arbeitskraft muß als Ware auf dem Markt erscheinen. Was heißt das? Wir haben oben gesehen, daß der Warenaustausch das völlig freie Verfügungsrecht der Warenbesitzer über ihre Ware zur Voraussetzung hat. Der Besitzer der Arbeitskraft, der Arbeiter, muß also ein freier Mann sein, wenn seine Arbeitskraft soll Ware werden können. Seine Arbeitskraft muß Ware bleiben; er darf sie daher nicht für immer, sondern nur für bestimmte Zeitabschnitte verkaufen, sonst wird er zum Sklaven und verwandelt sich aus einem Warenbesitzer in eine Ware.

Noch eine andere Bedingung muß erfüllt sein, soll die Arbeitskraft zur Ware werden. Wir haben gesehen, daß ein Gebrauchswert, um Ware zu werden, Nichtgebrauchswert für seinen Besitzer sein muß. So muß auch die Arbeitskraft ein Nichtgebrauchswert für den Arbeiter sein, wenn sie als Ware auf dem Markt erscheinen soll. Der Gebrauchswert der Arbeitskraft besteht aber in der Erzeugung anderer Gebrauchswerte; diese hat zur Voraussetzung die Verfügung über die nötigen Produktionsmittel. Wo der Arbeiter über die Produktionsmittel verfügt, verkauft er nicht seine *Arbeitskraft*, sondern wendet sie selbst an und verkauft seine *Produkte*. Der Arbeiter muß von den Produktionsmitteln getrennt sein, vor allem von dem wichtigsten derselben, dem Grund und Boden, soll die Arbeitskraft zur Ware werden.

Der Arbeiter muß frei sein in jeder Beziehung, frei von jeder persönlichen Abhängigkeit, aber auch los und ledig aller nötigen Produktionsmittel: das sind die Vorbedingungen, soll der Geldbesitzer sein Geld in Kapital verwandeln können. Diese Vorbedingungen sind weder von Natur gegeben, noch sind sie allen Gesellschaftsformen eigen. Sie sind das Resultat einer langwierigen historischen Entwicklung, und erst verhältnismäßig spät treten sie in solcher Ausdehnung auf, um bestimmend auf die Formation der Gesellschaft einzuwirken. Mit dem 16. Jahrhundert beginnt die moderne Lebensgeschichte des Kapitals.

Wir kennen jetzt die Ware, welche den Mehrwert schafft. Wie hoch ist ihr eigener Wert?

Er wird bestimmt, wie der jeder anderen Ware, durch die zu ihrer Herstellung, also auch Wiederherstellung gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit.

Die Arbeitskraft setzt die Existenz des Arbeiters voraus. Diese Existenz bedarf ihrerseits wieder zu ihrer Erhaltung einer gewissen Summe von *Lebensmitteln*. Die zur Herstellung der Arbeitskraft notwendige Arbeitszeit ist also gleich der Arbeitszeit, die gesellschaftlich notwendig, um diese gewisse Summe von Lebensmitteln herzustellen. Eine Reihe von Umständen bestimmt die Größe dieser Summe. Je mehr Arbeitskraft der Arbeiter ausgibt, je länger und angestrenzter er arbeitet, desto mehr Lebensmittel bedarf er, um die Kraftausgabe wieder zu ersetzen, um am nächsten Tag ebenso arbeiten zu können, wie am vorhergehenden. Andererseits sind die

Bedürfnisse der Arbeiterklassen verschiedener Länder verschieden nach den natürlichen und kulturellen Eigentümlichkeiten jedes Landes. Ein norwegischer Arbeiter braucht eine größere Summe von Lebensmitteln, als ein indischer; die Nahrung, Kleidung, Wohnung, Feuerung usw., deren der erstere bedarf, um bestehen zu können, erfordern eine größere Arbeitszeit zu ihrer Herstellung, als die Lebensmittel des indischen Arbeiters. Ferner: In einem Lande, wo die Arbeiter z. B. barfußig herumlaufen, oder nichts lesen, werden ihre Bedürfnisse geringer sein, als dort, wo sie höher entwickelt sind, wo sie z. B. Fußbekleidungen tragen oder Zeitungen und Bücher lesen, selbst wenn keinerlei klimatische und sonstige natürliche Unterschiede vorhanden. „*Im Gegensatz zu anderen Waren*“, sagt Marx, „enthält also die Wertbestimmung der Arbeitskraft ein historisches und moralisches Element.“ [S. 185]

Der Arbeiter ist ferner, wie jedermann weiß, sterblich. Das Kapital aber will unsterblich sein. Dazu ist notwendig, daß die Arbeiterklasse unsterblich sei, daß die Arbeiter sich *fortpflanzen*. Die Summe der zur Erhaltung der Arbeitskraft notwendigen Lebensmittel schließt also auch die zur Erhaltung der Kinder (unter Umständen auch der Frauen) notwendigen Lebensmittel ein.

Endlich sind zu den Produktionskosten der Arbeitskraft auch ihre Bildungskosten zu rechnen, die Kosten, erforderlich zur Erlangung einer gewissen Fertigkeit in einem bestimmten Arbeitszweig. Für die Mehrzahl der Arbeiter sind diese Kosten verschwindend klein.

Alle diese Bestimmungsgründe bewirken, daß der Wert der Arbeitskraft einer bestimmten Arbeiterklasse in einem bestimmten Land und zu einem bestimmten Zeitpunkt eine bestimmte Größe ist.

Wir haben bisher nicht vom Preis gehandelt, sondern vom Wert; nicht vom Profit, sondern vom Mehrwert. So muß man auch hier im Auge behalten, daß wir vom *Wert* der Arbeitskraft handeln, nicht vom *Arbeitslohn*. Auf eine Eigentümlichkeit, die bei der Bezahlung der Arbeitskraft stattfindet, muß jedoch schon hier hingewiesen werden. Nach vulgärökonomischer Ansicht schießt der Kapitalist dem Arbeiter den Lohn vor, weil der Kapitalist den Arbeiter in den meisten Fällen bezahlt, ehe er die Produkte von dessen Arbeit verkauft hat. In Wirklichkeit aber ist es der Arbeiter, der dem Kapitalisten seine Arbeitsleistung kreditiert.

Nehmen wir an, ich kaufe Kartoffeln, um aus ihnen Schnaps herzustellen. Ich bezahle die Kartoffeln erst, nachdem ich den Schnaps erzeugt, aber ehe ich den Schnaps verkauft. Wäre es nun nicht lächerlich, wenn ich behaupten würde, ich schösse dem Landmann den Preis seiner Kartoffeln vor, weil ich diese bezahlt, ehe ich den Schnaps verkauft? Nein, der Landmann kreditiert mir vielmehr den Preis seiner Kartoffeln, bis ich aus ihnen Schnaps erzeugt. Wenn ich sage, ich zahle bar, so sage ich damit, daß ich die Ware bezahle, sobald ich sie kaufe. Die Kaufleute würden sich sehr über die ökonomische Weisheit wundern, die behauptete, daß derjenige, der ihre Waren erst bezahlt, nachdem er sie verbraucht, nicht nur bar zahle, sondern ihnen sogar das Geld *vorschiesse*. Den Arbeitern aber wagen die Vulgärökonomien dergleichen Unsinn immer noch vorzuschwätzen. Wenn den Arbeitern ihre Ware Arbeitskraft gegen bar abgenommen würde, müßte sie in dem Augenblick bezahlt werden, wo sie in den Besitz des Kapitalisten übergeht, also am *Beginn* jeder Woche, nicht an ihrem *Ende*. Bei dem heutigen System der Bezahlung riskieren nicht nur die Arbeiter ihren Lohn, sie sind auch gezwungen, auf Borg zu leben und deswegen alle Verfälschungen und Verschlechterungen der Lebensmittel durch die Zwischenhändler ruhig über sich ergehen zu lassen. Je länger die Periode der Lohnzahlung, desto schlimmer sind die Arbeiter daran. Eine vierzehntägige oder gar monatliche Lohnzahlung ist eine der drückendsten Lasten für den Lohnarbeiter.

Wie immer aber auch das System der Lohnzahlung sein möge, stets stehen Arbeiter und Kapitalist einander unter normalen Verhältnissen gegenüber wie zwei Warenbesitzer, die gleiche Werte gegenseitig austauschen. Das Kapital bewegt sich jetzt nicht mehr im Widerspruch gegen die Gesetze der Warenzirkulation, sondern auf Grund dieser Gesetze. Arbeiter und Kapitalist stehen sich als Warenbesitzer, also als *freie* und *gleiche* von einander persönlich unabhängige

Personen gegenüber; sie gehören als solche zur selben Klasse, sie sind *Brüder*. Arbeiter und Kapitalist tauschen *gleiche* Werte gegen einander aus: das Reich der Gerechtigkeit, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit scheint also mit der Herrschaft des Lohnsystems angebrochen, das tausendjährige Reich des Glückes und Friedens. Der Jammer der Knechtschaft und der Tyrannei, der Ausbeutung und des Faustrechts liegt hinter uns.

So verkünden uns die gelehrten Vertreter der Interessen des Kapitals.

II. Abschnitt · Der Mehrwert

Erstes Kapitel · Der Vorgang der Produktion

Wir haben uns im ersten Abschnitt meist auf dem Warenmarkt bewegt; wir haben gesehen, wie Waren ausgetauscht, verkauft und gekauft werden; wie das Geld die verschiedensten Funktionen verrichtet, wie aus dem Geld Kapital wird, sobald es auf dem Markt die Ware Arbeitskraft vorfindet.

Der Kapitalist hat die Arbeitskraft gekauft, und zieht sich mit der neuen Akquisition vom *Markt* zurück, wo sie ihm vorläufig gar nichts nützt, dorthin, wo er sie konsumieren, verwenden kann, in die *Arbeitsstätte*. Folgen wir ihm dahin. Verlassen wir das Gebiet der *Warenzirkulation* und sehen wir uns auf dem Gebiete der *Produktion* um. Auf diesem Gebiete sollen sich die folgenden Ausführungen bewegen.

„Der Gebrauch der Arbeitskraft ist die Arbeit selbst.“ [S. 192] Der Kapitalist konsumiert die Arbeitskraft, die er gekauft, indem er deren Verkäufer für sich arbeiten, Waren produzieren läßt.

Die Waren produzierende Arbeit hat, wie wir schon im ersten Abschnitt gesehen, zwei Seiten: sie ist Bildnerin von Gebrauchswerten und von Warenwerten. Als Bildnerin von Gebrauchswerten ist die Arbeit keine der Warenproduktion besondere Eigentümlichkeit, sondern eine beständige Notwendigkeit für das Menschengeschlecht, unabhängig von jeder besonderen gesellschaftlichen Form. Als solche zeigt die Arbeit drei Momente: 1. *eine zweckbewußte und zweckmäßige Tätigkeit des Menschen*; 2. *den Arbeitsgegenstand*; 3. *das Arbeitsmittel*.

Die Arbeit ist eine zweckmäßige und zweckbewußte Tätigkeit des Menschen, ein Wirken des Menschen auf den Naturstoff, um diesem eine für seine Bedürfnisse brauchbare Form zu geben. Die Elemente einer solchen Tätigkeit finden wir schon im Tierreich, aber erst auf einer gewissen Entwicklungsstufe des Menschengeschlechts streift sie ihre instinktartige Form völlig ab und wird zu einer zweckbewußten Tätigkeit. Jede Arbeit ist nicht bloß Muskel-, sondern auch Hirn- und Nervenarbeit. Treffend bemerkt Marx:

„Außer der Anstrengung der Organe, die arbeiten, ist der zweckgemäße Wille, der sich als Aufmerksamkeit äußert, für die ganze Dauer der Arbeit erheischt, und umso mehr, je weniger sie durch den eigenen Inhalt und die Art und Weise ihrer Ausführung den Arbeiter mit sich fortreißt, je weniger er sie daher als Spiel seiner eigenen körperlichen und geistigen Kräfte genießt.“ [S. 193]

Der Arbeiter wirkt auf einen Gegenstand, den *Arbeitsgegenstand*; er wendet bei dieser Tätigkeit Hilfsmittel an, Dinge, deren mechanische, physikalische oder chemische Eigenschaften er auf den Arbeitsgegenstand seinen Zwecken gemäß wirken läßt; diese Hilfsmittel sind die *Arbeitsmittel*. Das Ergebnis der Bearbeitung des Arbeitsgegenstandes mit Hilfe des Arbeitsmittels ist das *Produkt*. Arbeitsmittel und Arbeitsgegenstand sind *Produktionsmittel*.

Wenn ein Tischler einen Tisch verfertigt, so verarbeitet er hierbei Holz. Ist der Arbeitsgegenstand nicht von Natur vorgefunden, wie z. B. der Baum im Urwald, sondern ist bereits

Arbeit zu seiner Erlangung notwendig gewesen, z. B. im vorliegenden Fall die Arbeit des Fällens und Transportierens des Holzes, dann heißt er *Rohmaterial*. Das Holz in unserem Beispiel ist *Rohmaterial*, ebenso der Leim, die Farbe, der Lack, die bei der Herstellung des Tisches verarbeitet werden. Das Holz ist das *Hauptmaterial*, Leim, Farbe, Lack sind *Hilfsstoffe*. Hobel, Säge usw. sind dagegen *Arbeitsmittel*, der Tisch ist das *Produkt*.

„Ob ein Gebrauchswert als Rohmaterial, Arbeitsmittel oder Produkt erscheint, hängt ganz und gar ab von seiner bestimmten Funktion im Arbeitsprozesse, von der Stelle, die er in ihm einnimmt, und mit dem Wechsel dieser Stelle wechseln jene Bestimmungen.“
[S. 197]

Ein Stück Vieh z. B. kann nach einander fungieren als *Produkt* (der Viehzüchtung), *Arbeitsmittel* (z. B. als Zugtier) und *Rohmaterial* (bei der Mast).

Die Arbeitsmittel sind für die Entwicklung des Menschengeschlechts von der höchsten Bedeutung. Die Art und Weise des Produzierens hängt in erster Linie von ihnen ab; jede Produktionsweise bedingt aber ihr eigentümliche gesellschaftliche Verhältnisse mit einem entsprechenden juristischen, religiösen, philosophischen und künstlerischen Überbau.

Unter jeder Produktionsweise bilden Produktionsmittel (Arbeitsgegenstand und Arbeitsmittel) und die Arbeitskraft die notwendigen Elemente der Produktion von *Gebrauchswerten*, d.h. des *Arbeitsprozesses*. Der *gesellschaftliche Charakter* dieses Prozesses (Vorganges) ist aber unter den verschiedenen Produktionsweisen ein verschiedener. Untersuchen wir nun, wie er sich unter der kapitalistischen Produktionsweise gestaltet.

Dem Warenproduzenten ist die Produktion von *Gebrauchswerten* nur Mittel zum Zweck der Produktion von *Warenwerten*. Die Ware ist Einheit von Gebrauchswert und Wert, er kann also nicht Werte produzieren, wenn er nicht Gebrauchswerte produziert. Die Waren, die er erzeugt, müssen ein Bedürfnis befriedigen, müssen einen Nutzen für irgend jemand haben, sonst kann er sie nicht absetzen. Der Umstand, daß seine Ware Gebrauchswert sein muß, ist jedoch für den Warenproduzenten nur ein notwendiges Übel, nicht der Endzweck seiner geschäftlichen Tätigkeit.

Der Produktionsprozeß der Warenproduktion ist daher gleichzeitig der Prozeß der Produktion von *Gebrauchswerten* und *Warenwerten*, er ist Einheit von *Arbeitsprozeß* und *Wertbildungsprozeß*.

Dies gilt für die Warenproduktion überhaupt. Jetzt haben wir aber den Produktionsprozeß bei einer besonderen Art von Warenproduktion zu beobachten: der Produktion von Waren vermittelt *gekaufter Arbeitskraft* zum Zweck der Erzielung eines *Mehrwerts*.

Wie gestaltet sich da der Arbeitsprozeß?

Zunächst wird er durch die Dazwischenkunft des Kapitalisten im wesentlichen nicht verändert.

Denken wir uns z. B. einen Weber, der für sich arbeitet. Sein Webstuhl gehört ihm; er kauft das Garn selbst; er kann arbeiten, wann und wie ihm beliebt; das Produkt seiner Arbeit ist sein Eigentum. Aber er verarmt und muß seinen Webstuhl verkaufen. Wovon soll er nun leben? Es bleibt ihm nichts übrig, als sich einem Kapitalisten zu verdingen und für diesen zu weben. Dieser kauft seine Arbeitskraft, kauft auch den Webstuhl und das nötige Garn und setzt nun den Weber an seinen, des Kapitalisten, Webstuhl, damit er das gekaufte Garn verarbeite. Vielleicht ist der Webstuhl, den der Kapitalist kaufte, derselbe, den der Weber in seiner Not veräußern mußte. Auch wenn dies nicht der Fall, so webt doch der Weber in derselben Weise, wie vorher, der Arbeitsprozeß hat sich äußerlich nicht verändert.

Aber doch sind zwei große Änderungen eingetreten: der Weber arbeitet nicht mehr für sich, sondern für den Kapitalisten; dieser kontrolliert jetzt den Arbeiter bei der Arbeit, gibt acht, daß er nicht zu säumig oder zu schleuderhaft arbeitet usw. Und — das Produkt der Arbeit des Arbeiters gehört jetzt nicht diesem, sondern dem Kapitalisten.

Dies die nächsten Wirkungen auf den *Arbeitsprozeß*, sobald das Kapital sich des Produktionsprozesses bemächtigt. Wie gestaltet sich aber jetzt der *Wertbildungsprozeß*?

Berechnen wir zunächst, wie hoch sich der Wert des Produktes beläuft, welches als Ware für den Kapitalisten von gekaufter Arbeitskraft mit gekauften Produktionsmitteln produziert worden.

Der Kapitalist kaufe die Arbeitskraft, nehmen wir an, für einen Tag. Die zur Erhaltung des Arbeiters notwendigen Lebensmittel werden in 6 Stunden gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit erzeugt. Ebensoviele und ebensolche Arbeitszeit sei in 3 Mark verkörpert. Der Kapitalist kaufe die Arbeitskraft zu ihrem Wert; er zahle dem Arbeiter für den Arbeitstag 3 Mark.¹⁰

Nehmen wir an, der Kapitalist halte Baumwollengarn für einen Gebrauchswert, der sehr gesucht sei und leicht verkauft werden könne; er beschließt also, Garn produzieren zu lassen, kauft Arbeitsmittel — der Einfachheit wegen wollen wir diese hier von einzelnen Spindeln dargestellt ansehen — und Baumwolle. In einem Pfund Baumwolle seien vielleicht zwei Arbeitsstunden enthalten, es koste also 1 Mark. Aus einem Pfund Baumwolle werde ein Pfund Garn gesponnen. Bei dem Verspinnen von je 100 Pfund Baumwolle werde je eine Spindel verbraucht, abgenützt; bei dem Verspinnen von 1 Pfund also $\frac{1}{100}$ Spindel. In einer Spindel stecken 20 Arbeitsstunden = 10 Mark. In einer Arbeitsstunde werden 2 Pfund Baumwolle versponnen, in 6 Stunden also 12 Pfund — stets normale, durchschnittliche, gesellschaftlich notwendige Produktionsbedingungen vorausgesetzt.

Wie viel Wert wird unter diesen Umständen in einem Pfund Garn stecken?

Zunächst der Wert der bei dessen Herstellung konsumierten Baumwolle und Spindeln. Dieser geht ohne Verkürzung oder Vergrößerung in das Produkt ein. Der *Gebrauchswert* der Baumwolle und Spindel ist ein anderer geworden, ihr *Wert* ist unberührt geblieben. Es wird dies klar, wenn man die verschiedenen, zur Herstellung des schließlichen Produkts erforderlichen Arbeitsprozesse als aufeinanderfolgende Teile eines und desselben Arbeitsprozesses betrachtet. Nehmen wir an, daß der Spinner auch Baumwollpflanze ist und die Baumwolle unmittelbar nach ihrer Gewinnung versponnen wird; das Garn erscheint jetzt als das Produkt der Pflanze- und Spinnerarbeit, sein Wert wird gemessen durch die zur Herstellung der Baumwolle und deren Verarbeitung in Garn gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit. Am Wert des Produkts wird nichts geändert, wenn unter sonst gleichen Verhältnissen die zu dessen Herstellung notwendigen Arbeitsprozesse für Rechnung verschiedener Leute betrieben werden. Der Wert der verarbeiteten Baumwolle erscheint also im Garn wieder; das gleiche gilt von dem Wert der verbrauchten Spindeln. Von Hilfsstoffen sehen wir hier der Einfachheit wegen ab.

Zu diesem *übertragenen* Wert gesellt sich noch der Wert, welchen die Spinnerarbeit der Baumwolle *zusetzt*. In einer Arbeitsstunde werden 2 Pfund versponnen — nehmen wir an, in einer Mark stecken 2 Arbeitsstunden. Eine Arbeitsstunde bildet also einen Wert von $\frac{1}{2}$ Mark.

Der Wert von 1 Pfund Garn ist also gleich dem Wert von 1 Pfund Baumwolle (= 1 Mark) + $\frac{1}{100}$ Spindel (= $\frac{1}{10}$ Mark) + $\frac{1}{2}$ Arbeitsstunde (= $\frac{1}{4}$ Mark), oder in Mark ausgedrückt: $1 + \frac{1}{10} + \frac{1}{4} = 1$ Mark 35 Pfennige.

¹⁰ Diese und die folgenden Zahlen sind natürlich ganz willkürlich, der leichteren Anschaulichkeit wegen gewählt. Es scheint sich das von selbst zu verstehen; aber mancher von den vielen, die über das „Kapital“ geschrieben, hat unterstellt, daß Marx *Beispiele* von der Art des gegebenen als *Tatsachen* angeführt habe. Was die „Kapital“-Kommentatoren zu leisten vermögen, zeigt folgendes: Im 57. Band der „Preußischen Jahrbücher“ des Herrn von Treitschke veröffentlichte ein Herr Dr. R. Stegemann einen von Seichtigkeit überströmenden Artikel über die „ökonomische Grundanschauung von Karl Marx.“ Unmittelbar, nachdem er das „Wertprinzip“ als *Grundforderung* von Marx vorgeführt, erzählt er uns (S. 227): „Marx behauptet, die menschliche Gesellschaft würde nur etwa sechs Stunden täglicher Arbeit zur Beschaffung der für alle unentbehrlichen Subsistenzmittel benötigen, wenn nämlich jeder und zwar nach seinen Kräften arbeiten würde.“ Von alledem steht im „Kapital“ kein Wort. Hätte Herr Stegemann weniger Phantasie und mehr Aufmerksamkeit verwendet, so würde er auf Seite 209 (2. Aufl.) des „Kapital“ gefunden haben, daß Marx die notwendige Arbeit berechnete, die ein Spinner in einer bestimmten Spinnerei in den sechziger Jahren *tatsächlich* zu leisten hatte, auf Grund von Daten, die ihm ein Fabrikant aus Manchester geliefert. Er kam zu dem Ergebnis, daß bei zehnstündiger Arbeitszeit die notwendige Arbeitszeit des Spinners *nicht ganz vier Stunden* betrug, die überschüssige Arbeitszeit, während der er Mehrwert produzierte, etwas über sechs Stunden. — Wir werden später sehen, daß die zur Erhaltung des Arbeiters notwendige Arbeitszeit eine sehr wechselnde Größe ist.

In 6 Stunden werden hiernach 12 Pfund Garn gesponnen, von einem Werte von 16 Mark 20 Pfennig. Wie viel hat es aber den Kapitalisten gekostet, um dies Resultat zu erzielen? Er mußte hergeben 12 Pfund Baumwolle = 12 Mark, $12/100$ Spindeln = 1 Mark 20 Pfennig und 1 Arbeitskraft = 3 Mark, zusammen 16 Mark 20 Pfennig, ebensoviel, als er an Garnwert besitzt.

Er hat also bisher umsonst arbeiten lassen; die gekaufte Ware Arbeitskraft hat ihm bisher keinen Mehrwert verschafft.

Doch unser Kapitalist läßt sich nicht verblüffen. Er hat den Gebrauchswert der Arbeitskraft für den *ganzen Tag* gekauft; er hat sie ehrlich und redlich gekauft, zu ihrem vollen Wert; dafür steht ihm aber auch das Recht zu, ihren Gebrauchswert voll und ganz zu verwenden. Es fällt ihm nicht ein, dem Arbeiter zu sagen: „Ich habe Deine Arbeitskraft mit einem Geldbetrag gekauft, in dem 6 Arbeitsstunden stecken. Du hast 6 Arbeitsstunden für mich gearbeitet; wir sind quitt, Du kannst gehen.“ Er sagt vielmehr: „Ich habe Deine Arbeitskraft für den ganzen Tag gekauft, den ganzen Tag gehört sie mir; also frisch weiter gearbeitet, so lange Du kannst, keinen Augenblick der Zeit vergeudet, die nicht Deine, sondern meine Zeit ist.“ Und er läßt, anstatt 6, vielleicht 12 Stunden arbeiten.

Nach weiteren 6 Stunden, am Ende des Arbeitstages, rechnet er wieder. Er besitzt jetzt 24 Pfund Garn im Wert von 32 Mark 40 Pfennig. An Ausgaben zählt er 24 Pfund Baumwolle = 24 Mark, $24/100$ Spindeln = 2 Mark 40 Pfennig, und 1 Arbeitskraft = 3 Mark, zusammen 29 Mark 40 Pfennig. Schmunzelnd legt er sein Rechnungsbuch beiseite. Er hat 3 Mark gewonnen, oder, wie er sich ausdrückt, „verdient.“ Er hat sie verdient, Mehrwert erworben, ohne die Gesetze des Warenaustausches zu verletzen. Die Baumwolle, die Spindeln, die Arbeitskraft, sie alle wurden zu ihrem Wert gekauft. Wenn er Mehrwert erlangt, so nur dadurch, daß er diese gekauften Waren *konsumierte*, allerdings nicht als *Genußmittel*, sondern als *Produktionsmittel*, und dadurch, daß er den Gebrauchswert der von ihm gekauften Arbeitskraft *über einen gewissen Punkt* hinaus konsumierte.

Der Produktionsprozeß ist unter dem System der Warenproduktion stets *Wertbildungsprozeß*; einerlei, ob er mit *gekaufter* oder mit *eigener* Arbeitskraft betrieben wird; aber nur, wenn er über einen gewissen Zeitpunkt hinausdauert, ist der Wertbildungsprozeß auch Bildner von *Mehrwert*, und als solcher *Verwertungsprozeß*. Der Produktionsprozeß muß *länger dauern*, als bis zum Ersatz des Wertes der gekauften Arbeitskraft durch neugeschaffenen Wert, wenn Mehrwert produziert werden soll.

Auch der sein eigenes Feld bearbeitende Bauer, auch der für eigene Rechnung arbeitende Handwerker kann über die Zeit hinaus arbeiten, die er zum Ersatz der von ihm verbrauchten Lebensmittel zu arbeiten genötigt ist. Auch er kann also Mehrwert erzeugen, seine Arbeit kann Verwertungsprozeß werden. Aber sobald der Verwertungsprozeß mit *gekaufter fremder Arbeitskraft* betrieben wird, ist er *kapitalistischer Produktionsprozeß*; dieser ist von vornherein, seiner Natur nach, mit Notwendigkeit und Absicht, Verwertungsprozeß.

Zweites Kapitel · Das Verhalten des Kapitals bei der Wertbildung

Wir haben im 1. Kapitel des 1. Abschnitts die Unterscheidung kennengelernt, die Marx zuerst gemacht, des Doppelcharakters der Waren erzeugenden Arbeit: einerseits als *bestimmter Form nützlicher, Gebrauchswerte erzeugender Arbeit* und andererseits als *allgemein menschlicher einfacher Durchschnittsarbeit, die Warenwerte bildet*. Diesem Doppelcharakter entsprechend ist auch der Produktionsprozeß unter der Herrschaft der Warenproduktion ein zwieschlächtiger, ist er Einheit von *Arbeitsprozeß* und *Wertbildungsprozeß*, und als *kapitalistischer* Produktionsprozeß Einheit von *Arbeitsprozeß* und *Verwertungsprozeß*. Wir haben im letzten Kapitel die beiden Elemente des Arbeitsprozesses kennengelernt: Produktionsmittel und Arbeitskraft; wir haben aber auch die verschiedenen Rollen kennengelernt, die diese beiden Elemente als Teile des Kapitals im Verwertungsprozeß spielen. Wir haben gesehen, daß die Produktionsmittel in ganz anderer Weise an der Bildung des Produktenwertes Anteil nehmen, als die Arbeitskraft.

Wir haben gefunden, daß der Wert der verzehrten Produktionsmittel im Wert des Produkts wieder erscheint. Die Übertragung dieses Wertes geschieht im Arbeitsprozeß durch die Arbeit. Wie ist das aber möglich? Die Arbeit muß gleichzeitig Doppeltes vollbringen, neuen Wert schaffen und alten Wert übertragen. Es ist dies nur erklärlich durch den Doppelcharakter der Arbeit, an den wir eben erinnert. In ihrer Eigenschaft als *wertbildende* allgemein menschliche Arbeit schafft sie neuen Wert; in ihrer Eigenschaft als *Gebrauchswerte erzeugende* besondere Form nützlicher Arbeit überträgt sie den Wert der Produktionsmittel auf das Produkt.

Nur durch die besondere Form der Spinnarbeit kann der Wert von Baumwolle und Spindel auf das Garn übertragen werden; der Spinner dagegen kann denselben Wert, den er als Spinner schafft, auch durch andere Arbeit schaffen, wenn er z. B. Tischler wird; dann macht er aber kein Garn, überträgt nicht Baumwollenwert auf Garn.

Der zwieschlächtige Charakter der Arbeit als *wertbildender* und *wertübertragender* Arbeit erhellt deutlich, wenn man den Einfluß eines Wechsels der Produktivität der Arbeit auf die Wertbildung und die Wertübertragung betrachtet. Die Größe des Wertes, der in einer Arbeitsstunde erzeugt wird, ändert sich nicht, wenn, unter sonst gleichen Umständen, die Produktivität der Arbeit wächst oder abnimmt. Die Menge der in einem bestimmten Zeitraum produzierten Gebrauchswerte wächst oder nimmt dagegen ab mit der Produktivität der Arbeit. In demselben Maße also wächst oder vermindert sich die wertübertragende Fähigkeit der Arbeit.

Nehmen wir z. B. an, eine Erfindung verdopple die Produktivität der Spinnarbeit, indes die Produktivität der Arbeit der Baumwollpflanze die gleiche bleibe. In 1 Pfund Baumwolle seien 2 Arbeitsstunden enthalten, es koste, wenn wir bei unserer obigen Annahme bleiben, 1 Mark. Früher wurden in einer Stunde 2 Pfund Baumwolle versponnen, jetzt 4 Pfund. *Derselbe Neuwert*, der früher den 2 Pfund durch die Arbeit einer Stunde *zugesetzt* wurde, wird jetzt den 4 Pfund zugesetzt, nach unserer Annahme 50 Pfennige. Aber der *doppelte Wert* wird jetzt in einer Stunde auf das Garn durch die Spinnarbeit *übertragen*: früher 2 Mark, jetzt 4 Mark.

Man sieht, die Wert *erhaltende* oder *übertragende* Kraft der Arbeit beruht auf einer anderen Eigenschaft derselben als ihre Wert *bildende* Kraft.

Da kein Produzieren ohne Produktionsmittel möglich, ist jede Waren produzierende Arbeit nicht nur Wert *bildend*, sondern auch Wert *erhaltend*, und zwar nicht nur in dem Sinne, daß sie die Werte der verbrauchten Produktionsmittel auf das Produkt überträgt, sondern auch in dem Sinne, daß sie den Wert der ersteren vor dem Untergang bewahrt. Alles Irdische ist vergänglich, und so gehen auch die Produktionsmittel früher oder später zugrunde, selbst wenn sie unbenutzt bleiben. Manche von ihnen, z. B. verschiedene Maschinen, verderben sogar schneller, wenn sie stehen bleiben, als wenn sie in Gang gehalten werden. Mit dem Gebrauchswert der Produktionsmittel schwindet auch ihr Warenwert. Geschieht die Abnutzung normalerweise im Produktionsprozeß, dann erscheint der Wert, den das Produktionsmittel verloren, im Wert des Produkts wieder. Verschleißt das Produktionsmittel, ohne im Produktionsprozeß verwendet zu werden, dann verschwindet sein Wert auf Nimmerwiedersehen. Der Kapitalist übersieht gewöhnlich diese Seite der Arbeit, sie kommt ihm aber sehr empfindlich zum Bewußtsein, wenn er, etwa infolge einer Krise, gezwungen ist, den Produktionsprozeß zu unterbrechen. Marx führt das Beispiel eines englischen Baumwollspinners an, der 1862 die jährlichen Stillstandskosten seiner Fabrik infolge der Baumwollkrise auf 120.000 Mark veranschlagte, darunter 24.000 Mark für Verschlechterung der Maschinerie.

Die verschiedenen Produktionsmittel verhalten sich aber verschieden in bezug auf die Art und Weise der Wertübertragung. Die einen verlieren im Arbeitsprozeß ihre selbständige Gestalt, so Rohmaterial und Hilfsstoffe. Andere bewahren ihre Gestalt im Arbeitsprozeß. Die Baumwolle, die versponnen wird, verliert ihre Gestalt, die Spindel, die spinnt, jedoch nicht. Die ersteren geben in jedem Produktionsprozeß ihren *ganzen Wert* an das Produkt ab, die letzteren nur *Bruchteile* davon. Wenn eine Maschine 1000 Mark wert ist, und sich unter normalen Verhältnissen in 1000 Tagen abnutzt, so gibt sie in jedem Arbeitstag den Wert einer Mark an das in dieser Zeit mit ihrer Hilfe hergestellte Produkt ab.

Auch hier tritt uns der zwieschlächtige Charakter des Produktionsprozesses entgegen. Wie kann die Maschine $\frac{1}{1000}$ ihres Wertes an ein bestimmtes Produkt abgeben? Bei dessen Herstellung ist ja nicht $\frac{1}{1000}$ der Maschine, sondern die ganze Maschine in Tätigkeit. Dieser Einwand ist wirklich erhoben worden. Zu antworten ist, daß die *ganze* Maschine in den Produktionsprozeß eingeht, soweit er *Arbeitsprozeß*; dagegen nur ein entsprechender *Bruchteil* derselben, soweit er *Verwertungsprozeß*. Als *Gebrauchswert* geht die *ganze* Maschine in jeden Produktionsprozeß ein; als *Wert* nur ein *Bruchteil* von ihr.

Umgekehrt kann der *ganze* Wert eines Produktionsmittels in das Produkt übergehen, und doch nur ein Teil seines Körpers. Nehmen wir an, daß, um 100 Pfund Garn zu erzeugen, 115 Pfund Baumwolle unter normalen Verhältnissen erforderlich sind, daß die Menge der unverwendbaren Abfälle in diesem Falle 15 Pfund beträgt, so werden nur 100 Pfund Baumwolle in 100 Pfund Garn eingehen, aber in den Wert der 100 Pfund Garn wird der Wert von 115 Pfund Baumwolle übergegangen sein.

Die Produktionsmittel übertragen während des Arbeitsprozesses so viel Wert auf das Produkt, als sie während desselben selbst verlieren. Sie können ihm nie mehr Wert zusetzen, als sie selbst besitzen, wie groß auch ihr Gebrauchswert sein mag. Es ist also gänzlich haltlos, wenn die Vulgäroekonomie den Mehrwert und seine verwandelten Formen, Zins, Profit, Grundrente, aus dem *Gebrauchswert* der Produktionsmittel ableiten will, aus ihren „Diensten.“

Der Wert der im Produktionsprozeß verbrauchten Produktionsmittel erscheint unverändert wieder im Wert des Produkts.

Die Arbeit erhält aber nicht nur Wert, sie bildet auch Neuwert. Bis zu einem gewissen Zeitpunkt ersetzt die neuen Wert schaffende Arbeit nur den vom Kapitalisten im Kauf der Arbeitskraft

verausgabten Wert. Dauert die Arbeit über diesen Punkt hinaus, so bildet sie überschüssigen Wert, *Mehrwert*.

„Der Teil des Kapitals also“, sagt Marx, „der sich in *Produktionsmittel*, d. h. in Rohmaterial, Hilfsstoffe und Arbeitsmittel umsetzt, verändert seine *Wertgröße nicht* im Produktionsprozeß. Ich nenne ihn daher *konstanten* (unveränderlichen, ständigen) *Kapitalteil*, oder kürzer: *konstantes Kapital*.

„Der in *Arbeitskraft* umgesetzte Teil des Kapitals verändert dagegen seinen Wert im Produktionsprozeß. Er produziert sein eigenes Äquivalent und einen Überschuß darüber, *Mehrwert*, der selbst wechseln, größer oder kleiner sein kann. Aus einer konstanten Größe verwandelt sich dieser Teil des Kapitals fortwährend in eine variable (ihre Größe wechselnde). Ich nenne ihn daher *variablen Kapitalteil*, oder kürzer: *variables Kapital*. Dieselben Kapitalbestandteile, die sich vom Standpunkte des Arbeitsprozesses als objektive und subjektive Faktoren, als Produktionsmittel und Arbeitskraft unterscheiden, unterscheiden sich vom Standpunkt des Verwertungsprozesses als konstantes Kapital und variables Kapital.“ [S. 223f]

Die Wertgröße des konstanten Kapitals ist natürlich nur in bezug auf den Verwertungsprozeß als beständige Größe aufzufassen. Durch den *Produktionsprozeß*, in welchem es angewandt wird, wird die Wertgröße des konstanten Kapitals nicht geändert, wohl aber kann dies durch andere Faktoren bewirkt werden. Auch das Verhältnis zwischen konstantem und variablem Kapital kann wechseln. Wir kommen darauf später noch zurück.

Drittes Kapitel · Der Grad der Ausbeutung der Arbeitskraft

Nehmen wir ein Kapital, etwa von 5000 Mark. Dasselbe zerfällt in zwei Teile, eine Geldsumme, die für den Ankauf von Produktionsmitteln ausgegeben wird, das konstante Kapital c , das wir zu 4100 Mark annehmen, und eine andere Geldsumme, die zum Ankauf der nötigen Arbeitskraft dient, das variable Kapital v , das gleich sei 900 Mark. Das konstante Kapital selbst zerfällt wieder in zwei Teile: Rohmaterial usw., dessen Wert völlig im Produkt wiedererscheint, und Werkzeuge usw., die in jedem Produktionsprozeß nur einen Teil ihres Wertes an das Produkt abgeben. Für die folgende Untersuchung sehen wir von dieser Unterscheidung ab, deren Berücksichtigung die Aufgabe bloß verwickeln würde, ohne am Ergebnis etwas zu ändern. Wir nehmen also hier der Einfachheit wegen an, daß der Wert des gesamten angewandten Kapitals im Produkt wieder erscheine.

Der Kapitalist hat Produktionsmittel und Arbeitskraft gekauft, und wendet sie an. Am Ende des Produktionsprozesses ist der Wert des vorgeschossenen Kapitals um den Mehrwert m vergrößert, der 900 Mark betrage. Er besitzt also jetzt $c + v + m = 4100 + 900 + 900 = 5900$ Mark. Davon sind 4100 Mark übertragener, $900 + 900$ Mark neugeschaffener Wert.

Es ist klar, daß die Wertgröße des konstanten Kapitals von keinem Einfluß auf die Größe des produzierten Mehrwerts ist. Ohne Produktionsmittel kann freilich nicht produziert werden, und je länger produziert werden soll, desto mehr Produktionsmittel sind erforderlich. Die Produktion einer gewissen Größe des Mehrwerts bedingt daher die Anwendung einer gewissen Masse von Produktionsmitteln, die vom technischen Charakter des Arbeitsprozesses abhängt. Aber wie groß der *Wert* dieser Masse, das ist ohne Einfluß auf die Größe des Mehrwerts.

Wenn ich 300 Arbeiter beschäftige, und der Tageswert der Arbeitskraft eines jeden 3 Mark, der Wert, den jeder in einem Tage schafft, 6 Mark beträgt, so werden diese 300 in einem Tage einen Wert von 1800 Mark erzeugen — davon 900 Mark Mehrwert —, einerlei, ob die Produktionsmittel, die sie vernutzen, einen Wert von 2000 oder 4000 oder 8000 Mark haben. Die *Wertschöpfung und Wertveränderung* im Produktionsprozeß werden durch die Wertgröße des vorgeschossenen konstanten Kapitals nicht berührt. Soweit es sich daher darum handelt, jene beiden Vorgänge rein zu betrachten, können wir vom konstanten Kapital absehen, es gleich Null setzen.

Vom vorgeschossenen Kapital kommt also für uns hier nur der variable Teil, v , in Betracht; vom Wert des Produkts nur der von der Arbeit neugeschaffene Wert, der gleich ist dem Wert des angewandten variablen Kapitals plus dem Mehrwert, $v + m$. Das Verhältnis des Mehrwerts zum vorgeschossenen variablen Kapital ist in unserem Falle $= 900 : 900 = 100$ Prozent.

Diese verhältnismäßige Verwertung des variablen Kapitals oder die verhältnismäßige Größe des Mehrwerts nennt Marx die *Rate des Mehrwerts*. Man darf sie nicht, wie es so häufig geschieht, mit der *Profitrate* verwechseln. Der Profit leitet sich aus dem Mehrwert ab; er ist aber nicht der Mehrwert.

Um während des Arbeitstages einen Wert zu produzieren, der gleich dem Wert seiner Arbeitskraft, gleich v , muß der Arbeiter eine gewisse Zeit arbeiten; wir haben früher angenommen, 6 Stunden. Diese Arbeitszeit ist *notwendig* zur Erhaltung des Arbeiters. Marx nennt sie die *notwendige Arbeitszeit*. Der Teil des Arbeitstages, in welchem der Arbeiter über die Grenzen der notwendigen Arbeitszeit hinaus arbeitet und nicht Wert zum Ersatz seiner Arbeitskraft, sondern Mehrwert für den Kapitalisten schafft, heißt bei Marx die *Mehrarbeitszeit*, überschüssige Arbeitszeit, und die in ihr verausgabte Arbeit *Mehrarbeit*. Die Mehrarbeit steht zur notwendigen Arbeit in demselben Verhältnis, wie der Mehrwert zum variablen Kapital; wir können die Rate des Mehrwerts also ausdrücken durch $\frac{m}{v}$ oder $\frac{\text{Mehrarbeit}}{\text{notwendige Arbeit}}$.

Der Mehrwert stellt sich dar in einer Produktenmenge, die Marx das *Mehrprodukt* nennt. Sein Verhältnis zum variablen Kapital muß sich daher auch darstellen lassen in dem Verhältnis gewisser Bruchteile des Produkts zueinander. Bei der Betrachtung dieses Verhältnisses, wo es sich nicht um den neugeschaffenen Wert, sondern um das fertige *Produkt* handelt, können wir jedoch nicht wie früher vom konstanten Kapital absehen, das einen Teil des Produktenwertes bildet.

Nehmen wir an, in einem 12stündigen Arbeitstag werden von einem Arbeiter 20 Pfund Garn zum Wert von 30 Mark produziert. Der Wert der versponnenen Baumwolle beträgt 20 Mark (20 Pfund à 1 Mark). Der Wertverschleiß der Spindel usw. 4 Mark; der Wert der Arbeitskraft 3 Mark. Die Rate des Mehrwerts sei 100 Prozent. So haben wir Garnwert 30 Mark = 24 Mark (c) + 3 Mark (v) + 3 Mark (m); dieser Garnwert existiert in 20 Pfund Garn, also das konstante Kapital in 16 Pfund, das variable Kapital in 2 Pfund, und ebenso der Mehrwert in 2 Pfund Garn.

Die 20 Pfund Garn werden in 12 Stunden produziert, also in jeder Stunde $1\frac{2}{3}$ Pfund Garn. Die 16 Pfund, in denen der Wert des konstanten Kapitals verkörpert ist, werden in 9 Stunden 36 Minuten produziert, die 2 Pfund, in denen der Wert des variablen Kapitals enthalten, in 1 Stunde 12 Minuten, und ebenso die 2 Pfund, in denen der Mehrwert verkörpert.

Wenn wir so rechnen, sieht es aus, als ob der Mehrwert nicht in 6 Stunden, wie angenommen, sondern in 1 Stunde 12 Minuten erzeugt würde. Und so rechnen denn auch die Fabrikanten und beweisen haarscharf, daß ihr Profit in der *letzten Arbeitsstunde* erzeugt werde, daß, wenn man die Arbeitszeit auch nur um eine Stunde verkürzt, jeder Profit unmöglich gemacht und die Industrie ruiniert werde. Schon im Jahre 1836 wurde diese Berechnung von den englischen Fabrikanten und ihren gelehrten und ungelehrten Anwälten unter der Führung Seniors gegen jede gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit ins Feld geführt. Dasselbe Argument hat man in Deutschland und Österreich gegen den Normalarbeitstag wieder aufgewärmt, obwohl bereits die tatsächlichen Erfahrungen in England dessen Nichtigkeit auf das entschiedenste dargetan haben. Der Arbeitstag ist dort in verschiedenen Arbeitszweigen gesetzlich verkürzt worden, — wir kommen darauf noch zurück — ohne die Industrie zu ruinieren oder auch nur die Profite der Herren Fabrikanten merklich zu schädigen.

Das ganze Argument beruht auf der Verwechslung von Gebrauchswert und Wert. Der *Gebrauchswert* von zwei Pfund Garn wird in der letzten Stunde erzeugt, nicht aber ihr *Wert*. Die 2 Pfund Garn sind ja nicht aus nichts in der Luft gesponnen worden. In den 2 Pfund Garn ist nicht bloß die Arbeit von 1 Stunde 12 Minuten des Spinners, sondern auch der Wert von 2 Pfund roher Baumwolle enthalten, und nach unserer Annahme (1 Pfund Baumwolle = 1 Mark, 1 Mark = 2 Arbeitsstunden) sind in den 2 Pfund Baumwolle 4 Arbeitsstunden verkörpert; außerdem ist von der Spindel usw. so viel Wert auf die 2 Pfund Garn übergegangen, als in 48 Minuten gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit erzeugt wird. Zu der Herstellung der während 1 Stunde 12 Minuten produzierten 2 Pfund Garn sind also in Wirklichkeit sechs Arbeitsstunden erforderlich gewesen. Wenn der Arbeiter unseres Beispiels wirklich während 1 Stunde 12 Minuten den ganzen Mehrwert erzeugte, der ein Wertprodukt von 6 Stunden darstellt, dann müßte er imstande sein, während eines zwölfstündigen Arbeitstages einen Wert zu schaffen, der 60 Arbeitsstunden entspricht! Und dergleichen Unsinn wird den Fabrikanten geglaubt!

Da das Argument in manchen Kreisen heute noch ziemlichen Anklang findet, sei noch eine seiner Seiten beleuchtet. Berechnen wir, wie hoch die Rate des Mehrwertes sich bei einer Verkürzung des Arbeitstages von 12 auf 11 Stunden unter den bereits gegebenen Voraussetzungen gestalten würde.¹¹

Wir hätten jetzt nicht mehr 24 Mark konstantes Kapital, sondern bloß 22, da ja weniger verarbeitet wird ($18\frac{1}{3}$ Pfund Baumwolle = $18\frac{1}{3}$ Mark; Verschleiß von Spindeln usw. nur $3\frac{2}{3}$ Mark); dazu ein variables Kapital von 3 Mark (wir nehmen an, daß der Arbeitslohn für 11 Stunden derselbe bleibt, wie früher für 12 Stunden) und einen Mehrwert von $2\frac{1}{2}$ Mark. Die Rate des Mehrwertes beträgt also nicht mehr 100, sondern $83\frac{1}{3}$ Prozent.

Wir haben ein Gesamtprodukt von $18\frac{1}{3}$ Pfund Garn, mit einem Wert von $27\frac{1}{2}$ Mark; das konstante Kapital ist in $14\frac{2}{3}$ Pfund verkörpert, das variable in 2 Pfund, der Mehrwert in $1\frac{2}{3}$ Pfund; die $14\frac{2}{3}$ Pfund werden in 8 Stunden 48 Minuten produziert, die 2 Pfund Garn in 1 Stunde 12 Minuten und die Garnmasse, die den Mehrwert trägt, in 1 Stunde. Durch die Verkürzung der Arbeitszeit um eine Stunde ist also die Zeit zur Herstellung des Mehrprodukts, das den Mehrwert enthält, nicht um eine Stunde, sondern nur um 12 Minuten verringert worden. Das Rechenexempel der Fabrikanten beruht auf der wundervollen Annahme, daß in 11 Stunden um $\frac{1}{12}$ weniger Produkt geliefert, aber ebensoviel Produktionsmittel (Rohstoffe usw.) vernutzt werden, als in 12 Stunden.

¹¹ Wir nehmen dabei an, daß eine Verkürzung der Arbeitszeit von 12 auf 11 Stunden auch von einer Verminderung der Arbeitsleistung um $\frac{1}{12}$ begleitet ist. In Wirklichkeit ist das nicht notwendigerweise der Fall; in der Regel ist die Verkürzung der Arbeitszeit von einer Vermehrung der Kraft, Geschicklichkeit, Ausdauer, Sorgfalt, Intelligenz, kurz der Arbeitsfähigkeit des Arbeiters begleitet, die mitunter so weit gehen kann, daß der Arbeiter in der kürzeren Arbeitszeit mehr produziert als vordem in der längeren. Mit dieser Seite der Verkürzung der Arbeitszeit haben wir es jedoch hier nicht zu tun, wir sehen der Einfachheit wegen davon ab.

Viertes Kapitel · Mehrwert und Profit

Derselbe Unterschied, der zwischen *Wert* und *Preis* besteht, waltet auch zwischen *Mehrwert* und *Profit* ob. Was den Praktiker, den Verkäufer und Käufer von Waren interessiert, ist ihr *Preis*. Ihn interessieren demnach auch nur die Gesetze des Preises, weil ihre Kenntnis ihm nützlich sein kann bei seinen kaufmännischen Berechnungen und Spekulationen. Die Gesetze des Wertes, die dem Preis zugrunde liegen, interessieren dagegen bloß den Theoretiker, dem sich's nicht darum handelt, möglichst billig zu kaufen und teuer zu verkaufen, sondern darum, die *gesellschaftlichen Zusammenhänge* zu erforschen, die durch die Warenproduktion hergestellt werden.

So interessiert den praktischen Kapitalisten auch nicht der Mehrwert, sondern der Profit. Er will nicht das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit erforschen, sondern einen möglichst großen Profit machen. Mit welchem Arbeitsaufwand aber dieser Profit geschaffen wird, das ist ihm zunächst sehr gleichgültig. Es ist ja nicht seine Arbeit, die ihn schafft. Wohl aber ist es sein Geld, womit er geschaffen wird. Er setzt also den gewonnenen Mehrwert nicht in ein Verhältnis zu der Menge Arbeit, die bei seiner Produktion aufzuwenden war, sondern zu der Menge Geld, die er dazu vorschießen mußte. Wird die Bewegung der Schaffung des Mehrwerts dargestellt durch die Formel $G - W - (G + g)$, so mißt der Kapitalist seinen Profit durch das Verhältnis von g zu G . Dieses Verhältnis ist aber keineswegs dasselbe, wie das zwischen v und m , zwischen variablem Kapital und Mehrwert. Die Geldsumme, die der Kapitalist für die Produktion vorschießen mußte, muß hinreichen, nicht bloß den Arbeitslohn zu bezahlen, sondern auch Fabriksgebäude, Maschinen, Rohmaterialien, Hilfsstoffe, kurz alles das, was Marx unter dem Worte „konstantes Kapital“ zusammenfaßt. Schon dadurch wird bewirkt, daß selbst dort, wo Mehrwert und Profit völlig übereinstimmen, die Profitrate doch eine andere ist, als die Mehrwertersrate. Wird die Rate des Mehrwerts ausgedrückt durch die Formel $v : m$, so die Rate des Profits durch die Formel $(c + v) : m$.

Zu bemerken ist noch, daß das Jahr für viele Produktionszweige, namentlich die Landwirtschaft, einen natürlichen Produktionsabschnitt bildet, nach dessen Abschluß die Produktion wieder von neuem beginnt. Es hat sich daher die Gewohnheit entwickelt, die Profitrate zu berechnen durch das Verhältnis der *in einem Jahre* gewonnenen Profitmenge zur Menge des *in demselben Jahre* für die Produktion vorgeschossenen Kapitals.

Es ist von vornherein klar, daß die Profitrate von der Mehrwertersrate verschieden sein muß.

Wir hatten im vorigen Kapitel das Beispiel eines Kapitals von 5000 Mark gewählt; davon bildeten 4100 Mark das konstante, 900 Mark das variable Kapital; 900 Mark den Mehrwert. Die Rate des Mehrwerts war also $900 : 900 = 100$ Prozent. Die Profitrate dagegen ist in diesem Falle $5000 : 900 = 18$ Prozent.

Aber zwischen der Rate des Mehrwerts und der des Profits stellt sich bald noch ein anderer Unterschied heraus als dieser rein formale einer anderen Art der Berechnung.

Es ist klar, daß dieselbe Mehrwertersrate verschiedene Profitraten ergeben muß, wenn die Zusammensetzung des Kapitals eine verschiedene ist, wenn auf dieselbe Menge Arbeitslohn verschiedene Mengen konstantes Kapital kommen. Je nach der technischen Eigenart und dem

Höhegrad der technischen Entwicklung ist aber diese Zusammensetzung in jedem Produktionszweig notwendigerweise verschieden.

„Die Wertzusammensetzung des Kapitals, insofern sie durch seine technische Zusammensetzung bestimmt wird und diese widerspiegelt, nennen wir die *organische Zusammensetzung* des Kapitals. . . . Wir nennen daher Kapitale, die prozentig mehr konstantes, also weniger variables Kapital enthalten als das gesellschaftliche Durchschnittskapital: Kapitale von *höherer Zusammensetzung*. Umgekehrt solche, wo das konstante Kapital einen relativ kleineren und das variable einen größeren Raum einnimmt als beim gesellschaftlichen Durchschnittskapital, nennen wir Kapitale von *niedrigerer Zusammensetzung*. Kapitale von *durchschnittlicher Zusammensetzung* endlich nennen wir solche, deren Zusammensetzung mit der des gesellschaftlichen Durchschnittskapitals zusammenfällt“ (**Kapital**, 3, Bd. I, S. 124, 142 [MEW 25, S. 155 & 173]).

Sehen wir nun zu, wie sich unter dem Einfluß der verschiedenen Zusammensetzungen die Profitrate gestaltet. Nehmen wir drei Unternehmungen aus drei verschiedenen Produktionszweigen. Der eine sei noch technisch rückständig, wende im Verhältnis zur Zahl der Arbeiter wenig Maschinen an, brauche keine großen Fabriksgebäude usw. Er habe eine niedere organische Zusammensetzung. Der zweite eine durchschnittliche, der dritte dagegen sei so hoch entwickelt, daß auf einen Arbeiter eine große Wertsumme an Maschinen und Baulichkeiten komme. Die organische Zusammensetzung seines Kapitals sei eine hohe.

Wir gestalten das Beispiel so einfach als möglich, nehmen daher an, in allen drei Produktionszweigen sei die Rate des Mehrwerts die gleiche und schlage das gesamte vorgeschossene Kapital einmal im Jahre um, das heißt, es werde insgesamt in einem Jahre in der Produktion verbraucht und das Produkt werde erst am Ende des Jahres, dann aber in seiner Gesamtheit verkauft. Das sind Annahmen, die kaum je in Wirklichkeit vorkommen, die wir aber machen müssen, soll nicht das Beispiel zu verwickelt und unübersichtlich werden.

In jedem der drei Unternehmungen werden 100 Arbeiter beschäftigt zu einem jährlichen Lohn von je 1000 Mark. Die Rate des Mehrwerts betrage überall 100 Prozent; die Lohnmasse also 100.000 Mark und ebenso die Masse des Mehrwerts 100.000 Mark. Aber das konstante Kapital belaufe sich im Unternehmen A auf 100.000 Mark, im Unternehmen B auf 300.000 Mark, im dritten Unternehmen C endlich auf 500.000 Mark.

Dann haben wir

Unternehmen	Variables Kapital	Konstantes Kapital	Gesamtkapital	Mehrwert	Mehrwertrate, d.h. Verhältnis des Mehrwerts zu variables Kapital	Profitrate, d.h. Verhältnis des Mehrwerts zu Gesamtkapital
A	100.000	100.000	200.000	100.000	100	50
B	100.000	300.000	400.000	100.000	100	25
C	100.000	500.000	600.000	100.000	100	16,6
Zusammen	300.000	900.000	1.200.000	300.000	100	25

Bei gleicher Mehrwerttrate werden also die Profitraten sehr verschieden sein, wenn man die Waren genau zu ihren Werten verkauft.

Diese Verschiedenheit der Profitraten ist aber ein Zustand, der in der kapitalistischen Produktionsweise nicht andauern kann. Der Kapitalist produziert ja nur um des Profits willen, nicht

um irgendein Bedürfnis zu befriedigen. Was er produziert, ist ihm einerlei, ob Nähnadeln oder Lokomotiven, Stiefelwichse oder Kölner Wasser, die Hauptsache ist, daß er einen möglichst hohen Profit für sein Geld einheimst. Was wird also die Folge davon sein, wenn in der einen Branche die Unternehmungen 50 Prozent, in einer anderen nur 17 Prozent abwerfen? Das Kapital wird die letztere meiden, so viel es nur kann, und sich mit aller Macht der ersteren zuwenden. A wird starke Konkurrenz bekommen, die Produktion der Waren dieses Zweiges wird schnell anwachsen, indes sie in C zurückgehen wird.

Hier kommen wir auf das Gebiet der Konkurrenz, auf das von Nachfrage und Angebot. Wir haben schon gesehen, daß Wert und Preis zwei verschiedene Dinge sind, wenn auch dieser durch jenen bestimmt wird. Unter den Ursachen, die bewirken, daß die Preise von den Werten abweichen, bald höher, bald niedriger stehen, ist die wichtigste der Wechsel in der Nachfrage der Kauflustigen und dem Angebot der Verkäufer.

Nachfrage und Angebot sind bei freier Konkurrenz die Regulatoren der heutigen Produktionsweise, die sonst in die schlimmste Anarchie verfallen würde, da sie ja nicht planmäßig geregelt, sondern von Privatunternehmungen betrieben wird, von denen jedes für sich nach dem Ermessen seines Besitzers oder Leiters produziert. Nachfrage und Angebot sorgen dafür, daß die vorhandenen Arbeitskräfte den verschiedenen Produktionszweigen in der Weise zugeteilt werden, daß im allgemeinen jeder so viel produziert, als die Gesellschaft bei den gegebenen Verhältnissen verlangt. Freilich gilt das nur im allgemeinen, nicht im besonderen, nicht in jedem einzelnen Falle. Vielmehr wird bei der Planlosigkeit der heutigen Produktionsweise stets entweder zu viel oder zu wenig von der einen oder anderen Ware produziert und erst hinterdrein wird durch das Spiel von Nachfrage und Angebot, das Sinken oder Steigen der Preise, dahin gewirkt, daß die Produktion dem gesellschaftlichen Bedürfnis entsprechend eingeschränkt oder erweitert wird.

Wird mehr von einer Ware produziert, als die kaufkräftigen Mitglieder der Gesellschaft bei einer bestimmten Preishöhe, die in letzter Linie durch ihren Wert bestimmt wird, davon kaufen können oder wollen, dann sinkt sie im Preise, wodurch sich der Kreis derjenigen Gesellschaftsmitglieder erweitert, die sie kaufen können oder wollen. Aber mit dem Preise sinkt der Profit; sinkt er unter den Durchschnitt, dann wird dadurch das Kapital von dem betreffenden Produktionszweig abgeschreckt, seine Produktion wird verringert und damit der Preis wieder gesteigert, bis er die dem Durchschnittsprofit entsprechende Höhe erreicht.

Umgekehrt; steigt der Preis über diesen Höhepunkt hinaus, weil weniger von der Ware produziert wird als der Nachfrage der Käufer entspricht, dann steigt damit auch der Profit. Das Kapital wird von dem Produktionszweig angezogen, strömt ihm zu, erweitert die Produktion, worauf die Preise wieder auf das den Durchschnittsprofit abwerfende Niveau herabsinken. Um dieses Niveau bewegen sich die Preise ununterbrochen, bald sich darüber erhebend, bald sich darunter senkend, und nur durch diese Wellenbewegung wird das Niveau hergestellt, das stets nur als eine Tendenz, ein Streben, nicht als ein dauernder Zustand vorhanden ist.

Dies Wirken von Nachfrage und Angebot muß auch jenen Ungleichheiten der Profitraten entgegenarbeiten, die aus der Ungleichheit in der organischen Zusammensetzung des Kapitals entstehen.

In der Branche C wird die Produktion abnehmen und es werden die Preise und damit die Profite steigen. In der Branche A wird die Produktion wachsen und werden die Preise sinken. Das eine wie das andere wird so lange fortgehen, bis die Profite sich ausgeglichen haben und auf der Höhe des Durchschnitts der Gesamtheit der Profitraten angelangt sind. Wir haben angenommen, daß B die durchschnittliche organische Zusammensetzung des Kapitals, seine Profitrate also die Durchschnittsprofitrate darstellt. Dann wird sich der Profit in den drei Unternehmungen folgendermaßen gestalten:

Unternehmen	Gesamtkapital	Mehrwert	Mehrwerttrate	Profitrate	Profit
	Mark	Mark	Prozent	Prozent	Mark
A	200.000	100.000	100	25	50.000
B	400.000	100.000	100	25	100.000
C	600.000	100.000	100	25	150.000
Zusammen	1.200.000	300.000	100	25	300.000

Diese Ausgleichung der Profitrate wurde aber nur möglich dadurch, daß die Warenpreise sich von den Warenwerten entfernten. Da nach unserer Voraussetzung das gesamte vorgeschossene Kapital in einem Jahre umschlägt und im Wert des Jahresprodukts erscheint, so finden wir jetzt folgendes Verhältnis zwischen dem Wert und dem Preis des Jahresprodukts jedes Unternehmens:

Unternehmen	Gesamtkapital	Mehrwert	Wert des Gesamtprodukts (Produktionskosten + Mehrwert).	Profit	Produktionspreis des Gesamtprodukts (Produktionskosten + Profit)
	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark
A	200.000	100.000	300.000	50.000	250.000
B	400.000	100.000	500.000	100.000	500.000
C	600.000	100.000	700.000	150.000	750.000
Zusammen	1.200.000	300.000	1.500.000	300.000	1.500.000

Nehmen wir an, daß das Jahresprodukt jedes Unternehmens in je 10.000 Warenexemplare zerfällt, so haben wir für die einzelne Ware

	A	B	C
Wert	30 Mark	50 Mark	70 Mark
Produktionspreis	25 Mark	50 Mark	75 Mark

In Wirklichkeit vollzieht sich nun der Vorgang nicht etwa so, daß jeder Kapitalist zuerst den vollen Mehrwert bezieht, so daß die Kapitalisten der einen Branche 50 und die der anderen nur 17 Prozent Profit machen. Dergleichen Unterschiede kommen nur in den Anfängen der kapitalistischen Produktionsweise oder heute noch in Gegenden und Betriebszweigen vor, deren sich diese Produktionsweise neu bemächtigt. Bei entwickelter kapitalistischer Produktion bildet sich ein herkömmlicher durchschnittlicher Profitsatz, den die Kapitalisten bei ihren Preisberechnungen von vornherein zugrunde legen, was natürlich nicht ausschließt, daß sie jede Gelegenheit benutzen, über diesen Preis hinauszugehen, während sie es als Verlust betrachten, wenn sie einen niedrigeren Preis, also auch eine geringere Profitrate erzielen. Dieser Preis, der gebildet wird aus den Kosten der Produktion (das aufgewandte variable und konstante Kapital), zu denen man noch den „landesüblichen“ Profit hinschlägt, erscheint dem Kapitalisten als der „natürliche“. Marx nennt ihn den *Produktionspreis*. Er besteht aus dem *Kostenpreis* (Betrag des variablen und konstanten Kapitals) und dem *Durchschnittsprofit*.

Nicht der *Wert*, sondern der *Produktionspreis* bildet bei entwickelter kapitalistischer Produktionsweise das Niveau, um das die Marktpreise unter dem Einfluß von Nachfrage und Angebot in

Wellenlinien hin und her schwanken. Der Produktionspreis selbst aber schwebt nicht in der Luft, sondern er hat seine Grundlage im Wert.

Die Gegner der Marxschen Werttheorie behaupten gern, Marx selbst habe seine eigene Theorie, die er im ersten Bande des „**Kapital**“ entwickelt, über den Haufen geworfen durch den dritten Band, in dem er nachwies, daß infolge des Strebens nach Ausgleichung der Profite bei entwickelter kapitalistischer Warenproduktion die Preise der meisten Waren dauernd von ihren Werten abweichen, indem die Preise der einen Hälfte dieser Waren dauernd ebenso viel unter ihren Werten stehen, wie die der anderen Hälfte darüber. Aber Marx hätte seine Werttheorie nur dann über den Haufen geworfen, wenn er gezeigt hätte, daß die Preise *unabhängig sind* von ihren Werten. Weit entfernt, das zu tun, beweist vielmehr der dritte Band des „**Kapital**“, daß die Produktionspreise, um welche die Marktpreise herumpendeln, in vollster Abhängigkeit von dem Wertgesetz stehen, ohne das sie unerklärlich werden. Gerade jener Faktor, der Durchschnittsprofit, der die Abweichungen der Produktionspreise von den Werten verursacht, kann nur erklärt werden aus den Gesetzen des Mehrwerts, die wieder aus denen des Werts hervorgehen. Wenn wir nicht annehmen, daß die gesamte Masse des in der Gesellschaft vorhandenen Mehrwerts und die gesamte Masse des Profits mit seinen Abzweigungen (Zins, Grundrente, von denen wir hier nicht weiter handeln wollen) gleichbedeutend sind, dann verlieren wir jeden Erklärungsgrund dafür, warum die Durchschnittsprofitrate unter gegebenen Verhältnissen eine bestimmte Größe ist.

Das Gesetz des Warenwerts wird nicht dadurch aufgehoben, daß bei entwickelter kapitalistischer Produktion zwischen Wert und Preis durch die Durchschnittsprofitrate und den davon abhängigen Produktionspreis ein neues Mittelglied tritt. Wollte man daraus seine Ungültigkeit schließen, dann müßte man auch die Ungültigkeit des Fallgesetzes annehmen, weil der Fall der Körper im Wasser noch mehr Widerstände findet als in der Luft.

Die Marxsche Theorie des Produktionspreises ist von seinen Theorien des Werts und Mehrwerts nicht zu trennen. Weit entfernt, diese ad absurdum zu führen, bildet sie vielmehr ihre Vollendung. Die Theorie des Produktionspreises liefert uns den Schlüssel zu einer Reihe von Erscheinungen, auf denen die Verhältnisse der herrschenden Klassen untereinander beruhen — zu dem Gegensatz zwischen Kapital (Profit) und Grundbesitz (Grundrente), zwischen industriellem Kapital (industriellem Profit) und Geldkapital (Zins) usw. Sie liefert uns noch mehr: den Schlüssel zu einer Reihe von Werttheorien, damit aber auch zu ihrer Widerlegung, denn eine Reihe von Theorien des Werts sind im Grunde nur Theorien des Produktionspreises, den sie als den letzten Bestimmungsgrund der Marktpreise betrachten.

Es dürfte hier der richtige Platz sein, einen Blick auf jene Werttheorien zu werfen, die die Bestimmung des Werts durch die Arbeit leugnen. Wie von den oben erwähnten, kann man von ihnen allen sagen, daß sie gar keine Theorien des Werts sind, daß sie unter Wert etwas verstehen, was gar nicht Wert ist: Gebrauchswert, Produktionspreis, Durchschnittspreis.

Nun sagt man freilich: jeder Theoretiker hat das Recht, unter Wert zu verstehen, was er will. Wir haben bloß zu fragen, ob seine Erklärung dessen, was er unter Wert versteht, richtig ist oder nicht. Ob es dann eine Theorie des Gebrauchswerts oder des Preises oder was immer ist, geht uns nichts an.

Aber in jeder anderen Wissenschaft würde eine derartige Auffassung als ganz unwissenschaftliche Naivität nicht ernst genommen werden. Nehmen wir zum Beispiel die Atomtheorie. Was würde man zu der Auffassung sagen, daß es jedem Forscher frei stehe, unter Atom zu verstehen, was er wolle, etwa ein Molekül oder eine Zelle; daß es einerlei sei, wenn er nur eine richtige Zellentheorie gebe, ob er sie Atomtheorie nenne oder nicht? Man würde ihm sofort antworten, daß es sich beim Atom nicht um einen *Namen* handelt, den man nach Belieben bald diesem, bald jenem *Dinge* beilegen kann, sondern um ganz *bestimmte Vorgänge*, deren Erklärung die Theorie des Atoms zu dienen hat, Vorgänge, die unter anderem auch der Bildung des Moleküls oder der Zelle zugrunde liegen. Man kann die Atomtheorie annehmen oder verwerfen, das heißt die fraglichen Vorgänge

durch sie oder anders erklären; aber es wäre ein grober wissenschaftlicher Schnitzer, ein Produkt jener Vorgänge, die nach der Theorie durch die Lagerung der Atome bestimmt werden, ein Atom zu nennen. Man darf nie das Grundlegende mit dem daraus Abgeleiteten verwechseln.

Darüber ist in der Naturwissenschaft kein Zweifel möglich. Die Vorgänge der politischen Ökonomie sind komplizierter, trotzdem muß für sie dasselbe gelten, was für die Naturwissenschaft. Es sind ganz bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse und Vorgänge, die durch das Wertgesetz zu erklären sind, und es geht nicht an, die Gesetze anderer, durch den Wert bedingter Verhältnisse und Vorgänge als Wertgesetze zu bezeichnen und zu behandeln.

Der Vorgang, den jede Werttheorie erklären will und erklären muß, ist der des Austauschs zweier Waren; das gesellschaftliche Verhältnis, das sie erklären will und muß, ist das zwischen zwei Warenbesitzern, die ihre Waren gegenseitig austauschen. Der Vorgang des Warenaustauschs, aus dem sich dann Verkauf und Kauf entwickelt, ist der grundlegende, der das ganze wirtschaftliche Getriebe der heutigen Gesellschaft im Gange hält. Jede Erklärung dieses Getriebes muß daher von der Erforschung des Gesetzes ausgehen, das den Warenaustausch regelt, und das ist eben das Wertgesetz. Wollte man unter dem Wertgesetz die Erklärung eines anderen Vorgangs verstehen, dann müßte man dem Gesetz, das dem Austausch der Waren zugrunde liegt, einen besonderen Namen geben. Das tut aber keine der Werttheorien. Jede will also denselben Vorgang erklären.

Hält man sich aber den Vorgang vor Augen, den das Wertgesetz zu erklären hat, dann wird es leicht klar, daß man vor allem *Gebrauchswert* und *Tauschwert* streng auseinanderhalten muß und sich nicht durch das Wörtlein *wert*, das in den beiden Bezeichnungen vorkommt, verleiten lassen darf, sie als gleichbedeutend anzusehen. Manche Werttheorie erklärt den Wert aus der Nützlichkeit eines Gegenstandes. Je nützlicher, desto wertvoller. Das ist richtig, wenn, unter wertvoller der größere Gebrauchswert verstanden wird, falsch, wenn damit der größere Tauschwert gemeint sein soll.

Der Gebrauchswert, die Nützlichkeit eines Dinges bezeichnet ein Verhältnis zwischen dem einzelnen Menschen, dem Konsumenten, und diesem Ding, nicht aber ein gesellschaftliches Verhältnis, das Verhältnis zwischen zwei Menschen, wie das Austauschverhältnis eines ist. Wollte man vielleicht sagen, daß gleich nützliche Gegenstände in gleichen Mengen gegeneinander ausgetauscht werden? Aber der Austausch oder Verkauf besteht meist darin, daß jeder Verkäufer Dinge hingibt, die für ihn keinen Gebrauchswert, keinen Nutzen haben.

Wenn der Bäcker und seine Leute satt sind, hat das Brot, das sie gebacken haben und verkaufen, keinen Gebrauchswert mehr für sie. Wenn der Bäcker keinen Abnehmer dafür fände, wüßte er nichts damit anzufangen. Dagegen kann dies selbe Brot für einen beim Bäcker vorbeigehenden Arbeiter, der an dem Tage noch nichts gegessen hat, von größtem Gebrauchswert sein. Der Tauschwert des Brotes ist aber für beide Teile derselbe.

Nehmen wir an, der vorübergehende Arbeiter sei ein Korbmacher, der mit seinen Körben hausieren geht. Der Bäcker braucht einen Korb; dieser hat für ihn großen Gebrauchswert, für den Arbeiter dagegen gar keinen. Der letztere hat eine Menge Körbe zu Hause stehen, aber nichts hineinzutun. Er gibt gern einen Korb für eine Anzahl Brote hin. Aber in welchem Verhältnis werden sich Korb und Brot austauschen, wenn ihre Besitzer auf die Nützlichkeit sehen? Wie viele Stücke Brot sind für den Korbmacher ebenso nützlich, als ein Korb für den Bäcker? Es ist klar, daß man die Nützlichkeiten zweier verschiedener Gebrauchswerte gar nicht miteinander vergleichen kann; sie sind zahlenmäßig nicht in ein Verhältnis miteinander zu bringen. Wenn der Korbmacher für seinen Korb fünf Brotlaibe erhält, so wäre es absurd zu sagen, ein Korb sei fünfmal so nützlich oder (in diesem Sinne) wertvoll wie ein Brotlaib. Die Nützlichkeiten der verschiedenen Waren sind aneinander nicht meßbar.

Bei verschiedenen Stücken *derselben Warenart* kann man allerdings einen höheren oder geringeren Grad ihres Gebrauchswerts feststellen. Ein dauerhaftes Paar Stiefel hat einen größeren Gebrauchswert als ein weniger dauerhaftes, und ich werde gern mehr dafür zahlen — wenn ich

das nötige Geld dazu habe. Eine Flasche Johannisberger hat einen größeren Gebrauchswert und Tauschwert als eine Flasche Spandauer oder Grüneberger. Also, so scheint es, ist doch der Gebrauchswert ein Element des Warenwerts.

Aber es scheint nur so. Würde der größere Gebrauchswert den größeren Warenwert schaffen, dann erhebt sich die Frage, warum nicht jeder Produzent nur die besten Qualitäten produziert? Warum erzeugt nicht jeder Schuster nur ausgezeichnete Schuhe, warum baut nicht jeder Winzer die besten Marken? Die Antwort ist einfach. Bei den Schuhen ist die bessere Qualität entweder Folge besseren Rohmaterials usw., das mehr Arbeit und Geld kostet, oder Folge besserer Arbeit, das heißt, bei durchschnittlicher Geschicklichkeit des Arbeiters, größeren Arbeitsaufwands. Deshalb, und nicht wegen des höheren Gebrauchswerts sind die soliden Schuhe teurer. Man sagt bekanntlich, daß die teuersten Waren die billigsten sind, das heißt, ihr Gebrauchswert übersteigt den der niedrigen Qualitäten in viel höherem Maße, als ihr Warenwert den der letzteren. Ein Paar Stiefel um 12 Mark dauert vielleicht doppelt so lang wie eines um 10 Mark.

Der höhere Preis einzelner Weinsorten rührt aber daher, daß man sie nur an bestimmten Stellen bauen kann. Hier verliert das Wertgesetz überhaupt seine Geltung, weil wir es hier mit einem Monopol zu tun haben. Das Wertgesetz setzt aber die freie Konkurrenz voraus.

Wo innerhalb derselben Warenart Qualitätsunterschiede Preisunterschiede bedingen, da lassen diese sich stets entweder auf Unterschiede im Arbeitsaufwand oder auf Monopolverhältnisse zurückführen.

Andere Werttheorien wieder verwechseln den Wert mit dem Preise. Sie erklären den Wert aus dem Verhältnis von Nachfrage und Angebot. Aber diese erklären nur, warum die Preise einer bestimmten Ware stets um ihren Wert (respektive Produktionspreis) herumpendeln; sie erklären aber nicht, warum im Durchschnitt der Preis der einen Ware stets um so viel höher steht als der der anderen, warum zum Beispiel Jahrhunderte lang ein Pfund Gold im Durchschnitt dreizehn Mal so teuer war wie Silber.

Will die Erklärung des Werts durch Nachfrage und Angebot diese dauernden Preisunterschiede der verschiedenen Waren begreiflich machen, dann bleibt ihr nichts übrig als eine verschämte Zuflucht zur Arbeitswerttheorie. Auf die Frage, woher es denn kommt, daß die eine Ware dauernd um so viel teurer sei als die andere, antwortet sie, das rühre von ihrer größeren *Seltenheit* her, die bewirke, daß ihr Angebot dauernd geringer sei als das der anderen. Aber um von einer Ware, die seltener ist, dieselbe Menge auf den Markt zu bringen, wie von einer, die häufiger vorkommt, dazu ist eben *mehr Arbeit* erforderlich. Es macht kaum einen Unterschied, ob ich sage, ein Pfund Gold war deshalb dreizehn Mal so teuer wie ein Pfund Silber, weil es dreizehn Mal so selten gefunden wurde, oder weil es dreizehn Mal so viel Arbeit kostete, ein Pfund Gold herzustellen, wie ein Pfund Silber. Sobald der Theoretiker sich nicht auf den bloßen Kaufmannsstandpunkt stellt, den auf dem Markte bloß der Preis der Waren interessiert, nicht aber die Art, wie diese gewonnen wurden, sobald er tiefer gräbt und forscht, wie die Waren produziert wurden, die auf den Markt kamen, dann findet er stets, daß die Werte der Waren durch den Vorgang der *Produktion* bestimmt, in der *Werkstatt* und nicht auf dem *Markt* geschaffen werden. Den bürgerlichen Theoretikern liegt freilich der Markt meist näher als die Werkstatt, und darum stehen sie in der Regel der Arbeitswerttheorie so verständnislos gegenüber.

Auf dem Markte wird der Wert bloß in Geld, in Preis, verwandelt; zunächst in dargestelltes Geld, die Preisforderung, und dann in wirkliches Geld, wenn die Ware verkauft ist. Je mehr die kapitalistische Wirtschaft sich entwickelt, desto mehr Zwischenglieder schieben sich zwischen Werkstatt und Markt, zwischen den Produzenten und den Verkäufer an den Konsumenten ein, desto größer können die dadurch bedingten Abweichungen des wirklich erzielten Preises vom theoretisch bestimmten Wert sein. Das hindert aber nicht, daß doch in letzter Linie es stets die Produktionsbedingungen sind, die den Wert der Waren bestimmen, und daß der Preis stets davon abhängig bleibt, wie sehr auch diese Abhängigkeit eine vermittelte sein mag.

Die kapitalistischen Praktiker selbst bestimmen den Wert der Waren aus ihren Produktionsbedingungen. Allerdings verstehen sie darunter nicht die zu ihrer Herstellung gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, sondern die Produktionskosten (Arbeitslohn, Auslagen für Maschinen, Rohmaterial usw.), vermehrt um den Durchschnittsprofit.

Danach erklärt auch eine ganze Reihe von Theoretikern, der Wert werde bestimmt durch die Produktionskosten.

Aber was vom Standpunkt des kapitalistischen Praktikers richtig ist, wird unsinnig vom Standpunkt der Theorie, die nicht den jeweiligen Normalpreis zu berechnen, sondern die gesellschaftlichen Vorgänge der kapitalistischen Produktionsweise auf ihre letzten Gründe zurückzuführen hat.

Vor allem: Was sind die Produktionskosten? Eine bestimmte Geldsumme. Sie setzen also schon das Geld voraus. Die Bestimmung des Werts durch die Produktion heißt also, daß der Wert durch das Geld erklärt werden soll, nicht umgekehrt. Das Pferd wird beim Schwanz aufgezäumt.

Die Produktionskosten sind eine gegebene Summe von Werten — Wert der Arbeitskraft (Arbeitslohn), Wert der Produktionsmittel, Wert des Profits. Aus dieser Summe von Werten wird der Wert erklärt. Man sieht, diese Wertbestimmung dreht sich im Kreise herum.

Nun nehmen wir aber einen Warenproduzenten, etwa einen bäuerlichen Weber, von dem wir voraussetzen, daß er alles selbst erzeugt: Er baut seine Lebensmittel, ebenso wie das Rohmaterial, den Flachs, den seine Töchter verspinnen, und er verfertigt den Webstuhl selbst aus eigenem Holz: wo bleiben bei dem Manne die Produktionskosten? Er hat gar keine Geldauslagen, sein Produkt kostet ihn bloß Arbeit, nichts als Arbeit.

Nun gehen wir einen Schritt weiter zu einer höheren Produktionsstufe, dem handwerksmäßigen Weber. Dieser hat schon Geldausgaben zu machen; er hat Produktionskosten. Er muß den Webstuhl kaufen, das Garn, auch seine Lebensmittel. Das sind seine Produktionskosten. Aber wird er danach den Wert der Leinwand berechnen, die er erzeugt? Dann wird sein Handwerk kaum den viel gerühmten goldenen Boden haben, es wird ihm keinen Überschuß abwerfen, den er zurücklegen könnte. Und ein Teil seiner Produktionskosten — sein Aufwand für Lebensmittel und den Webstuhl — bleibt der gleiche, ob er 4 oder 12 Stunden im Tage arbeitet. Wird er darum das Produkt von 12 Stunden nicht höher berechnen als das von 4 Stunden — vom Rohmaterial abgesehen? Man sieht, auch er wird zu den Kosten des Materials seine Arbeit als wertbildend hinzurechnen.

Erst für den Kapitalisten gestaltet sich die Sache anders. Ihn kostet das Produkt gar keine Arbeit, sondern nur Geld. Er bezahlt nicht bloß die Produktionsmittel, sondern auch die Arbeit mit Geld, für ihn lösen sich also alle Produktionsbedingungen in einen Geldaufwand auf, und dieser erscheint ihm wertbildend. Aber er würde ein sonderbares Gesicht machen, wollte man ihn versichern, daß der Wert seiner Produkte gleich sei dem Betrag, den er für ihre Produktion verausgabt hat. Er läßt nicht produzieren, um bloß seinen Geldaufwand für die Produktion wieder hereinzubringen. Er will auch einen Profit machen. Dieser ist der Grund, warum er überhaupt sein Geld für die Produktion hergibt, statt es zu konsumieren. Er schlägt daher auf die Produktionskosten noch den „landesüblichen“ Gewinn hinzu. Der so bestimmte Preis ist der Minimalpreis, den er mindestens erzielen muß, soll er nicht seiner Anschauung nach mit Verlust „arbeiten“.

Der Profit gehört nach kapitalistischer Anschauung zu den Produktionskosten, die den Wert eines Produkts bestimmen. Dieser „Wert“ entpuppt sich nun aber als nichts anderes als der Produktionspreis der Marxschen Theorie, der selbst wieder erst durch das Wertgesetz begriffen werden kann.

Gebrauchswert, Marktpreis, Produktionspreis — das sind die Kategorien, die uns die von der Arbeitswerttheorie abweichenden Werttheorien als „Wert“ vorsetzen. Es sind entweder Kategorien, die wie der Gebrauchswert mit dem Tauschwert nur insofern zu tun haben, als sie seine *Voraussetzung* bilden, aber nicht einen seiner *Bestimmungsgründe*; oder solche, die aus dem Tauschwert

hervorgehen, wie Produktionspreis oder Marktpreis, die also das Tauschverhältnis nicht erklären, sondern dessen Erklärung zu ihrer eigenen Erklärung voraussetzen.

Diese Theorien begnügen sich damit, die Vorstellungen, welche die Käufer und Verkäufer oder die Kapitalisten von ihren geschäftlichen Operationen haben, als die wirklichen Gründe dieser Operationen anzusehen. Diese Theoretiker glauben, eine Erscheinung wissenschaftlich zu erklären, wenn sie die Gedanken der Praktiker darüber zusammenstellen und wiedergeben. Aber dazu braucht man keine Wissenschaft. Diese soll die tieferen Gründe der gesellschaftlichen Vorgänge und Verhältnisse aufzeigen, die den Beteiligten vielfach gar nicht oder nur unvollkommen, oft ganz verkehrt, zum Bewußtsein kommen.

Der Wahrheit am nächsten kommt von den hier genannten Werttheorien jene, die in den Produktionskosten den Bestimmungsgrund des Wertes sucht. Aber sie scheitert an dem Durchschnittsprofit. Außer der Arbeitswerttheorie kann keine erklären, wodurch die *Größe* des Durchschnittsprofits bestimmt wird, warum sie unter bestimmten Verhältnissen etwa 10 Prozent ausmacht und nicht 100 oder 1000. Die anderen Theorien begnügen sich damit, die *Aneignung* des Profits entweder zu rechtfertigen oder psychologisch zu erklären. Aber die tiefste Rechtsphilosophie und die feinste Psychologie kann nicht erklären, woher der Profit stammt, wie er geschaffen wird.

Für das Verständnis der gesellschaftlichen Zusammenhänge ist die Profittheorie von der höchsten Bedeutung. Trotzdem wollen wir sie hier nicht weiter verfolgen, sondern zur Theorie des Mehrwerts zurückkehren. Die Profittheorie ist die Theorie der Verteilung der Beute — des Mehrwerts — unter die verschiedenen Schichten der herrschenden Klassen. Der industrielle oder landwirtschaftliche Kapitalist läßt wohl den Mehrwert produzieren, aber er kann ihn nicht ganz behalten. Er muß nicht nur, wenn er sein Kapital in einem Produktionszweig anwendet, in dem es von niedriger organischer Zusammensetzung sein muß, einen Teil des Mehrwerts an andere Kapitalisten abtreten, die ihre Kapitalien in Produktionszweigen mit höherer organischer Zusammensetzung angelegt haben: diesen Ausgleichungsvorgang merkt er nicht und der macht ihm daher keinen Kummer. Er muß aber auch — und das merkt er sehr deutlich — einen Teil seines Gewinnes an den Geldkapitalisten, dem er Geld entleiht, als Kapitalzins zahlen, einen Teil dem Kaufmann als Handelsprofit lassen, endlich, wenn er Landwirt ist, einen Teil als Grundrente entweder als Pächter dem Grundbesitzer abtreten oder — wenn er selbst Grundbesitzer ist — zur Verzinsung des Kapitals ausgeben, das er zum Ankauf seines Grundbesitzes anwenden mußte.

Aber so wichtig alle diese Verhältnisse sind, uns interessiert hier vor allem das Verhältnis zwischen dem Kapitalisten und dem Arbeiter, und zwar nicht das zwischen dem einzelnen Kapitalisten und dem einzelnen Arbeiter, sondern das zwischen der Kapitalistenklasse und der Arbeiterklasse. Für dieses Verhältnis kommt aber die Profittheorie nicht in Betracht, sie ist eher geeignet, es zu verdunkeln, weil sie die Größe des Profits von einer Reihe Umständen abhängig macht, die mit dem Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit gar nichts zu tun haben.

Wie immer aber sich der Profit des einzelnen Kapitalisten gestalten mag, in letzter Linie hängt seine Größe ab von der Größe des Mehrwerts, also von der Größe der Ausbeutung der Lohnarbeiter. Vor allem gilt dies für die Gesamtheit der Kapitalisten, da die Gesamtheit des Profits gleichbedeutend ist mit der Gesamtheit des Mehrwerts.

Nicht aus den Gesetzen des Profits, sondern aus denen des Mehrwerts lernen wir den Klassengegensatz und den Klassenkampf zwischen Kapital und Arbeit begreifen, lernen wir aber auch die Eigenart der kapitalistischen Produktionsweise am besten verstehen.

Wir werden also im folgenden wieder nur vom Wert und Mehrwert handeln, von der Voraussetzung ausgehen, daß der Preis gleich dem Wert ist und der Profit gleich dem Mehrwert. Wir müssen hier von der Durchschnittsprofitrate und den Produktionspreisen ebenso absehen, wie man bei der Berechnung der Fallgesetze vom Luftwiderstand absieht.

Bei der Anwendung in der Praxis müssen freilich die hier außer acht gelassenen Momente in Betracht gezogen werden.

Fünftes Kapitel · Der Arbeitstag

Die *notwendige Arbeitszeit* und die *Mehrarbeitszeit* zusammen bilden den *Arbeitstag*.

Die *notwendige Arbeitszeit* ist unter gegebenen Verhältnissen — einem bestimmten Höhegrad der Produktivität der Arbeit, der Bedürfnisse der Arbeiterklasse usw. — eine *bestimmte Größe*. Wir haben in unserem Beispiel diese Größe auf sechs Stunden angenommen. Der Arbeitstag darf selbstverständlich unter keiner Produktionsweise kürzer sein, als die notwendige Arbeitszeit, er muß unter der kapitalistischen Produktionsweise länger sein, als diese. Je länger die Mehrarbeitszeit, desto größer — unter sonst gleichen Verhältnissen — die Rate des Mehrwertes. Das Bestreben des Kapitalisten geht daher dahin, den Arbeitstag so viel als möglich auszudehnen. Am liebsten würde er den Arbeiter 24 Stunden lang ununterbrochen arbeiten lassen.¹²

Zu seinem größten Leidwesen geht das auf die Dauer nicht. Der Arbeiter erlahmt schließlich, wenn ihm nicht eine Pause der Rast, des Schlafes, der Mahlzeit gewährt wird. Aber der Kapitalist trachtet wenigstens dahin, diese Pausen so viel als möglich zu verkürzen, und den Arbeiter während der ganzen übrigen Zeit für sich in Anspruch zu nehmen. Die Arbeitskraft läßt sich vom Arbeiter nicht trennen und die ganze Zeit über, während der der Gebrauchswert der Arbeitskraft dem Kapitalisten gehört, gehört ihm auch die Person des Arbeiters. Jede Minute, die der Arbeiter von der Arbeitszeit für sich verwendet, erscheint dem Kapitalisten als Diebstahl an seinem eigenen Kapital.¹³

Aber eben, weil die Arbeitskraft und der Arbeiter untrennbar miteinander verbunden sind, erheischt das Interesse des letzteren die möglichste Verkürzung der Arbeitszeit. Während des Produktionsprozesses ist er nur Teil des Kapitals; er wird unter der kapitalistischen Produktionsweise erst Mensch, sobald er aufhört, zu arbeiten. Aber neben diesem *moralischen* Motiv für Verkürzung der Arbeitszeit besteht auch ein *materielles*. Das Kapital strebt danach, mehr zu nehmen als ihm nach den Regeln des Warenaustausches gebührt.

Wenn der Kapitalist die *tägliche* Arbeitskraft zu ihrem Werte kauft, so gebührt ihm nur ihr Gebrauchswert für einen Tag, d. h. er darf die Arbeitskraft täglich nur so lange benutzen, daß ihre Wiederherstellung dadurch nicht geschädigt wird. Wenn jemand den Ertrag eines Apfelbaumes kauft und er, um aus dem Baum recht viel Profit herauszuschlagen, nicht nur die

¹² Bei der österreichischen parlamentarischen Enquete über Arbeiterverhältnisse von 1883 wurde konstatiert, daß in verschiedenen Spinnereien Brünns von Sonnabend morgens bis Sonntag morgens durchgearbeitet wurde. Diese schöne Gewohnheit ist leider nicht auf Brunn und nicht auf Spinnereien beschränkt.

¹³ Die englischen Arbeiter — und wohl andere auch — wissen die Genauigkeit sehr gut zu persiflieren, mit der der Kapitalist darüber wacht, daß ihm der Arbeiter von dem Arbeitstag, den er gekauft, nichts abzieht. So erzählen sie von einem Steinbruchbesitzer. In dessen Steinbruch wurde ein Arbeiter durch eine vorzeitig losgehende Sprengmine in die Luft geschleudert, kam aber unerwarteterweise unbeschädigt wieder auf die Erde nieder. Bei der Lohnzahlung zog ihm der Unternehmer die Zeit, die er in der Luft gewesen, also nicht gearbeitet hatte, ab. Etwas ähnliches soll sich beim Bau des Croton Aquädukts im Staate New York tatsächlich ereignet haben. Ein Berg war zu durchstechen. Die Minen im Tunnel erzeugten nach ihrer Abfeuerung schädliche Gase, welche die Arbeiter oft betäubten und für einige Zeit (Bruchteile einer Stunde) arbeitsunfähig machten. Diese Zeit wurde ihnen vom Lohn abgezogen. Im Kanton Zürich zog ein für das „ewig Weibliche“ schwärmender Fabrikant seinen Arbeiterinnen den Lohn für die Zeit ab, die sie in seinem Kontor mit ihm zugebracht.

Äpfel herabschüttelt, sondern auch Äste absägt, um das Holz zu vernutzen, so verletzt er den Vertrag, den er eingegangen; der Baum kann im nächsten Jahre nicht mehr so viel Früchte tragen, wie früher. Der gleiche Fall tritt aber ein, wenn der Kapitalist den Arbeiter übermäßig lange arbeiten läßt: es geschieht dies auf Kosten der Arbeitsfähigkeit und Lebensdauer des Arbeiters. Wenn infolge der Überarbeit die Dauer der Arbeitsfähigkeit des Arbeiters von 40 Jahren auf 20 Jahre herabgesetzt wird, so heißt das nichts anderes, als daß das Kapital durchschnittlich in *einem* Tag den Gebrauchswert von *zwei* Arbeitstagen vernutzt hat; es hat dem Arbeiter die Arbeitskraft eines Tages bezahlt und die Arbeitskraft zweier Tage abgenommen. Der Kapitalist predigt den Arbeitern Sparsamkeit und weise Fürsorglichkeit und zwingt sie gleichzeitig, das einzige zu verschwenden, was sie besitzen, ihre Arbeitskraft.¹⁴

Es handelt sich hier nicht um den Kapitalisten als Privatperson, sondern als Repräsentanten der kapitalistischen Produktionsweise, der deren Gebote ausführt, gleichgültig, ob er durch persönliche Habgier oder durch die Konkurrenz dazu getrieben wird.

Wir sehen hier einen Gegensatz zwischen den Interessen der Arbeiterklasse und der Kapitalistenklasse. Die erstere sucht den Arbeitstag so viel als möglich zu verkürzen, die zweite ihn so viel als möglich zu verlängern. Das Resultat des Zwiespalts zwischen beiden Klassen ist ein Kampf, der heute noch fort dauert, der aber schon vor Jahrhunderten begonnen hat und historisch von der höchsten Bedeutung wurde. In diesem Kampf haben die arbeitenden Proletarier die Solidarität ihrer Interessen erkannt; er war die Haupttriebfeder zur Konstituierung der Arbeiter als Klasse, zur Entwicklung der Arbeiterbewegung als politischer Bewegung. Das wichtigste unter den bisherigen praktischen Ergebnissen dieses Kampfes bildet die Regulierung der Länge des Arbeitstages durch den Staat, der *Normalarbeitstag*.

In England, dem Mutterlande der modernen Industrie, haben sich die Bedingungen und Ursachen dieses Kampfes am frühesten und schärfsten entwickelt, er hat sich daher dort am frühesten entsponnen. „Die englischen Fabrikarbeiter waren die Preisfechter nicht nur der englischen, sondern der modernen Arbeiterklasse überhaupt, wie auch ihre Theoretiker der Theorie des Kapitals zuerst den Fehdehandschuh hinwarfen.“ [S. 316f] Der Kampf um die Länge des Arbeitstages und seine Ursachen sind auch nirgends so deutlich zu verfolgen, wie in England, dessen Presse, parlamentarische Verhandlungen und Untersuchungskommissionen, sowie die amtlichen Berichte, namentlich der Fabriksinspektoren, ein reichhaltiges Material geliefert haben, wie es in keinem anderen Staate zu finden ist, ein Material, welches damals, als Marx den ersten Teil des „**Kapital**“ vollendete (1866), einzig dastand.

Marx hat daher nur den Kampf um den Normalarbeitstag, wie er sich in England abgespielt, eingehender geschildert. Seine Darstellung wird ergänzt durch das Buch von Engels über „**Die Lage der arbeitenden Klasse in England**.“ Dies Buch reicht nur bis zum Jahr 1844, das von Marx nur bis 1866. Trotzdem haben ihre Ausführungen über den Kampf um den Normalarbeitstag heute noch mehr als bloß *historisches* Interesse. Die Zustände, die sie beschreiben, die Kniffe, Ränke und Ausflüchte des Kapitals, um den Arbeitstag so viel als möglich verlängern zu können oder seine aufgezwungene Verkürzung illusorisch zu machen, das Verhalten der politischen Parteien

¹⁴Marx zitiert eine Stelle aus einem Artikel von Dr. Richardson in der „**Social Science Review**“ 1863. Es heißt da:

„Zu Marylebone (einem der größten Stadtviertel Londons) sterben *Grobschmiede* in dem Verhältnis von 31 per 1000 jährlich oder 11 über der Durchschnittsterblichkeit erwachsener Männer in England. Die Beschäftigung, eine fast instinktive Kunst der Menschheit, an und für sich tadellos, wird durch bloße Übertreibung der Arbeit der Zerstörer des Mannes. Er kann so viel Hammerschläge täglich schlagen, so viel Schritte gehen, so viel Atemzüge holen, so viel Werk verrichten und durchschnittlich sage 50 Jahre leben. Man zwingt ihn, so viel mehr Schläge zu schlagen, so viel mehr Schritte zu gehen, so viel öfter des Tages zu atmen, und alles zusammen seine Lebensaufgabe täglich um ein Viertel zu vermehren. Er macht den Versuch, und das Resultat ist, daß er für eine beschränkte Periode ein Viertel mehr Werk verrichtet und im 37. Jahr statt im 50. stirbt.“ [S. 271]

und der Arbeiterklasse gegenüber diesen Machinationen — alles das ist so typisch, daß die spätere entsprechende Entwicklung auf dem Festlande nur als ein Abklatsch der englischen erscheint. Die Verhältnisse, die Engels vor vierzig Jahren, Marx vor zwanzig Jahren beschrieb, sie sind heute noch nur zu lebendig in unserer Mitte zu finden. Das dürftige Material, das private Untersuchungen und amtliche Mitteilungen über deutsche und österreichische Industrieverhältnisse in den letzten Jahren zutage gefördert haben, ist nichts, als eine sprechende Illustration der Ausführungen des „**Kapital**“. Marx sagt in seiner Vorrede, er habe „der Geschichte, dem Inhalt und den Resultaten der englischen Fabrikgesetzgebung einen so ausführlichen Platz“ [S. 15] im 1. Band seines Werkes eingeräumt, weil eine Nation von der anderen lernen kann und soll, und weil den herrschenden Klassen ihr eigenstes Interesse die Wegräumung aller gesetzlich kontrollierbaren Hindernisse gebietet, welche die Entwicklung der Arbeiterklasse hemmen. Die Ausführungen von Marx sind auch nicht ganz erfolglos gewesen. Die Tatsachen, die er vorbrachte, waren so schlagend, so unwiderleglich, daß sie nicht nur auf die Arbeiterklasse sondern auch auf denkende Mitglieder der herrschenden Klassen ihren Eindruck nicht verfehlten. Die Fortschritte in der Fabrikgesetzgebung der Schweiz, Österreichs, Deutschlands, sind nicht zum mindesten der Wirkung geschuldet, die das „**Kapital**“ hervorgebracht.

Aber die Zahl der denkenden und nicht in Klassenvorurteilen befangenen Mitglieder der Bourgeoisie und der politische Einfluß der Arbeiterklasse sind noch gering, und der überwiegende Eindruck, den wir beim Lesen der Ausführungen des „**Kapital**“ über die Fabrikgesetzgebung empfangen, ist nicht der der Befriedigung über das Erreichte, sondern der der Beschämung über die kolossale Ignoranz, die heute noch bei uns über die Fabrikgesetzgebung herrscht, und die es möglich macht, daß in europäischen Parlamenten noch Anschauungen laut werden, die in England durch die Tatsachen längst widerlegt sind, und die dort, im „Lande des Manchestertums“, auf das man so gerne pharisäisch herabsieht, seit langem zu den überwundenen Standpunkten gehören.

Eine eingehendere Wiedergabe der Darlegungen des „**Kapital**“ über den Arbeitstag ist hier unmöglich.¹⁵ Wir empfehlen jedermann, dem es nur irgend möglich, die Details über die Zustände in den englischen Industriezweigen, in denen der Arbeitstag gesetzlich unbeschränkt war, über die Nachtarbeit, das Ablösungssystem und endlich über den Kampf um den Normalarbeitstag, im „**Kapital**“ selbst zu studieren. Es gibt keine besseren Waffen für die Arbeiterschutzgesetzgebung, als das *achte* und *dreizehnte* Kapitel des „**Kapital**“.

Im allgemeinen lassen sich in bezug auf die staatliche Regulierung des Arbeitstages in England zwei entgegengesetzte Strömungen verfolgen: Vom 14. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts werden Gesetze erlassen zur *Verlängerung* des Arbeitstages. Vom Anfang des 19. Jahrhunderts geht die Richtung der Gesetzgebung auf dessen *Verkürzung*.

Im Beginn der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise war das Kapital noch zu schwach, um durch die bloße Gewalt der ökonomischen Verhältnisse dem Arbeiter ein tüchtiges Quantum Mehrarbeit abzupressen. Noch im 18. Jahrhundert wurden Klagen darüber erhoben, daß die industriellen Arbeiter Englands nur vier Tage in der Woche arbeiteten, da sie in dieser Zeit genügend verdienten, um während der ganzen Woche davon leben zu können. Um die Arbeitslöhne herabzudrücken und die Arbeitszeit zu verlängern, wurde damals vorgeschlagen, Vagabunden und Bettler in ein Zwangsarbeitshaus zu sperren, das ein Haus des Schreckens sein sollte. In diesem „Hause des Schreckens“ sollte die tägliche Arbeitszeit *zwölf Stunden* betragen.

Hundert Jahre später, 1863, im „Jahrhundert der Humanität“, konstatierte eine Untersuchungskommission, daß in den Töpfereien von Staffordshire *siebenjährige Kinder fünfzehn Stunden lang tagaus, tagein beschäftigt wurden*.

¹⁵ Ausführlicher habe ich das Thema mit besonderer Berücksichtigung der jüngsten Entwicklung behandelt in meiner Broschüre: „**Der Arbeiterschutz, besonders die internationale Arbeiterschutzgesetzgebung und der Achtstundentag**.“ Nürnberg, 1890.

Das Kapital bedurfte nicht mehr der Zwangsgesetze und des Zuchthauses, um die Arbeiter zur Mehrarbeit zu zwingen; es war zu einer ökonomischen Macht geworden, der sich der Proletarier willenlos unterwerfen mußte. Seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts entspann sich in England ein wahres Wettrennen nach Mehrarbeit, ein Kapitalist suchte den anderen zu überbieten in unmäßiger Ausdehnung der Arbeitszeit.

Die Arbeiterklasse verkam furchtbar rasch, physisch und moralisch; sie entartete zusehends von Jahr zu Jahr; selbst die stete Auffrischung des Blutes durch das Zuströmen der ländlichen Arbeiter in die Fabrikdistrikte konnte den Vernichtungsprozeß nicht aufhalten. „Die Baumwollindustrie zählt 90 Jahre“, konnte ein Redner, Ferrand, im englischen Unterhaus 1863 ausrufen. „In *drei Generationen* der englischen Rasse hat sie *neun Generationen* von Baumwollarbeitern verspeist.“ [S. 282]

Die Fabrikanten ließen sich dadurch nicht irre machen. Trotz des raschen Verbrauchs von Menschenleben trat keine Abnahme an verfügbaren Arbeitskräften ein: vom flachen Lande, von Schottland, Irland, Deutschland, strömten die Todeskandidaten massenhaft in die englischen Fabrikdistrikte und nach London, aus ihrer Heimat vertrieben durch den Untergang der heimischen Industrie, Verwandlung von Ackerland in Viehweide usw.

Aber wenn auch die Aussicht auf die Verfaulung der Bevölkerung Englands die Fabrikantenklasse als solche an der Ausdehnung des Arbeitstages nicht hinderte, so mußte sie doch die Besorgnisse der englischen Staatsmänner, die nicht der Fabrikantenklasse angehörten, ja die Besorgnisse der weiterblickenden Mitglieder dieser Klasse selbst erwecken. Was sollte aus England, was aus der englischen Industrie werden, wenn seine Bevölkerung so unaufhaltsam vom Kapitalismus aufgesogen wurde?

So wie es in allen kapitalistischen Staaten notwendig geworden, der Waldverwüstung durch das Kapital so viel als möglich Schranken zu setzen, so drängte sich auch die Notwendigkeit auf, die raubbaumäßige Ausbeutung der nationalen Arbeitskraft einzuschränken. Die Staatsmänner, welche diese Notwendigkeit einsahen, wurden vorwärts gedrängt durch die englische Arbeiterbewegung, *die erste moderne Bewegung dieser Art*.

Schon *Robert Owen* stellte im Anfang unseres Jahrhunderts die Forderung einer Beschränkung des Arbeitstages auf und führte in seiner Fabrik den Arbeitstag von zehneinhalb Stunden tatsächlich und mit dem besten Erfolg durch. Die Arbeiterbewegung, die von den zwanziger Jahren an bald riesig anwuchs und, seit 1835 als Chartistenpartei organisiert, den herrschenden Klassen Englands eine Konzession nach der andern abtrotzte, hatte sich zum Hauptziel das allgemeine Wahlrecht und den zehnstündigen Arbeitstag gesetzt.

Mit welcher Hartnäckigkeit und Erbitterung der Kampf geführt wurde, wie Kapitalisten und Juristen allen Scharfsinn aufboten, um jede abgerungene Konzession zunichte zu machen, mit welcher Mühe und welcher Energie die Fabrikinspektoren für die Arbeiterklasse, selbst den Staatsministern gegenüber, eintraten — allen voran Leonhard Horner, dessen Andenken von jedem Arbeiter hochgehalten werden soll —; wie die Freihändler den Arbeitern den zehnstündigen Arbeitstag versprachen, so lange sie diese brauchten, um ihr Versprechen in der zynischsten Weise zu brechen, sobald sie die Aufhebung der Einfuhrzölle durchgesetzt; wie schließlich aber die drohende Haltung der Arbeiter die Festsetzung des zehnstündigen Arbeitstages wenigstens für bestimmte Arbeiterkategorien erzwang — das alles ist im „**Kapital**“ eingehend und lebendig, mit einer Fülle von Belegstellen, geschildert.

Seit dem Anfang der fünfziger Jahre ist die Arbeiterbewegung in England in ruhigere Bahnen getreten. Sie konnte sich der Rückwirkung der Niederlage der Arbeiterklasse in Paris, sowie der momentanen Niederschlagung der Revolution auf dem gesamten Kontinent nicht entziehen. Andererseits wurde das Ziel der Chartistenbewegung im wesentlichen immer mehr erreicht und gleichzeitig nahm die englische Industrie auf Kosten der Industrie anderer Länder einen enormen Aufschwung, in dessen Strudel auch die englische Arbeiterklasse hineingerissen wurde, so daß sie

sich einbildete, es bestände eine Harmonie zwischen den Interessen des englischen Kapitals und der englischen Arbeit gegenüber dem Kapital und der Arbeit des Auslandes.

Trotzdem hat die englische Fabrikgesetzgebung auch in diesen ruhigen Zeiten stetige Fortschritte gemacht. Durch das Gesetz vom 27. Mai 1878 wurde die ganze Gesetzesarbeit von 1802 bis 1874, die sechzehn verschiedene Fabrikgesetze umfaßt, vereinfacht und kodifiziert. Der wichtigste Fortschritt dieses Gesetzes bestand in der Aufhebung der Scheidung von Fabrik und Werkstatt. Seitdem gilt der Arbeiterschutz nicht bloß für Fabriken, sondern auch für kleinere Werkstätten, ja bis zu gewissem Grade sogar für die Hausindustrie. Der Schutz des Gesetzes erstreckt sich allerdings nicht auf erwachsene männliche Arbeiter, sondern nur auf Kinder, junge Personen und Frauen. Das Gesetz von 1878 ist dann durch eine Reihe weiterer Gesetze verbessert worden, darunter besonders wichtig die Gesetze von 1891 und 1901. Kinder unter zwölf Jahren sind von der industriellen Arbeit gänzlich ausgeschlossen. Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren dürfen nur halb so lange täglich arbeiten, als junge Personen (von vierzehn bis achtzehn Jahren) und Frauen. Für diese beträgt die wöchentliche Arbeitszeit 60 Stunden, mit Ausnahme der Textilfabriken, in denen bloß 56 Stunden erlaubt sind. An Sonntagen ist die Arbeit geschützter Personen verboten, ebenso am Christtag und Karfreitag. Außerdem müssen diesen noch acht halbe und vier ganze Feiertage im Jahr eingeräumt werden (nicht an Samstagen), von denen mindestens die Hälfte in die Zeit vom 15. März bis 1. Oktober zu entfallen hat.

Durch diese Gesetze wird natürlich in den meisten Fällen auch die Arbeitszeit der Männer auf zehn Stunden beschränkt, wo diese mit Frauen und Kindern zusammenarbeiten. Wie notwendig aber eine Ausdehnung des Schutzes auch auf die Männer ist, zeigt die elende Lage der englischen Arbeiter in solchen ungeschützten Arbeitszweigen, die nicht infolge des Zusammentreffens günstiger Umstände eine bevorzugte Klasse, eine Arbeiteraristokratie, bilden.

Die Folgen des Normalarbeitstages waren überraschend günstige. Die Arbeiterklasse Englands ist durch ihn tatsächlich vor dem Untergang gerettet worden, und damit die englische Industrie vor der Versumpfung. Weit entfernt, die Entwicklung der Industrie zu hemmen, war vielmehr die Einführung des Zehnstundengesetzes von einem kolossalen, bis dahin unerhörten Aufschwung der englischen Industrie gefolgt. Der Normalarbeitstag ist zu einer nationalen Institution im Lande des Manchestertums geworden, an der zu rütteln niemandem mehr einfällt. Die Fabrikanten selbst, die mit allen Mitteln zuerst die Einführung und dann die Durchführung des Normalarbeitstages bekämpft hatten, sie warfen sich später stolz in die Brust und erklärten ihn für eine der Grundlagen der Überlegenheit der englischen Industrie über die kontinentale europäische.

Das Vorbild Englands und die Entwicklung des Kapitalismus mit seinen Folgen in den Ländern des Kontinents haben auch in diesen die Notwendigkeit einer Regulierung der Arbeitszeit dargetan, die denn auch, je nach der Kraft der Arbeiterbewegung und der Einsicht der herrschenden politischen Parteien, das heißt der Überwindung des bornierten Fabrikantenstandpunktes, mehr oder weniger weitgehend durchgeführt worden.

Die weitestgehende unter den kontinentalen Arbeiterschutzgesetzgebungen ist entschieden die der republikanischen *Schweiz*. Das Bundesgesetz vom 23. März 1877, welches an Stelle der verschiedenen kantonalen Fabrikgesetze getreten ist — soweit solche bis dahin bestanden — setzt einen elfstündigen Arbeitstag für alle in Fabriken beschäftigten Arbeiter fest. Es geht weiter als das englische Gesetz, das erwachsene Männer nicht schützt; es bleibt hinter diesem Gesetz zurück, insofern es das Maximum der Arbeitszeit mit 11, statt mit 10 Stunden festsetzt und die kleineren Werkstätten und die Hausindustrie außerhalb seines Wirkungskreises läßt. Kinder unter 14 Jahren dürfen in Fabriken überhaupt nicht arbeiten, für Kinder von 14-16 Jahren darf die Zeit des Schulunterrichts zusammen mit der Arbeit in der Fabrik elf Stunden täglich nicht übersteigen.

Frankreich erhielt sein erstes Fabrikgesetz 1841. Dasselbe setzte die tägliche Arbeitszeit von Kindern zwischen 8 und 12 Jahren auf 8 Stunden fest, die von Kindern zwischen 12 bis 16 Jahren auf 12. Aber selbst dieses elende Gesetz blieb nur auf dem Papier; ebenso der zwölfstündige

Normalarbeitstag *für alle Werkstätten und Fabriken*, der unter dem Druck der Revolution 1849 zum Gesetz erhoben wurde. Es fehlte an Inspektoren, welche die Durchführung des Gesetzes überwachten. Erst durch das Gesetz vom 19. Mai 1874 ist der Anfang zu einer ernstlicheren Arbeiterschutzgesetzgebung gemacht worden. Dasselbe verbot die Kinderarbeit vor dem 12. Jahr für gewisse Industriezweige, und vor dem 10. Jahr überhaupt. Der Arbeitstag der Kinder von 10-12 Jahren wurde auf 6 Stunden, der der jungen Personen von 12-16 Jahren auf 12 Stunden beschränkt. Zur Durchführung dieses Gesetzes wurden staatliche Fabrikinspektoren eingesetzt, denen Lokalkommissionen zur Seite standen.

1892 wurde dieses Gesetz verbessert. Die Arbeit von Kindern unter 12 Jahren wurde verboten, der Maximalarbeitstag für Kinder von 12-16 Jahren auf 10 Stunden, für jugendliche Arbeiter von 16-18 Jahren auf 11 Stunden täglich und höchstens 60 Stunden wöchentlich, für weibliche erwachsene Arbeiter auf 11 Stunden festgesetzt.

Wiederholte Versuche, den elfstündigen Arbeitstag durch den zehnstündigen zu ersetzen, scheiterten an dem Widerstand des Senats. Endlich gelang es Millerand, einen Kompromiß durchzudrücken. Der Arbeitstag wurde durch das Gesetz vom 30. März 1900 für Fabriken, in denen Frauen und Kinder mit Männern zusammen arbeiten, für alle Kategorien auf 10 Stunden festgesetzt, aber dieser Fortschritt wurde mit einer relativen Verschlechterung der Lage der Kinder erkaufte. Denn der Arbeitstag wurde nun — der Fall ist einzig in der gesamten internationalen Arbeiterschutzgesetzgebung — für *alle Kategorien*, auch die Kinder von 12 Jahren, *gleich lang* bemessen, und zwar für die ersten zwei Jahre der Geltung des Gesetzes auf 11 Stunden, für die zweiten zwei Jahre auf 10¹/₂ und dann erst sollte der Zehnstundentag zur Durchführung kommen. Vorübergehend wurde also die Arbeitszeit der schutzbedürftigsten Arbeiter, der Kinder, sogar verlängert.

In *Österreich* besteht seit dem 11. Juni 1885 der *elfstündige Normalarbeitstag* für Fabriken, freilich mit der Klausel, daß es dem Handelsminister erlaubt ist, für gewisse Industriezweige den Arbeitstag um eine Stunde zu verlängern.¹⁶ Kinder vor dem 12. Jahre dürfen nicht zu regelmäßiger gewerblicher Arbeit (auch nicht in kleineren Werkstätten) verwendet werden. Für „jugendliche Hilfsarbeiter“ — für die Gelehrten des österreichischen und noch manchen anderen Parlaments endet das Kindesalter mit dem 12. Jahr und wird das Kind dann eine „jugendliche Person“ — ist das Maximum der täglichen Arbeitszeit auf 8 Stunden täglich festgesetzt.

Erheblich schlechter, als die bisher betrachteten Arbeiterschutzgesetzgebungen ist die *Deutschlands*, trotzdem diese die jüngste unter ihnen ist. Die GewerbeGesetznovelle, welche die jetzt gültigen Arbeiterschutzbestimmungen festsetzt, datiert vom Mai 1891. Danach dürfen Kinder unter 13 Jahren in Fabriken nicht beschäftigt werden, Kinder von 13 bis 14 Jahren dürfen nicht mehr als 6, von 14 bis 16 Jahren nicht mehr als 10 Stunden täglich arbeiten. Für Arbeiterinnen über 16 Jahren ist ein Normalarbeitstag von 11 Stunden festgesetzt. Die männlichen Arbeiter dürfen nach wie vor nach Belieben geschunden werden.

Die Arbeiterschutzgesetze in den übrigen Staaten Europas sind von geringem Belang. Sie erstrecken sich fast nur auf die arbeitenden Kinder.

In den Vereinigten Staaten besitzen Gesetze zum Schutz der Kinder, meistens auch der Frauen in den Fabriken, die Staaten Maine, New Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode Island, Connecticut, New York, New Jersey, Pennsylvania, Maryland und Ohio. Die meisten setzen einen zehnstündigen Arbeitstag als Maximum für die geschützten Personen fest, nur Rhode Island einen solchen von elf Stunden. Die Kinderarbeit unter 13 Jahren ist verboten in Pennsylvania, unter 12 Jahren in Rhode Island, unter 10 Jahren in New Hampshire, Vermont, Massachusetts und New Jersey. In den anderen Staaten ist keine Altersgrenze festgesetzt. Im allgemeinen gewinnt der achtstündige Arbeitstag, wenn auch nicht gesetzlich, so doch tatsächlich in den Vereinigten Staaten immer mehr an Boden. Ebenso in Australien.

¹⁶ Vom ganzen Gesetz scheint bisher am meisten diese Klausel in Wirksamkeit getreten zu sein.

In den letzten Jahren endlich sind Bestrebungen immer mehr hervorgetreten, welche die Regelung des Arbeitstages über die bisherigen nationalen Grenzen hinaus zu einer gemeinsamen, internationalen Angelegenheit aller kapitalistischen Staaten zu gestalten suchen. Zuerst sprachen sich die Arbeiter der Schweiz, Frankreichs, Deutschlands und Österreichs und anderer Länder in diesem Sinne aus, mit der Zeit sahen sich aber auch die Regierungen veranlaßt, die Frage in Betracht zu ziehen. Der Bundesrat der Schweiz war die erste Regierung, die sich zugunsten eines internationalen Arbeiterschutzes aussprach. Ihre Bemühungen, andere Regierungen dafür zu interessieren, scheiterten jedoch an der ablehnenden Haltung der deutschen Reichsregierung. Der Normalarbeitstag war Bismarck ein Greuel. Der Sturz des eisernen Kanzlers machte die Bahn frei für Fortschritte des Arbeiterschutzes in Deutschland, der neue Kurs schien eine Zeit lang auf entschiedene soziale Reformen hinsteuern zu wollen. Unter anderem griff er auch die Idee einer internationalen Arbeiterschutzgesetzgebung auf. Kaiser Wilhelm II. berief für den März 1890 zur Diskutierung dieser Idee eine Konferenz von Vertretern europäischer Staaten nach Berlin. Diese Konferenz ist bekanntlich erfolglos geblieben.

Dagegen hat die internationale Aktion der *Arbeiterschaft* zugunsten des Achtstundentages, die der Pariser internationale Kongreß von 1889 inaugurierte, bereits die Bedeutung einer welthistorischen Bewegung erlangt. Die *Maifeier*, eine Demonstration zugunsten des internationalen Arbeiterschutzes, ist tatsächlich eine großartige Heerschau und ein Siegesfest des internationalen kämpfenden Proletariats geworden.

Sechstes Kapitel · Der Mehrwert des „Kleinen Meisters“ und der Mehrwert des Kapitalisten

Den Wert der Arbeitskraft und dementsprechend die zur Erhaltung des Arbeiters notwendige Arbeitszeit als gegeben vorausgesetzt, ist mit der Rate des Mehrwertes auch schon die *Masse* des Mehrwertes bestimmt, die der einzelne Arbeiter liefert. Ist der Wert der Arbeitskraft 3 Mark, die Rate des Mehrwertes gleich 100 Prozent, so die Masse des Mehrwertes, welche diese erzeugt, gleich 3 Mark. Wie groß ist aber die Gesamtmasse des Mehrwertes, die einem Kapitalisten unter bestimmten Umständen zukommt? Nehmen wir an, er beschäftige 300 Arbeiter unter den oben angeführten Bedingungen. Das variable Kapital, das er täglich aufwende, sei gleich 900 Mark, die Rate des Mehrwertes 100 Prozent. Seine Masse wird dann auch täglich 900 Mark betragen. „Die Masse des produzierten Mehrwertes ist gleich der Größe des vorgeschossenen variablen Kapitals, multipliziert mit der Rate des Mehrwertes.“ [S. 321f]

Nimmt der eine dieser Faktoren ab, so kann die Masse des Mehrwertes auf gleicher Höhe erhalten werden durch Vergrößerung des andern. Umgekehrt erlaubt die Vergrößerung des einen eine entsprechende Verminderung des andern, ohne Änderung der Masse des Mehrwertes. Einige Beispiele mögen das klar machen. Ein Kapitalist beschäftige 300 Arbeiter; die notwendige Arbeitszeit betrage 6 Stunden, der Wert der Arbeitskraft 3 Mark; die tägliche Arbeitszeit 12 Stunden. Die Masse des täglich produzierten Mehrwertes wird gleich sein 900 Mark. Die Gefügigkeit der Arbeiter erlaube es dem Kapitalisten, die Arbeitszeit auf 15 Stunden zu erhöhen. Die Rate des Mehrwertes beträgt jetzt unter sonst gleichen Umständen 150 Prozent $\left\{ \frac{9 \text{ Stunden Mehrarbeit}}{6 \text{ Stunden notwendige Arbeit}} \right\}$. Um dieselbe Masse Mehrwert (900 Mark) zu produzieren, wie vorhin, braucht der Kapitalist jetzt nicht mehr 900 Mark variables Kapital vorzuschießen, sondern nur noch 600; statt 300 Arbeiter genügen jetzt 200.

Wenn aber die Arbeiter nicht gefügig sind, wenn sie im Gegenteil etwa durch einen besonders glücklichen Streik die Herabsetzung der Arbeitszeit von 12 auf 9 Stunden erzwingen, so wird die Rate des Mehrwertes nur noch 50 Prozent betragen $\left\{ \frac{3 \text{ Stunden Mehrarbeit}}{6 \text{ Stunden notwendige Arbeit}} \right\}$. Um die gleiche Masse Mehrwert zu produzieren wie früher, muß der Kapitalist jetzt 600 Arbeiter anwenden, 1800 Mark variables Kapital vorschießen.

Daß ihm der erstere Fall der angenehmere ist, brauchen wir wohl nicht erst zu betonen. Der Kapitalist strebt danach, die Masse des Mehrwertes so viel als möglich zu vermehren; aber es paßt ihm besser, dies zu erlangen durch Vergrößerung der Rate des Mehrwertes, als durch Vergrößerung des variablen Kapitals, durch Vermehrung der Zahl der beschäftigten Arbeiter.

Die Rate des Mehrwertes kann jedoch nicht willkürlich bestimmt werden; sie ist unter bestimmten Umständen eine mehr oder weniger bestimmte Größe. Die Rate des Mehrwertes als gegeben vorausgesetzt, erfordert die Produktion einer gewissen Masse von Mehrwert die Anwendung einer

bestimmten Menge von variablem Kapital, das ihn erzeugt, und einer bestimmten Menge von konstantem Kapital, das ihn einsaugt.

Dieser Umstand ist von historischer Bedeutung geworden.

Schon vor der Entwicklung des Kapitalismus wurden Lohnarbeiter angewendet, die Mehrwert produzierten. Es war dies namentlich der Fall im zünftigen Handwerk. Aber die Zahl der Arbeiter, die ein mittelalterlicher Handwerksmeister anwendete, war eine kleine, und dementsprechend auch die Masse des Mehrwertes gering, den der Meister einsteckte. Sie genügte in der Regel nicht, ihm ein angemessenes Einkommen zu gewähren, er mußte selbst mit Hand anlegen; der „kleine“ Meister ist kein Lohnarbeiter und doch auch kein Kapitalist: ein Mittelding zwischen beiden.

Sollte der Anwender von Lohnarbeitern ein wirklicher Kapitalist werden, dann mußte er so viele Arbeiter beschäftigen, daß die Masse des von ihnen produzierten Mehrwertes ihm nicht nur einen „standesgemäßen“ Unterhalt sicherte, sondern auch erlaubte, seinen Reichtum beständig zu vermehren, was unter der kapitalistischen Produktionsweise eine Notwendigkeit für ihn ist, wie wir noch sehen werden.

Nicht jede Geldsumme ermöglicht es ihrem Besitzer, Kapitalist zu werden. Soll ein Geldbesitzer industrieller Kapitalist werden, so muß sein Geldvorrat groß genug sein, um eine ausreichende über das Maß des Handwerksbetriebes hinausgehende Anzahl von Arbeitskräften und Produktionsmitteln kaufen zu können. Der Geldbesitzer muß aber auch frei von allen Hindernissen produzieren, welche ihm verbieten, die Zahl seiner Arbeiter auf und über das notwendige Maß zu erhöhen. Das Zunftwesen des Mittelalters suchte die Verwandlung von Handwerksmeistern in Kapitalisten dadurch zu hindern, daß es die Anzahl der Lohnarbeiter, die ein einzelner Meister beschäftigen durfte, sehr beschränkte.

„Der Kaufmann war es, der der Prinzipal der modernen (kapitalistischen) Werkstatt wurde, und nicht der alte Zunftmeister.“ („**Das Elend der Philosophie**“, S. 135. [MEW 4, S. 152])

Der Zunftmeister ist Aneigner von Mehrwert, aber noch nicht vollkommener Kapitalist.

Der zünftige Geselle ist Erzeuger von Mehrwert, aber noch nicht vollständiger proletarischer Lohnarbeiter.

Der Zunftmeister arbeitet noch selbst. Der Kapitalist ist nur Kommandant und Überwacher der Arbeit anderer.

Der zünftige Geselle ist noch Anwender der Produktionsmittel; sie sind seinetwegen da, um ihm die Arbeit zu ermöglichen und zu erleichtern. Er ist Gehilfe, Mitarbeiter des Meisters, will und kann in der Regel selbst einmal Meister werden.

Der Lohnarbeiter der kapitalistischen Produktionsweise ist dagegen alleiniger Arbeiter im Produktionsprozeß, Quelle von Mehrwert, und der Kapitalist ihr Auspumper. Die Produktionsmittel dienen jetzt vor allem dem Zweck, die Arbeitskraft des Arbeiters in sich einzusaugen: *sie sind es jetzt, die den Arbeiter anwenden*, der tatsächlich nie Kapitalist werden kann. Die Arbeitsmittel sind nicht mehr dazu da, dem Arbeiter sein Werk zu *erleichtern*, sie helfen jetzt, ihn daran zu *fesseln*.

Blicken wir in eine kapitalistische Fabrik: da sehen wir vielleicht Tausende von Spindeln, Tausende von Zentnern Baumwolle. Sie sind alle gekauft worden, um sich zu verwerten, d. h. um Mehrwert einzusaugen. Aber sie verwerten sich nicht ohne Arbeitszusatz, und so rufen sie nach Arbeit und wieder Arbeit. Die Spinnmaschine ist nicht dazu da, dem Arbeiter die Arbeit zu erleichtern, sondern der Spinner ist da, damit die Spinnmaschine sich verwertet. Die Spindeln laufen und verlangen nach menschlicher Arbeitskraft: der Arbeiter ist hungrig, aber die Spindel arbeitet fort, und so muß er sein Mittagessen hinabschlucken, während er seine Herrin bedient. Seine Kräfte ermatten, er will schlafen, aber die Spindeln laufen frisch und munter weiter und heischen mehr Arbeit; und weil die Spindel läuft, darf auch der Arbeiter nicht schlafen.

Das tote Werkzeug hat den lebendigen Arbeiter unterjocht.

Siebentes Kapitel · Der relative Mehrwert

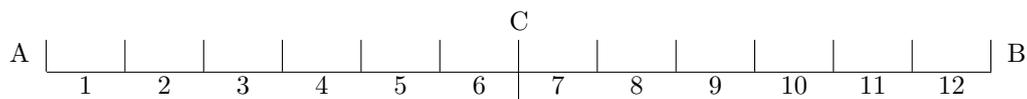
Ist die notwendige Arbeitszeit, das heißt der Teil des Arbeitstages, während dessen nur so viel Wert produziert wird, als das Kapital für die Ware Arbeitskraft zu erlegen hat, eine bestimmte Größe, dann kann die Rate des Mehrwertes nur vergrößert werden durch Verlängerung des Arbeitstages. Beträgt z. B. die notwendige Arbeitszeit 6 Stunden täglich, und ist sie unveränderlich, was unter gegebenen Produktionsbedingungen der Fall, dann kann die Rate des Mehrwertes nur vermehrt werden durch *Verlängerung des Arbeitstages*.

Die Wirkungen dieses Umstandes haben wir im 4. Kapitel betrachtet.

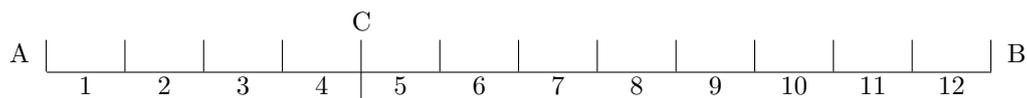
Aber der Arbeitstag kann nicht ins Unendliche ausgedehnt werden. Das Bestreben des Kapitalisten, ihn zu verlängern, findet *natürliche* Schranken in der Erschöpfung des Arbeiters, *moralische* Schranken in dessen Ansprüchen auf freie Betätigung als Mensch, *politische* Schranken in der durch verschiedene Verhältnisse erzwungenen Beschränkung des Arbeitstages durch den Staat.

Nehmen wir an, der Arbeitstag habe eine Grenze erlangt, über die er unter den gegebenen Umständen nicht verlängert werden könne; diese Grenze sei mit der zwölften Arbeitsstunde gegeben. Die notwendige Arbeitszeit betrage sechs Stunden, die Rate des Mehrwertes also 100 Prozent.

Wie nun diese Rate vergrößern? Sehr einfach. Drücke ich die notwendige Arbeitszeit von 6 auf 4 Stunden herab, so steigt die Zeit der Mehrarbeit von 6 auf 8 Stunden; die *Länge* des Arbeitstages ist die gleiche geblieben, aber das *Verhältnis* seiner beiden Bestandteile, der *notwendigen* und der *überschüssigen* Arbeitszeit, ist ein anderes geworden. Damit auch die Rate des Mehrwertes. Durch die Herabdrückung der notwendigen Arbeitszeit von 6 auf 4 Stunden bei 12stündigem Arbeitstag ist die Rate des Mehrwertes von 100 auf 200 Prozent gestiegen, *sie hat sich verdoppelt*. Der Vorgang wird am leichtesten begriffen, wenn man die Länge des Arbeitstages und seiner Teile in Linien von gewisser Länge veranschaulicht. Nehmen wir an, die Linie A—B stelle einen zwölfstündigen Arbeitstag vor, der Linienteil A—C die notwendige, der Teil C—B die überschüssige Arbeitszeit:



Wie kann ich C—B um zwei Längseinheiten, die Arbeitsstunden darstellen, verlängern, ohne A—B auszudehnen? Durch Verkürzung von A—C:



C—B auf der ersten Linie ist ebenso groß wie A—C. Auf der zweiten ist C—B noch einmal so groß als A—C.

Es ist also möglich, Mehrwert zu erzielen nicht nur durch *absolute Verlängerung des Arbeitstages*, sondern auch durch *Verkürzung der notwendigen Arbeitszeit*.

Durch Verlängerung des Arbeitstages produzierten Mehrwert nennt Marx *absoluten Mehrwert*; den Mehrwert dagegen, der aus Verkürzung der notwendigen Arbeitszeit und entsprechender Veränderung im Größenverhältnis der beiden Bestandteile des Arbeitstages entspringt, *relativen Mehrwert*.

In unverhüllter Form zeigt sich das Bestreben des Kapitalisten, den Mehrwert in letzterer Weise zu vergrößern, in seinen Versuchen, den Lohn zu drücken. Da aber der Wert der Arbeitskraft unter gegebenen Verhältnissen eine bestimmte Größe ist, kann dies Bestreben nur dahin gehen, den *Preis* der Arbeitskraft *unter ihren Wert herabzudrücken*. So wichtig dieser Umstand in der Praxis ist, so können wir ihn doch hier noch nicht näher berücksichtigen, wo es sich um die *Grundlagen* der ökonomischen Bewegung, nicht um ihre *äußerlichen Erscheinungsformen* handelt.

Wir müssen daher vorläufig von der Annahme ausgehen, daß alles normal vor sich geht, der Preis dem Wert entspricht, also der Lohn der Arbeitskraft ihrem Wert. Wir haben hier also noch nicht zu untersuchen, wie der *Arbeitslohn* unter den Wert der Arbeitskraft gedrückt werden kann und welche Folgen dies mit sich führt, sondern zu untersuchen, wie der *Wert* der Arbeitskraft verringert wird.

Der Arbeiter hat unter gegebenen Umständen bestimmte Bedürfnisse; er bedarf zu seiner und seiner Familie Erhaltung einer bestimmten Menge von *Gebrauchswerten*. Diese Gebrauchsgegenstände sind Waren, ihr Wert wird bedingt durch die zu ihrer Herstellung gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit. Das ist uns alles bereits bekannt, es bedarf nicht weiterer Ausführung. Sinkt die zur Herstellung der erwähnten Gebrauchsgegenstände durchschnittlich notwendige Arbeitszeit, so sinkt auch der Wert dieser Produkte und damit der Wert der Arbeitskraft des Arbeiters und der zur Wiederherstellung dieses Wertes notwendige Teil des Arbeitstages, ohne Einschränkung der gewohnheitsgemäßen Bedürfnisse des Arbeiters. Mit anderen Worten: *Steigt die Produktivkraft der Arbeit, so sinkt unter gewissen Umständen der Wert der Arbeitskraft*. Nur unter gewissen Umständen, nämlich nur dann oder nur insoweit, als die Erhöhung der Produktivkraft der Arbeit die Arbeitszeit verkürzt, die notwendig ist zur Herstellung der Lebensmittel, deren der Arbeiter gewohnheitsmäßig bedarf. Wenn der Arbeiter gewohnt ist, Stiefel zu tragen, anstatt barfuß zu gehen, so wird es den Wert der Arbeitskraft verringern, wenn zur Herstellung eines Paares Stiefel 6 statt 12 Arbeitsstunden notwendig sind. Wenn aber die Produktivkraft der Arbeit der Diamantenschleifer oder der Spitzenklöppler sich verdoppelt, so bleibt dies auf den Wert der Arbeitskraft ohne Einfluß.

Eine Erhöhung der Produktivkraft der Arbeit ist aber nur möglich durch eine *Änderung des Produktionsverfahrens*, durch eine Verbesserung der Arbeitsmittel oder der Arbeitsmethoden. *Die Produktion von relativem Mehrwert wird also bedingt durch eine Umwälzung des Arbeitsverfahrens*.

Diese Umwälzung und stete Vervollkommnung der Produktionsweise ist eine Naturnotwendigkeit für das kapitalistische Produktionssystem. Der einzelne Kapitalist wird sich dessen freilich nicht notwendig bewußt, daß, je wohlfeiler er produziert, desto niedriger der Wert der Arbeitskraft und desto höher, unter sonst gleichen Umständen, der Mehrwert. Die Konkurrenz zwingt ihn aber stets zu neuen Verbesserungen im Produktionsprozeß. Das Bestreben, seinen Konkurrenten zuvor zu kommen, bewegt ihn, Methoden einzuführen, die ihm erlauben, in geringerer, als der durchschnittlich notwendigen Arbeitszeit ebensoviel Waren zu erzeugen, wie bisher. Die Konkurrenz zwingt seine Konkurrenten, das verbesserte Verfahren ebenfalls einzuführen. Die Ausnahmsgewinne, die gemacht worden, so lange es vereinzelt gewesen, schwinden, sobald es allgemein geworden, aber, je nachdem dies Verfahren auf die Produktion der notwendigen

Lebensmittel mehr oder weniger einwirkt, bleibt als *dauerndes* Ergebnis eine mehr oder weniger große Senkung des Wertes der Arbeitskraft und eine entsprechende Steigerung des relativen Mehrwertes.

Dies nur eine der Ursachen, welche bewirken, daß der Kapitalismus die Produktionsweise beständig umwälzt und so den relativen Mehrwert immer mehr erhöht.

Steigt die Produktivkraft der Arbeit, so steigt auch die Rate des relativen Mehrwertes, während der Wert der produzierten Waren entsprechend sinkt. So sehen wir den anscheinenden Widerspruch sich entwickeln, daß die Kapitalisten unablässig bemüht sind, immer billiger zu produzieren, ihren Waren immer geringeren Wert zu geben, um immer mehr Wert einsacken zu können. Wir sehen aber noch eine andere anscheinende Ungereimtheit auftauchen: je größer die Produktivität der Arbeit, desto größer unter der Herrschaft der kapitalistischen Produktionsweise die Mehrarbeit, die überschüssige Arbeitszeit des Arbeiters. Die kapitalistische Produktionsweise strebt danach, die Produktivkraft der Arbeit riesenhaft zu steigern, die notwendige Arbeitszeit auf ein Minimum zu verringern, gleichzeitig aber den Arbeitstag so viel als möglich zu verlängern.

Wie sie den Arbeitstag verlängerte, haben wir bereits im vierten Kapitel gesehen. Betrachten wir jetzt, wie sie die notwendige Arbeitszeit verkürzte.

Achtes Kapitel · Kooperation

Wir haben im fünften Kapitel dieses Abschnitts gesehen, daß es nicht genügt, Lohnarbeiter anzuwenden, um ein Kapitalist im vollen Sinne des Wortes zu sein. Der Anwender von Lohnarbeitern wird erst Kapitalist, wenn die von ihnen erzeugte Masse von Mehrwert groß genug ist, um ihm ein „standesgemäßes“ Einkommen zu gewähren, und seinen Reichtum zu vermehren, ohne daß er genötigt ist, selbst Hand an die Arbeit anzulegen. Dies setzt die gleichzeitige Beschäftigung einer Zahl von Arbeitern voraus, welche das beim zünftigen Handwerk zulässige Maß weit übersteigt.

„Das Wirken einer größeren Arbeiteranzahl zur selben Zeit, in demselben Raum (oder, wenn man will, auf demselben Arbeitsfeld), zur Produktion derselben Warensorte, unter dem Kommando desselben Kapitalisten, *bildet historisch und begrifflich den Ausgangspunkt der kapitalistischen Produktion.*“ [S. 341]

Der Unterschied zwischen der kapitalistischen und der handwerksmäßigen Produktionsweise ist daher zunächst nur einer des Grades, nicht der Art. Ob ich drei Tuchweber an drei Webstühlen oder dreißig Weber an dreißig ebensolchen Webstühlen in gleichem Raume und zur gleichen Zeit beschäftige, scheint zunächst nur den Unterschied zur Folge zu haben, daß im letzteren Falle zehnmal so viel Wert und Mehrwert erzeugt wird, wie in ersterem.

Aber die Beschäftigung der größeren Zahl bringt noch andere Unterschiede mit sich. Zunächst sei an das Gesetz der großen Zahlen erinnert, an den Umstand, daß die individuellen Eigentümlichkeiten sich um so mehr bemerkbar machen, je weniger Individuen man in Betracht zieht, und um so mehr verschwinden, je mehr die Beobachtung eine Massenbeobachtung ist. Wenn ich die durchschnittliche Lebensdauer des Menschen erfahren will, werde ich wahrscheinlich Irrtümern unterworfen sein, wenn ich sie aus der Lebensdauer von 5-6 Personen berechne. Ich kann aber mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, der Wahrheit sehr nahe zu kommen, wenn ich sie aus der Lebensdauer von etwa einer Million Menschen berechne.

So werden auch die individuellen Unterschiede der einzelnen Arbeiter sich viel mehr bemerkbar machen, wenn ich nur drei, als wenn ich dreißig anwende. In letzterem Falle wird die größere Arbeitsleistung der guten und die mindere der schlechten sich ausgleichen, so daß *Durchschnittsarbeit* geliefert wird. Nach Burke sollen schon bei gleichzeitiger Anwendung von *fünf* Ackerknechten alle individuellen Unterschiede verschwinden, so daß beliebig herausgenommene fünf Knechte in der Regel ebenso viel Arbeit verrichten, wie andere fünf zufällig herausgegriffene.

Für den kleinen Meister ist es zufällig, ob seine Arbeiter gesellschaftliche Durchschnittsarbeit leisten. Erst für den Kapitalisten wird es möglich, daß die von ihm in Bewegung gesetzte Arbeit in der *Regel* gesellschaftliche Durchschnittsarbeit ist.

Die gleichzeitige Beschäftigung vieler Arbeiter am gleichen Ort bringt noch andere Vorteile mit sich. Ich muß nicht zehnmal mehr zahlen für Errichtung eines Arbeitslokals, in dem dreißig Tuchweber weben, als für die eines Raumes, in dem nur drei weben. Auch kostet ein Magazin für 100 Zentner Wolle nicht zehnmal so viel als eines für 10 Zentner usw. Der Wert des konstanten Kapitalteils, der im Produkt wiedererscheint, verringert sich also im Verhältnis zur Zahl der

beschäftigten Arbeiter umsomehr, je mehr Arbeiter unter sonst gleichen Verhältnissen in einem bestimmten Arbeitsprozeß tätig sind. Damit wächst der Mehrwert im Verhältnis zum vorgeschossenen Gesamtkapital, damit sinkt aber auch der Wert des Produkts, und, unter gewissen, im vorigen Kapitel erörterten Umständen, der Wert der Arbeitskraft. In diesem Fall wächst der Mehrwert auch im Verhältnis zum variablen Kapital.

Die gleichzeitige Anwendung vieler Arbeiter an gleichem Ort zur Erzielung eines bestimmten Resultats führt zu ihrem *planmäßigen Zusammenwirken*, das heißt, zur *Kooperation*. Diese schafft eine *neue, gesellschaftliche Produktivkraft*, die mehr und anders ist, als die Summe der einzelnen Produktivkräfte, aus denen sie besteht.

Die neue Kraft ist von vornherein *Massenkraft*; sie macht manche Arbeitsprozesse möglich, die mit geringeren Kräften gar nicht oder nur unvollkommen durchführbar sind. Dreißig Mann heben mit Leichtigkeit in wenigen Augenblicken einen Baum, an dem drei Mann sich vergeblich den ganzen Tag abquälen würden. Die Kooperation macht auch die Durchführung von Arbeiten möglich, bei denen nicht *Massenkraft*, wohl aber die *Zusammendrängung* einer möglichst großen Arbeitsleistung in einem *kleinen Zeitraum* erforderlich ist; dies ist z. B. bei der Getreideernte der Fall.

Auch wo weder eine große Masse der Kraft noch ihre räumliche oder zeitliche Zusammendrängung und Konzentrierung erforderlich, wirkt die Kooperation vorteilhaft; *sie erhöht die Produktivität der Arbeit*. Jeder kennt die Art und Weise, wie bei einem Hausbau die Bausteine auf die Gerüste befördert werden; es wird eine Kette von Arbeitern gebildet, die einer dem andern die Steine zureichen. Infolge dieses planmäßigen Zusammenwirkens legen die Bausteine ihren Weg viel schneller zurück, als wenn sie von den einzelnen Arbeitern auf die Gerüste hinaufgetragen würden.

Endlich ist nicht zu übersehen, daß der Mensch ein gesellschaftliches Tier ist, daß seine Lebensgeister in geselligem Wirken sich beleben, und daß Ehrgeiz und Wetteifer dabei ins Spiel kommen. So geht die gesellschaftliche Arbeit schneller vonstatten und die Arbeitsleistung ist verhältnismäßig größer, als die isolierter Arbeiter.

Unter dem kapitalistischen System können Lohnarbeiter nur zusammenwirken, wenn ihre Arbeitskräfte von einem und demselben Kapitalisten gekauft worden. Je mehr Arbeitskräfte gekauft werden sollen, desto mehr variables Kapital ist notwendig; je mehr Lohnarbeiter angewendet werden sollen, desto größer die Masse des Rohmaterials, der Werkzeuge, die diese wiederum anwenden usw., also desto größer die notwendige Menge konstanten Kapitals. Die Durchführung der Kooperation in gewissem Umfang setzt daher eine gewisse Größe des Kapitals voraus. Diese wird jetzt eine *Vorbedingung* der kapitalistischen Produktionsweise.

Die Kooperation ist nicht der kapitalistischen Produktionsweise allein eigentümlich. Wir sahen sie in urwüchsigen Formen bereits bei den Indianern. Es zeigte sich uns, daß deren planmäßiges Zusammenwirken bei der Jagd eine *planmäßige Leitung* erfordert. Diese ist für alle gesellschaftliche Arbeit nötig, in welcher Form immer sie vor sich gehen möge. In der kapitalistischen Produktionsweise wird die Leitung der Produktion notwendig zu einer Funktion des Kapitals. Auch bei dieser Untersuchung zeigt sich uns die Fruchtbarkeit der Marxschen Unterscheidung des zwieschlächtigen Charakters der Waren produzierenden Arbeit. Diesem zwieschlächtigen Charakter entsprechend, ist unter der kapitalistischen Produktionsweise, wie wir gesehen haben, der Produktionsprozeß die Einheit von Arbeitsprozeß und Verwertungsprozeß. Soweit der Produktionsprozeß als *Arbeitsprozeß* erscheint, erscheint der Kapitalist als *Leiter* der Produktion, erscheint die Funktion, die er versieht, als eine solche, die unter jedem gesellschaftlichen Arbeitsprozeß mehr oder weniger notwendig sein wird. Der *kapitalistische* Produktionsprozeß als *Verwertungsprozeß* hat aber zur Grundlage den *Gegensatz* der Interessen von Kapital und Arbeit, wie er sich uns bereits anlässlich des Arbeitstages offenbart hat. Soll der Verwertungsprozeß ungestört in der gewünschten Weise vor sich gehen, dann bedingt er die *Unterordnung* des

Arbeiters, die *despotische Herrschaft* des Kapitalisten. Verwertungsprozeß und Arbeitsprozeß bilden aber nur zwei verschiedene Seiten eines und desselben Prozesses, des kapitalistischen Produktionsprozesses, und somit erscheinen die Leitung der Produktion und die despotische Herrschaft des Kapitals über den Arbeiter auch als eins — und da die erstere eine technische Notwendigkeit, erzählt uns die bürgerliche Ökonomie, daß die Herrschaft des Kapitals über die Arbeit eine technische, durch die Sachlage der Dinge gebotene Notwendigkeit sei, daß mit der Beseitigung der Herrschaft des Kapitals auch die Produktion selbst, soweit sie gesellschaftlicher Natur, vernichtet werde, daß die Herrschaft des Kapitals die naturnotwendige Vorbedingung der Zivilisation sei!

Auch Rodbertus hat erklärt, als Leiter der Produktion seien die Kapitalisten Beamte der Gesellschaft und zum Empfang eines Gehalts berechtigt. Aber wie der Kapitalist nur Gebrauchswerte produzieren läßt, weil er in anderer Weise nicht in den Besitz von Werten kommen kann, so ist auch für ihn die Leitung der Produktion nur ein notwendiges Übel, dem er sich nur deswegen unterzieht, weil es mit der Verwertung seines Kapitals untrennbar verknüpft ist. Er entgeht diesem Übel, wo er es kann, ohne den Mehrwert zu schädigen. Ist sein Unternehmen groß genug, dann läßt er seine „Beamtung“ von Mietlingen, Direktoren und Unterbeamten versehen. Mitunter benutzt er auch andere Methoden, die Leitung der Produktion los zu werden. Während der Baumwollkrise Anfangs der sechziger Jahre z. B. schlossen die englischen Baumwollspinner ihre Fabriken, um auf der Baumwollbörse zu spielen und dort ihr „Gehalt“ herauszuschlagen. Die Behauptung, daß die Kapitalisten für ihre Leitung der Produktion bezahlt zu werden verdienen, erinnert uns an jenen Jungen, der einen Baum voll herrlicher Äpfel sah, zu dem er nicht anders als über eine hohe Mauer gelangen konnte. Die Äpfel waren zu verführerisch, und so übernahm er die Arbeit, die Mauer zu übersteigen, was ihm nach vieler Mühe auch gelang. Eben delektierte er sich an den Äpfeln, als der Besitzer des Gartens kam und ihn fragte, welches Recht er habe, die Äpfel zu nehmen. „Ich habe sie redlich verdient“, erwiderte der Knabe, „sie sind die Bezahlung für die harte Arbeit, über die Mauer zu steigen.“ Wie der Knabe zu den Äpfeln nur über die Mauer, kann der Kapitalist in der Regel zum Mehrwert nur als Leiter der Produktion gelangen.

Noch eine sonderbare Anschauung, die man in ökonomischen Büchern findet, ist hier zurückzuweisen. Der Kapitalist kauft, wie bisher angenommen wird, jede Arbeitskraft zu ihrem vollen Wert. Aber die gesamten Arbeitskräfte, die er gekauft, entfalten in ihrem planmäßigen Zusammenwirken eine neue Produktivkraft. Sie produzieren mehr, als wenn er jede von ihnen für sich beschäftigen würde. Diese neue Produktivkraft bezahlt der Kapitalist nicht. Sie hat nichts zu tun mit dem *Warenwert* der Arbeitskraft, sie bildet eine Eigentümlichkeit ihres *Gebrauchswertes*. Diese neue Kraft äußert sich auch erst während des Arbeitsprozesses, also erst, nachdem die Ware Arbeitskraft in den Besitz des Kapitalisten eingegangen, *nachdem sie Kapital geworden*. Daher erscheint es den Kapitalisten und ihren Anwälten, als wenn diese Erhöhung der Produktivität der Arbeit nicht dieser, sondern dem *Kapital* zuzuschreiben sei.

„Weil die gesellschaftliche Produktivkraft der Arbeit dem Kapital nichts kostet, weil sie andererseits nicht von dem Arbeiter entwickelt wird, bevor seine Arbeit selbst dem Kapital gehört, erscheint sie als Produktivkraft, die das Kapital von Natur besitzt.“
[S. 353]

Die Kooperation ist, wie schon erwähnt, nicht der kapitalistischen Produktionsweise allein eigentümlich. Gesellschaftliche, gemeinsame Produktion ist bereits dem urwüchsigen Kommunismus eigen, der sich an der Wiege des Menschengeschlechts findet. Der Ackerbau wurde ursprünglich überall kooperativ, gemeinsam betrieben. Die Landanweisung an die einzelnen Familien ist erst später erfolgt. Wir haben Beispiele der Kooperation bei den Indianern und Indern im ersten Abschnitt gegeben.

Die Entwicklung der *Warenproduktion* hat diese *urwüchsige Kooperation* vernichtet. Wohl erweitert sich mit der Warenproduktion der Kreis derjenigen, die für einander arbeiten, aber das miteinander arbeiten hört im wesentlichen auf, außer unter der Form der *Zwangsarbeit*, Arbeit von Sklaven, Leibeigenen oder Untertanen für ihre Herren.

Das Kapital, das im Gegensatz zu der Isolierung und Kräftezersplitterung der Bauernwirtschaft und des Handwerksbetriebes entsteht, entwickelt wieder die Kooperation, die gesellschaftliche, gemeinsame Arbeit. Die Kooperation ist die Grundform der kapitalistischen Produktionsweise, ihre besondere historische Form innerhalb der Warenproduktion. Das Kapital sucht die gesellschaftliche Produktion immer mehr zu entwickeln, es entfaltet immer höhere Formen der Kooperation: die Manufaktur, die große Industrie. Sein Ziel dabei ist die Steigerung des Mehrwertes. Aber ohne es zu wollen, bereitet es auf diese Art den Boden vor für eine neue, höhere Form der Produktion.

Die handwerksmäßige Warenproduktion beruht auf der *Zersplitterung* und gegenseitigen *Isolierung* der Betriebe; ein kapitalistischer Betrieb beruht dagegen auf der *Vereinigung* der Arbeiten, auf einer *gesellschaftlichen, gemeinsamen* Produktion. Die handwerksmäßige Warenproduktion setzt als Regel viele kleine *selbständige* Warenproduzenten voraus; der kapitalistische, auf der Kooperation beruhende Betrieb unterstellt die unbedingte Autorität des Kapitalisten über die einzelnen Arbeiter.

Wir haben im ersten Abschnitt die urwüchsige Kooperation und Arbeitsteilung an zwei Beispielen beobachtet; wir haben die Entstehung der Warenproduktion verfolgt; jetzt sehen wir die kapitalistische Produktionsweise sich entwickeln, welche Warenproduktion und kooperative Produktion gleichzeitig ist.

Unterscheidet sich die kapitalistische von der handwerksmäßigen Warenproduktion durch die Konzentration der Betriebe, die Organisation gemeinsamer, gesellschaftlicher Arbeit, so unterscheidet sich andererseits die kapitalistische Kooperation von der urwüchsigen kommunistischen durch die unbedingte Autorität des Kapitalisten, der gleichzeitig Leiter der Produktion und Besitzer der Produktionsmittel ist und dem auch die Produkte der kooperativen Arbeit zufallen, die bei der urwüchsigen Kooperation den Arbeitenden selbst gehören.

Neuntes Kapitel · Arbeitsteilung und Manufaktur

1. Doppelter Ursprung der Manufaktur · Ihre Elemente: der Teilarbeiter und sein Werkzeug

Im ersten Abschnitt konnten wir als Grundlage unserer Darstellung neben dem „**Kapital**“ namentlich die „**Kritik der politischen Ökonomie**“ von Marx benutzen, zum Teil auch sein „**Lohnarbeit und Kapital**“. Bezüglich der Ausführungen dieses und des nächsten Kapitels, die von der Arbeitsteilung und der Manufaktur, dem Maschinenwesen und der Großindustrie handeln, kommt neben dem „**Kapital**“ die „**Misère de la philosophie**“ von Marx in Betracht¹⁷, namentlich der § 2 des zweiten Kapitels (S. 110-130 [MEW 4, S. 144-157]), betitelt: „Arbeitsteilung und Maschinen.“

Die Literatur über die Nachteile der Arbeitsteilung in der kapitalistischen Manufaktur für den Arbeiter ist im „**Elend der Philosophie**“ eingehender behandelt, als im „**Kapital**“. Der genannte § 2 bildet also nicht nur einen Vorläufer, sondern auch eine Ergänzung der beiden hier in Betracht kommenden Kapitel des „**Kapital**“, die unseres Erachtens zu dem Großartigsten gehören, was Marx überhaupt geschrieben und die leider bisher von den meisten, die das „**Kapital**“ gelesen¹⁸, nicht so beachtet wurden, wie sie verdienten.

Zunächst haben wir die Manufaktur zu betrachten, „jene Industrie, die noch nicht die moderne große Industrie mit ihren Maschinen ist, die aber bereits weder die Industrie des Mittelalters noch die Hausindustrie mehr ist.“ („**Elend der Philosophie**“, S. 121. [MEW 4, S. 151]) Als charakteristische Form des kapitalistischen Produktionsprozesses herrscht sie im großen und ganzen ungefähr von der Mitte des sechzehnten bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts.¹⁹

Ihr Ursprung ist ein doppelter. Auf der einen Seite fand das Kapital Produkte vor, die durch die Hände verschiedenartiger Handwerker laufen mußten, ehe sie vollendet waren. So wanderte eine Kutsche aus den Händen des Stellmachers in die des Sattlers, des Tapezierers, des Malers, des Glasers usw. An Stelle der verschiedenartigen selbständigen Handwerker setzte der Kapitalist Lohnarbeiter dieser Arbeitszweige, die in einem gemeinsamen Arbeitshaus planmäßig zusammen an der Herstellung der Kutsche arbeiteten.

¹⁷ Eine deutsche Übersetzung des Buches erschien in Stuttgart bei J. H. W. Dietz unter dem Titel: „**Das Elend der Philosophie**.“ (2. Auflage 1892.) [Siehe MEW 4, S. 63-182.] Die Zitate und Seitenangaben werden hier nach der deutschen Ausgabe (2. Auflage) gegeben.

¹⁸ Herr Gustav Groß ist einer der wenigen, welche die Bedeutung dieser Kapitel erfaßt haben. Vgl. **Karl Marx**, von Dr. G. Groß, Leipzig, 1885, S. 82.

¹⁹ Das Wort Manufaktur ist aus den lateinischen Worten manus (Hand) und factus (gemacht, gefertigt) gebildet. Einer der wichtigsten Gewerbszweige, dessen sich die Manufaktur bemächtigte, war die Verarbeitung von Faserstoffen, wie Wolle, Baumwolle u. dgl. Daher nennt man vielfach heute noch die Werkstätten der Textilindustrie Manufakturen, wenn sie auch nicht in das Bereich der Manufaktur, sondern der mit Maschinen betriebenen Großindustrie fallen, ja man spricht mitunter von der Manufaktur als der Textilindustrie schlechtweg. Dieser Sprachgebrauch ist unrichtig.

Die Manufaktur entwickelte sich aber auch auf dem entgegengesetzten Wege. Der Kapitalist vereinigte eine Reihe von Arbeitern, die alle das gleiche Produkt erzeugten, z. B. Nadler, in einem Arbeitsraum. Jedem von ihnen fielen alle die Verrichtungen nacheinander zu, die zur Fertigstellung des Produktes notwendig waren. Sobald eine größere Anzahl von Arbeitern in dieser Weise beschäftigt war, führte dies naturgemäß zu einer *Teilung* der verschiedenen Verrichtungen unter die verschiedenen Arbeiter. Auf der einen Seite entstand die Manufaktur durch *Vereinigung* verschiedenartiger selbständiger Handwerke, auf der anderen Seite durch *Teilung* der verschiedenen Verrichtungen eines Handwerks unter verschiedene Arbeiter.

Ob aber die jeweilige Verrichtung, die dem Arbeiter in der Manufaktur zufällt, ehemals die selbständige Verrichtung eines besonderen Handwerks war oder aus der Zerlegung der Verrichtungen eines Handwerks entstand, das Handwerk bildete stets ihre Grundlage, nicht nur historisch, sondern auch technisch. Es bleibt unerläßliche Bedingung, daß jede einzelne Operation von *Menschenhand* vollführt werde. So wie im Handwerk beruht auch in der Manufaktur der Erfolg der Arbeit wesentlich auf der Geschicklichkeit, Sicherheit und Schnelligkeit des einzelnen Arbeiters.

Aber zwischen dem Arbeiter des Handwerks und dem der Manufaktur besteht ein gewaltiger Unterschied. An Stelle der Mannigfaltigkeit der Verrichtungen des ersteren tritt in der Manufaktur die Einfachheit und Eintönigkeit der Verrichtungen, die der Arbeiter tagaus, tagein, jahraus, jahrein vollbringt. Der Arbeiter ist nicht mehr ein zielbewußter, selbständiger Produzent, sondern nur noch ein unselbständiger Teil eines großen Arbeitsmechanismus, gewissermaßen ein Glied des Gesamtarbeiters.

Die Virtuosität des Arbeiters auf dem beschränkten Gebiet, in dem er sich bewegt, wird dadurch freilich enorm gesteigert. Er entdeckt eine Reihe von Kunstgriffen, überträgt sie an seine Genossen und lernt andere von diesen. Der Wechsel des Platzes und des Werkzeuges, den die Mannigfaltigkeit der Arbeit mit sich bringt, verursacht Verschwendung von Zeit und Arbeitskraft; diese fällt weg bei dem Teilarbeiter der Manufaktur, der ununterbrochen am selben Platz mit dem gleichen Werkzeug in einem Fluß fortarbeitet. Andererseits liegen im Wechsel der Tätigkeit eine Erholung und ein Reiz, die dem Teilarbeiter mangeln.

Die Teilung der Arbeit in der Manufaktur entwickelt nicht nur die Virtuosität des Arbeiters, sie bewirkt auch eine Vervollkommnung seiner *Werkzeuge*. Ein Werkzeug, das den verschiedensten Verrichtungen dienen soll, kann nicht jeder derselben vollkommen angepaßt sein; ein Werkzeug, das ausschließlich bei einer einzigen Verrichtung angewandt wird, kann dieser entsprechend angepaßt und dadurch viel wirksamer werden, als die früheren Werkzeuge.

Alle diese Umstände bewirken eine bedeutende Steigerung der Produktivkraft der Arbeit in der Manufaktur gegenüber dem Handwerk.

2. Die beiden Grundformen in der Manufaktur

Wir betrachteten bisher den doppelten Ursprung der Manufaktur und ihre einfachen Elemente, den Teilarbeiter und sein Werkzeug. Wenden wir uns jetzt zu ihrer Gesamtgestalt.

Die Manufaktur besitzt zwei von einander wesentlich verschiedene Grundformen, die aus der Natur des Machwerks, des Produktes entspringen. Entweder wird dieses aus einer Reihe selbständiger Teilprodukte zusammengesetzt, oder es wird gebildet in einer Reihe miteinander zusammenhängender Manipulationen und Verrichtungen, die aber alle an demselben Arbeitsgegenstand nacheinander vorgenommen werden.

Wir können jede dieser beiden Grundformen der Manufaktur mit einem berühmten Beispiel illustrieren. Sir William Petty macht die manufakturmäßige Arbeitsteilung anschaulich mit der *Uhrenfabrikation*, welche zur ersteren Grundform der Manufaktur zu zählen ist. Im handwerksmäßigen Betrieb war die Uhr ursprünglich das Produkt der Arbeit eines Arbeiters, welcher sie von Anfang bis zu Ende selbst fertigte. Sobald die Uhrenfabrikation dem kapitalistischen Betrieb unter-

worfen war, wurde die Herstellung eines jeden Bestandteils der Uhr einem besonderen Teilarbeiter zugewiesen, und ebenso deren Zusammensetzung, Da gibt es Uhrfedermacher, Zifferblattnmacher, Gehäusemacher, Zeigermacher, Zapfenmacher usw., endlich den Repasseur, der die ganze Uhr zusammenstellt und sie in geregelten Gang setzt.

Ein Beispiel der zweiten Grundform der Manufaktur hat uns Adam Smith gegeben in seiner berühmten Darlegung der Stecknadelfabrikation, wie sie zu seiner Zeit bestand.

„Der eine Mensch zieht den Draht“, sagt er, „der andere streckt ihn, der dritte schneidet ihn in Stücke, der vierte macht die Spitze daran, der fünfte schleift ihn am anderen Ende, auf das der Kopf gesetzt werden soll. Den Nadelkopf zu machen, erfordert selbst zwei bis drei von einander verschiedene Operationen. Den Kopf auf die Nadel zu setzen, ist ein eigenes Geschäft; — die Nadeln weiß zu machen, ein anderes. Es macht sogar einen besonderen Arbeitszweig aus, die Nadeln in die Papiere zu stecken. Und so findet sich die Arbeit, eine Stecknadel zu verfertigen, in achtzehn von einander abgesonderte Verrichtungen verteilt, die in einigen Fabriken dieser Art von ebensoviel Händen verrichtet werden.“ (**Wealth of nations**, ch. I. [S. 4])

Der einzelne Draht durchläuft nacheinander die Hände der verschiedenen Teilarbeiter; aber diese Arbeiter sind auch alle gleichzeitig tätig. In einer Nadelmanufaktur werden gleichzeitig Drähte gezogen, gestreckt, geschnitten, gespitzt usw., kurz, die verschiedenen Operationen, die der Arbeiter des Handwerks *nacheinander* verrichten mußte, werden in der Manufaktur gleichzeitig *nebeneinander* verrichtet. Dadurch wird es möglich, in dem gleichen Zeitraum mehr Ware zu liefern. Im Vergleich zum Handwerk wird in der Manufaktur auch Produktivkraft gewonnen, ein Gewinn, der aus ihrem kooperativen Charakter entspringt. Aber der Manufaktur klebt noch eine Beschränktheit an: ob sie zu der ersteren Gattung gehöre, die wir mit der Uhrmachern illustriert, oder zur zweiten, für die wir ein Beispiel in der Nadelfabrikation gefunden, stets hat das Handwerk oder dessen Bestandteile einen *Transport* aus einer Hand in die andere durchzumachen, was Zeit und Arbeit in Anspruch nimmt. Diese Beschränktheit wird erst überwunden in der großen Industrie.

Bei diesem Transport aus einer Hand in die andere liefert ein Arbeiter dem anderen sein *Rohmaterial*, ein Arbeiter beschäftigt also den anderen. So kann z. B. der Arbeiter, der die Köpfe auf die Nadeln zu setzen hat, dies nicht tun, wenn ihm nicht entsprechend hergerichtete Drahtstücke in genügender Anzahl geliefert werden. Soll also die Gesamtarbeit in ununterbrochenem Fluß fortgehen und nirgends stocken, so muß die notwendige Arbeitszeit zur Herstellung eines gewissen Produkts in jedem Teilarbeitszweig festgesetzt und die Menge der in jedem derselben beschäftigten Arbeiter in ein entsprechendes Verhältnis zueinander gebracht werden. Wenn z. B. der Drahtschneider durchschnittlich in einer Stunde 1000 Nadeln schneiden kann, während der Arbeiter, der die Köpfe aufzusetzen hat, in der gleichen Zeit nur mit 200 Nadeln fertig wird, so müssen, um zehn Kopfaufsetzer genügend beschäftigen zu können, zwei Drahtschneider tätig sein. Andererseits aber muß der Kapitalist, der einen Drahtschneider beschäftigt, auch fünf Kopfaufsetzer anwenden, wenn er die Arbeitskraft des ersteren seinen Zwecken völlig entsprechend ausnutzen soll. Will er sein Unternehmen erweitern, so ist die Zahl der Arbeiter, die er mehr einstellen muß, wenn er ihre Arbeitskraft möglichst ausnützen will, auch keine beliebige. Um bei unserem Beispiel zu bleiben: wenn er einen Drahtschneider mehr einstellt, wird das nur dann von entsprechendem Vorteil für ihn sein, wenn er fünf, und nicht etwa drei oder vier Kopfaufsetzer mehr anwendet.

Die Herstellung einer Ware in der dazu gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit ist, wie wir wissen, eine Forderung der Warenproduktion überhaupt; sie wird erzwungen durch die *Konkurrenz*. Mit der Entwicklung der kapitalistischen Manufaktur wird aber die Herstellung einer bestimmten Produktmenge innerhalb der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit auch

zu einer *technischen* Notwendigkeit. Wenn der Handwerker schneller oder langsamer arbeitet, als gesellschaftlich notwendig, so beeinflußt das seinen Verdienst aus seiner Arbeit, aber es macht diese nicht unmöglich. In der kapitalistischen Manufaktur gerät der ganze Arbeitsprozeß ins Stocken, sobald in einem Zweig von Teilarbeiten die Produktion von der Regel abweicht. Wir haben aber oben gesehen, daß die gleichzeitige Verwendung einer größeren Zahl von Arbeitern bei dem gleichen Werk ihre Arbeit zur Durchschnittsarbeit gestaltet. Dieser Vorteil der einfachen Kooperation wird zur notwendigen Bedingung der Produktion in der Manufaktur.

Erst wenn kapitalistisch produziert wird, produziert also der *einzelne Warenproduzent* (der Kapitalist) in der Regel mit gesellschaftlich notwendiger Durchschnittsarbeit, und er muß es tun. Erst unter der kapitalistischen Produktionsweise kommt das Gesetz des Warenwertes zur vollen Entfaltung.

Mit der Manufaktur beginnt hie und da auch schon die Anwendung von *Maschinen*; sie spielen jedoch in dieser Periode stets nur eine Nebenrolle. Die Hauptmaschinerie der Manufaktur bleibt der Gesamtarbeiter, dessen ineinandergreifende Räder die einzelnen Teilarbeiter bilden. Der Arbeiter ist unter dem Manufaktursystem in der Tat nur Teil einer Maschine, der ebenso regelmäßig und stetig, wie ein solcher zu wirken hat. So wie es bei der Maschine mehr oder weniger komplizierte Teile gibt, so erfordern auch die verschiedenen Teilarbeiten mehr oder weniger ausgebildete Arbeiter, deren Arbeitskraft demnach auch mehr oder weniger Wert besitzt. Als die Nadelerzeugung noch handwerksmäßig betrieben wurde, war die Ausbildung für jeden Nadler die gleiche, und demgemäß auch im Ganzen und Großen der Wert der Arbeitskraft eines jeden von ihnen derselbe und verhältnismäßig hoch. Als die Nadelerzeugung dem Manufaktursystem unterworfen wurde, zerfiel sie in Teilarbeiten, die große Übung erforderten, und andere, die mit Leichtigkeit erlernt werden konnten. Die Arbeitskraft derjenigen, welche lange Zeit damit zubrachten, die nötige große Übung zu erlangen, hatte natürlich einen viel höheren Wert, als die derjenigen, welche sich den leichteren Handgriffen zuwendeten. So entsteht eine „Hierarchie der Arbeitskräfte, der eine Stufenleiter der Arbeitslöhne entspricht.“ [S. 370]²⁰ Auf der untersten Sprosse dieser Leiter stehen diejenigen, welche Hantierungen verrichten, deren jeder Mensch ohne besondere Übung und Vorbereitung fähig ist. Solche einfache Hantierungen kommen in jedem Produktionsprozeß vor; beim Handwerk bilden sie eine Abwechslung mit komplizierteren Tätigkeiten; in der Manufaktur werden sie die ununterbrochen fortbetriebene Beschäftigung einer besonderen Klasse von Leuten, die sich jetzt als ungelernete Arbeiter von den gelernten Arbeitern unterscheiden.

²⁰Folgende Tabelle, die wir Babbage entnommen (*On the Economy of machinery and Manufacture*, London, 1835, XXIV u. 408 S.), veranschaulicht sehr gut die hierarchische Gliederung der einzelnen Lohnstufen und die technische Notwendigkeit, die Zahl der Arbeiter in jeder einzelnen Verrichtung einander anzupassen und die durchschnittlich notwendige Arbeitszeit zur Geltung zu bringen. Die Tabelle gibt die Verhältnisse einer kleinen englischen Stecknadelmanufaktur im Anfang unseres Jahrhunderts wieder (S. 184):

Verrichtung	Arbeiter	Lohn pro Tag
Drahtzieher	ein Mann	3 Schilling 3 Pence
Strecken des Drahtes	eine Frau	1 Schilling
	ein Mädchen	6 Pence
	ein Mann	5 Schilling 3 Pence
Spitzen Herstellen der Köpfe	ein Mann	5 Schilling 4 ¹ / ₂ Pence
	ein Knabe	4 ¹ / ₂ Pence
	eine Frau	1 Schilling 3 Pence
Aufsetzen der Köpfe Weißmachen	ein Mann	6 Schilling
	eine Frau	3 Schilling
	eine Frau	1 Schilling 6 Pence

Die Löhne betragen also von 4¹/₂ P. (36 Pf.) bis 6 Sch. (6 Mark).

Fast jeder der Arbeiter der Manufaktur hat eine kürzere Zeit der Ausbildung durchzumachen, als der Handwerker des entsprechenden Industriezweiges. Der letztere hat alle Verrichtungen zu erlernen, die zur Fertigstellung des Produkts seines Gewerbes notwendig sind, von den ersteren jeder nur eine oder einige wenige solcher Verrichtungen. Bei den ungelernten Arbeitern fallen die Bildungskosten ganz weg.

So sinkt in der Manufaktur der Wert der Arbeitskraft, es sinkt damit die zur Erhaltung des Arbeiters notwendige Arbeitszeit und es verlängert sich bei gleichbleibendem Arbeitstag die Dauer der Mehrarbeit, es wächst der relative Mehrwert.

Der Arbeiter aber wird körperlich und geistig verkrüppelt, seine Arbeit verliert für ihn jeden Inhalt, jedes Interesse, er selbst wird ein Zubehör des Kapitals.

Zehntes Kapitel · Maschinerie und große Industrie

1. Die Entwicklung der Maschinerie

Die Teilung der Arbeit in der Manufaktur führte zwar zu einer Modifizierung der handwerksmäßigen Arbeit, hob dieselbe aber nicht auf. Die Handwerksgeschicklichkeit bleibt im großen und ganzen die Grundlage der Manufaktur und ermöglicht dem, wenn auch einseitig geübten Teilarbeiter noch eine gewisse *Selbständigkeit* gegenüber dem Kapitalisten. Er kann nicht von heute auf morgen ersetzt werden, während seine Leistung zum Fortgange des ganzen Betriebes unentbehrlich ist, wie wir am Beispiel von der Nadelfabrikation gesehen. Und die Arbeiter sind sich dieses Vorteils so gut bewußt, daß sie alles daran setzen, der Manufaktur diesen handwerksmäßigen Charakter durch möglichste Aufrechterhaltung der Handwerksgewohnheiten, z. B. im Lehrlingswesen usw., zu erhalten.

Man kann dieses Bestreben noch heute in einer ganzen Reihe von Industrien beobachten, die bis jetzt manufakturmäßig betrieben wurden. Hier liegt auch das Geheimnis vieler Erfolge der Gewerkschaftsbewegung.

Des einen Freud' ist des andern Leid.

„Durch die ganze Manufakturperiode“, schreibt Marx, „läuft daher die Klage über den *Disziplinmangel* der Arbeiter. Und hätten wir nicht die Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller, die einfachen Tatsachen, daß es vom 16. Jahrhundert bis zur Epoche der großen Industrie dem *Kapital mißlingt, sich der ganzen disponiblen Arbeitszeit der Manufakturarbeiter zu bemächtigen*, daß die Manufakturen kurzlebig sind und mit der *Ein- oder Auswanderung der Arbeiter* ihren Sitz in dem einen Land verlassen und in dem anderen aufschlagen, würden Bibliotheken sprechen.“ [S. 390]

Man begreift daher den Schmerzensruf, den der anonyme Verfasser eines im Jahre 1770 erschienenen Pamphlets ausstößt: „Arbeiter sollten sich nie für unabhängig von ihren Vorgesetzten halten ... Ordnung muß auf die eine oder die andere Weise gestiftet werden.“ [ebd.]

Und Ordnung wurde gestiftet. Die Manufaktur selbst erzeugte die Vorbedingung dazu. Sie rief die hierarchisch gegliederte Werkstatt zur Produktion komplizierterer Arbeitsinstrumente ins Leben, und „das Produkt der manufakturmäßigen Teilung der Arbeit produzierte seinerseits — *Maschinen*.“ [ebd.] Die Maschine aber gibt der Herrschaft der handwerksmäßigen Tätigkeit den Gnadenstoß.

Wodurch unterscheidet sich die Maschine vom Handwerksinstrument, wodurch verwandelt sich das Arbeitsmittel aus einem Werkzeug in eine Maschine? Dadurch, daß ein *mechanischer Apparat*, der nur in die *entsprechende Bewegung* versetzt zu werden braucht, „mit seinen Werkzeugen *dieselben Operationen verrichtet, welche früher der Arbeiter mit ähnlichen Werkzeugen verrichtete*.“ [S. 394] Ob die Triebkraft nun vom Menschen ausgeht oder selbst wieder von einer Maschine,

ändert am Wesen der Sache nichts. Es ist das festzuhalten gegenüber der irrtümlichen Auffassung, als ob die Maschine sich dadurch vom Werkzeug unterscheide, daß sie von einer vom Menschen verschiedenen Naturkraft, wie Tier, Wasser, Wind usw., in Bewegung gesetzt wird. Die Anwendung solcher Bewegungskräfte ist viel, viel älter als die Maschinenproduktion, wir brauchen nur an das Ziehen des Pfluges durch Ochsen oder Pferde zu erinnern. Tiere, Wind, Wasserkraft usw. sind bekanntlich schon sehr früh von den Menschen als motorische (Bewegungs-)Kräfte angewendet worden, beim Drehen der Mühlen, beim Betrieb von Pumpwerken usw., ohne eine Revolution der Produktionsweise zu bewirken; *selbst die Dampfmaschine*, wie sie Ende des 17. Jahrhunderts erfunden wurde, rief noch keine industrielle Revolution hervor. Wohl aber war dies der Fall, als die erste bedeutende Werkzeugmaschine, die „Spinnmaschine“, erfunden wurde. Nichts abgeschmackter als das Märchen von der Entdeckung der Dampfkraft durch zufällige Beobachtung eines siedenden Teetopfes. Das Kraftvermögen des Wasserdampfes ist wahrscheinlich schon vor 2000 Jahren den Griechen bekannt gewesen, aber sie wußten nichts damit anzufangen, später benutzte man es zu allerhand mechanischen Spielereien. Die Erfindung der *Dampfmaschine* aber ist das Produkt einer wirklichen, zielbewußten geistigen *Anstrengung*, gestützt auf frühere Versuche, und war erst möglich, als die Manufaktur die *technischen Voraussetzungen*, namentlich auch eine genügende Anzahl geschickter mechanischer Arbeiter zu ihrer Herstellung geliefert hatte. Und sie war fernerhin erst möglich, als das *Bedürfnis* auch das *Interesse* an neuen bewegenden Kräften geweckt hatte.²¹ Das aber war der Fall, als die *Arbeitsmaschine* erfunden war.

Sie bedurfte zu ihrer Ausnutzung einer kräftigeren, *regelmäßiger* funktionierenden Triebkraft als der bis dahin vorhandenen. Der *Mensch* ist ein sehr unvollkommenes Werkzeug für *kontinuierliche* (ununterbrochene) und *gleichförmige* Bewegung und obendrein zu schwach; das stärkere *Pferd* ist nicht nur sehr kostspielig und nur in beschränktem Umfange in der Fabrik verwendbar, sondern besitzt auch die scheußliche Eigenschaft, zuweilen seinen eigenen Kopf zu haben; der *Wind* ist zu *unstet und unkontrollierbar*, und auch die *Wasserkraft*, die schon während der Manufakturperiode stark angewendet ward, genügte nicht mehr, da sie nicht beliebig erhöht werden konnte, in gewissen Jahreszeiten gleichfalls wiederholt versagte und vor allem *an den Ort gebunden* war. Erst als *James Watt*, nach vielen Anstrengungen, seine zweite sog. doppelt wirkende *Dampfmaschine* erfunden hatte, nachdem er in dem „*höchst ausgedehnten*“ industriellen Etablissement seines Kompagnons *Mathias Boulton* „sowohl *die technischen Kräfte als die Geldmittel*“ (s. **Buch der Erfindungen**) gefunden, deren er zur Ausführung seiner Pläne bedurfte, erst da war der Motor gefunden, der „*seine Bewegungskraft selbst erzeugt* aus der Verspeisung von Kohlen und Wasser, dessen *Kraftpotenz ganz unter menschlicher Kontrolle* steht, der *mobil* (der Ortsveränderung fähig) und ein Mittel der *Lokomotion* (der Fortbewegung), *städtisch* und nicht gleich dem Wasserrad ländlich, die *Konzentration der Produktion in Städten* erlaubt, statt sie, wie das Wasserrad, über das Land zu zerstreuen, *universell* (allgemein) in seiner *technologischen Anwendung*.“ (Marx. [S. 398]) Und nun wirkt natürlich die vervollkommnete bewegende Kraft ihrerseits zurück auf die immer weitere Entwicklung der Arbeitsmaschine.

„Alle entwickelte Maschinerie besteht aus *drei* wesentlich verschiedenen Teilen: der *Bewegungsmaschine*, dem *Transmissionsmechanismus*, endlich der *Werkzeugmaschine* oder *Arbeitsmaschine*.“ [S. 393] Die Bewegungsmaschine als *Triebkraft des ganzen Mechanismus* haben wir eben betrachtet. Der Transmissions(*Übertragungs*-)Mechanismus, der sich zusammensetzt aus Schwungrädern, Treibwellen, Zahnrädern, Kreiselrädern, Schäften, Schnüren, Riemen, Zwischengeschirr und Vorgelege der verschiedensten Art, *regelt* die Bewegung, *verwandelt ihre Form* je nach Erfordernis, z.B. aus einer gradlinigen in eine kreisförmige, *verteilt* und *überträgt* sie auf die *Werkzeugmaschinerie*. „Beide Teile des Mechanismus sind nur vorhanden, um der Werkzeugmaschine die Bewegung mitzuteilen, wodurch sie den Arbeitsgegenstand anpackt und zweckgemäß verändert.“ [ebd.]

²¹ Goethe beantwortet die Frage: „Was ist Erfinden?“ mit den treffenden Worten: „Der Abschluß des *Gesuchten*.“ (**Buch der Erfindungen**.)

Die *Werkzeugmaschine* ist es, von der, wie schon bemerkt, die industrielle Revolution im 18. Jahrhundert ausgeht, wie sie auch heute noch da den Ausgangspunkt bildet, wo ein bisheriger Handwerks- oder Manufakturbetrieb in Maschinenbetrieb übergeht. Sie ist zunächst entweder eine mehr oder minder veränderte mechanische Ausgabe des alten Handwerksinstruments, wie bei dem mechanischen Webstuhl, oder die an ihrem Gerüst angebrachten Organe sind alte Bekannte, wie Spindeln bei der Spinnmaschine, Nadeln beim Strumpfwirkerstuhl, Messer bei der Zerhackmaschine usw. Aber die *Anzahl der Werkzeuge*, welche dieselbe Werkzeugmaschine gleichzeitig in Tätigkeit setzt, ist „von vornherein frei von der Schranke, wodurch das Handwerkszeug eines Arbeiters beengt wird.“ [S. 394]

Da eine Bewegungsmaschine mittels zweckmäßiger Einrichtung („Verästelung in besondere Ausläufe“) des Transmissionsmechanismus eine ganze Anzahl von Arbeitsmaschinen gleichzeitig in Bewegung setzen kann, so sinkt dadurch die einzelne Arbeitsmaschine zu einem bloßen *Element* der maschinenmäßigen Produktion herab. Wo ein und dieselbe Arbeitsmaschine das ganze Machwerk verfertigt, wie z. B. beim mechanischen Webstuhl, da erscheint in der auf Maschinenbetrieb gegründeten Werkstatt, d. h. in der *Fabrik*, jedesmal die *einfache Kooperation* wieder, indem eine *Anzahl gleichartiger Arbeitsmaschinen*, vom Arbeiter kann hier zunächst abgesehen werden, in demselben Raume gleichzeitig *mit- und nebeneinander wirken*. Jedoch existiert hier eine *technische Einheit*. Ein Pulsschlag, ein und dieselbe Bewegungsmaschine setzt sie gleichmäßig in Gang. Sie sind nur noch Organe desselben Bewegungsmechanismus.

Wo aber der Arbeitsgegenstand eine zusammenhängende Reihe *verschiedener Stufenprozesse* durchläuft, die von einer Kette verschiedenartiger, aber *einander ergänzender* Werkzeugmaschinen ausgeführt worden, wo also die der *Manufaktur* eigentümliche Kooperation durch *Teilung der Arbeit* wiedererscheint, aber als Ineinandergreifen von *Teilarbeitsmaschinen*, erst da tritt an die Stelle der einzelnen selbständigen Maschine ein eigentliches *Maschinensystem*. Jede Teilmaschine liefert der zunächst folgenden ihr Rohmaterial, und, ähnlich wie in der Manufaktur die Kooperation der Teilarbeiter, so erheischt in dem gegliederten Maschinensystem die beständige Beschäftigung der *Teilmaschinen* durch einander ein *bestimmtes Verhältnis* zwischen ihrer *Anzahl*, ihrem *Umfang* und ihrer *Geschwindigkeit*. Diese kombinierte Arbeitsmaschinerie ist *um so vollkommener*, je kontinuierlicher ihr Gesamtprozeß, das heißt, mit *je weniger Unterbrechung* das Rohmaterial von seiner ersten zu seiner letzten Form übergeht, je mehr also statt der Menschenhand der *Mechanismus selbst* es von einer Produktionsstufe in die andere führt. Verrichtet sie alle zur Bearbeitung des Rohstoffes nötigen Bewegungen ohne menschliche Beihilfe, so daß sie nur menschlicher Nachhilfe bedarf, so haben wir ein *automatisches System der Maschinerie*. Daß auch dieses noch beständiger Ausarbeitung im Detail fähig ist, zeigt der Apparat, der die Spinnmaschine von selbst stillsetzt, sobald ein einzelner Faden reißt. Als ein Beispiel „sowohl der Kontinuität der Produktion als der Durchführung des automatischen Prinzips“ kann, sagt Marx, „*die moderne Papierfabrik* gelten.“ [S. 402]

Wie die von Watt erfundene Dampfmaschine, so waren auch die anderen ersten Erfindungen auf dem Gebiete des Maschinenwesens nur ausführbar, weil die Manufakturperiode eine beträchtliche Menge geschickter mechanischer Arbeiter geliefert hatte, Teilarbeiter der Manufakturen, daneben auch selbständige Handwerker, welche imstande waren, Maschinen fertig zu stellen. Die ersten Maschinen wurden von Handwerkern oder in Manufakturen erzeugt.

Aber so lange die Maschinen dem *persönlichen* Geschick und der *persönlichen* Kraft von Arbeitern, die noch halbe Künstler waren, ihre Existenz dankten, waren sie nicht nur sehr teuer — ein Punkt, für den der Kapitalist stets ein merkwürdig gutes Verständnis besitzt — die Ausdehnung ihrer Anwendung, also die Entwicklung der Großindustrie, blieb solange auch abhängig von der Vermehrung der Maschinenbauer, deren Geschäft lange Zeit zur Erlernung bedurfte, deren Zahl sich daher nicht sprunghaft vermehren ließ.

Aber auch in technischer Beziehung geriet die große Industrie, sobald sie eine gewisse Höhe der Entwicklung erklommen, in Widerspruch mit ihrer handwerks- und manufakturmäßigen Unterlage. Jeder Fortschritt, die Ausreckung des Umfangs der Maschinen, ihre Befreiung von dem sie ursprünglich beherrschenden handwerksmäßigen Modell, die Verwendung von geeigneterem, aber schwerer zu bewältigendem Material, z. B. Eisen statt Holz, stieß auf die größten Schwierigkeiten, die zu überwinden selbst dem in der Manufaktur durchgeführten System der Arbeitsteilung nicht gelang. „Maschinen z. B. wie die moderne Druckerpresse, der moderne Dampfwebstuhl und die moderne Kardiermaschine, konnten nicht von der Manufaktur geliefert werden.“ [S. 404]

Auf der anderen Seite zieht die Umwälzung in dem einen Industriezweig die Umwälzung in einer Reihe mit ihr in Zusammenhang stehender Industriezweige nach sich. Die Maschinenspinnerei macht Maschinenweberei nötig, und beide zusammen eine mechanisch-chemische Revolution in Bleicherei, Druckerei und Färberei. Dann aber erforderte die Revolution der Produktionsweise in Industrie und Landwirtschaft eine *Umwälzung der Verkehrs- und Transportmittel*. Die große Industrie mit ihrer fieberhaften Geschwindigkeit der Produktion muß ihre Rohstoffe schnell beziehen, ihre Produkte schnell und in großen Mengen auf die Märkte werfen können, sie muß in der Lage sein, große Arbeitermassen nach ihren Bedürfnissen heranziehen und abstoßen zu können usw. Daher Umwälzung im Schiffbau, Ersetzung des Segelschiffes durch das Dampfschiff, des Landfuhrwerkes durch Eisenbahnen, der Eilboten durch den Telegraphen.

„Die furchtbaren Eisenmassen aber, die jetzt zu schmieden, zu schweißen, zu schneiden, zu bohren und zu formen waren, erforderten ihrerseits zyklische (riesenhafte) Maschinen, deren Schöpfung der manufakturmäßige Maschinenbau versagte.“ [S. 405]

So mußte sich die große Industrie ihre eigene, ihrem Wesen angepaßte Unterlage schaffen, und zwar dadurch, daß sie sich der Maschine bemächtigte, um durch sie Maschinen zu produzieren. „Erst durch die Werkzeugmaschinen hat die Technik die Riesenaufgabe überwältigen können, welche der Maschinenbau ihr stellte“ (**Buch der Erfindungen**). Dazu war aber notwendig, die für die einzelnen Maschinenteile nötigen streng geometrischen Formen, wie Linie, Ebene, Kreis, Zylinder, Kegel und Kugel maschinenmäßig zu produzieren. Und auch dieses Problem wurde gelöst, als *Henry Maudsley* im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts den *Drehbankschlitten* („slide rest“) erfunden hatte, der bald automatisch gemacht und von der Drechselbank auf andere Konstruktionsmaschinen übertragen wurde. Dank dieser mechanischen Erfindung gelang es, die geometrischen Formen der einzelnen Maschinenteile „mit einem Grad von Leichtigkeit, Genauigkeit und Raschheit zu produzieren, den keine gehäufte Erfahrung der Hand des geschicktesten Arbeiters verleihen konnte.“ [S. 406]²²

Über die Großartigkeit der zum Maschinenbau angewandten Maschinerie ist es nicht nötig, viele Worte zu verlieren. Wer hätte nicht von den Riesenwerken unserer Maschinenfabriken gehört, von jenen gewaltigen Dampfhammern, die, über 100 Zentner schwer, spielend einen Granitblock pulverisieren, gleichzeitig aber fähig sind, die leisesten, bis auf die geringsten Differenzen genau bemessenen Schläge auszuführen usw.? Und jeder Tag berichtet uns von neuen Fortschritten des Maschinensystems, von neuer Ausdehnung seines Gebietes.

In der Manufaktur war die Teilung der Arbeit noch vorwiegend subjektiv, der Einzelprozeß war der *Person des Arbeiters* angepaßt, im Maschinensystem besitzt die große Industrie einen ganz *objektiven* Produktionsorganismus, der dem Arbeiter fertig gegenübersteht und dem daher dieser sich anzupassen hat. Die Kooperation, die Verdrängung des vereinzelt Arbeiters durch den

²² „**The Industry of Nations**“, London, 1855, 2. Bd., S. 239. Aus demselben zitiert Marx folgenden Satz über die Erfindung des „slide rest“: „Einfach und äußerlich unbedeutend, wie dieser Zusatz zur Drehbank erscheinen mag, ist es nach unserer Meinung nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß sein Einfluß auf Verbesserung und Ausdehnung des Maschinenwesens ebenso groß war, als der durch Watts Verbesserung der Dampfmaschine bewirkte.“ [S. 406]

vergesellschafteten, ist nicht mehr zufällig, sondern „*durch die Natur des Arbeitsmittels diktierte technische Notwendigkeit.*“ [S. 407]

2. Wertabgabe der Maschinerie an das Produkt

Gleich dem einfachen Werkzeug gehört die Maschine zum konstanten Kapital. Sie schafft keinen Wert, sondern gibt nur ihren eigenen Wert an das Produkt ab, im einzelnen Fall den Wert dessen, was sie durch ihre Abnutzung verliert.

Die Maschinerie geht in den *Arbeitsprozeß ganz*, in den *Verwertungsprozeß* immer nur *teilweise* ein. Dasselbe findet auch beim Werkzeug statt, doch ist die Differenz zwischen dem ursprünglichen Gesamtwert und dem an das Produkt abgegebenen *Wertteil* bei der Maschine weit größer als beim Werkzeug, denn erstens *lebt sie länger* als das Werkzeug, da sie aus dauerhafterem Material errichtet ist, zweitens ermöglicht sie, infolge ihrer Regelung durch streng wissenschaftliche Gesetze, *größere Ersparnis* im Verschleiß ihrer Bestandteile und im Konsum von Hilfsstoffen, Öl, Kohlen usw., und endlich ist ihr Produktionsfeld unverhältnismäßig größer als das des Werkzeugs.

Bei gegebener Differenz zwischen dem Wert der Maschinerie und dem auf ihr Tagesprodukt übertragenen Wertteil, hängt der Grad, worin dieser Wertteil das Produkt verteuert, von dem Umfange des Produkts ab. In einem 1858 gehaltenen Vortrag schätzte ein Herr Baynes aus Blackburn, daß „jede wirkliche mechanische Pferdekraft²³ 450 selfacting (selbsttätige) Mulespindeln treibt, oder 200 Drosselspindeln oder 15 Webstühle für 40zölliges Gewebe“ [S. 410] usw. Somit verteilen sich die täglichen Kosten einer Dampfpferdekraft und die Abnutzung der von ihr in Bewegung gesetzten Maschinerie im ersten Fall über das Tagesprodukt von 450 Mulespindeln, im zweiten von 200 Drosselspindeln, im dritten von 15 mechanischen Webstühlen; der Wertteil, der so auf ein Loch Garn oder eine Elle Gewebe übertragen wird, ist ein überaus winziger.

Bei gegebenem *Wirkungskreis der Arbeitsmaschine*, d.h. der Anzahl ihrer Werkzeuge oder, wo es sich, wie beim Dampfhammer, um Kraft handelt, dem Umfange ihrer Kraft, hängt die Produktenmasse von der *Geschwindigkeit* ab, womit die Maschine operiert.

Die Größe des *Wertteils*, den die Maschinerie an das Produkt abgibt, hängt, bei gegebenem Maß der Wertübertragung, *von ihrer eigenen Wertgröße* ab. Je weniger Arbeit sie selbst kostet, um so weniger Wert setzt sie dem Produkt zu. Kostet ihre Produktion so viel Arbeit, als ihre Anwendung erspart, so findet bloßer Platzwechsel von Arbeit statt, aber keine Vermehrung der Produktivität der Arbeit. Die Produktivität der Maschine mißt sich an dem Grad, worin sie *menschliche Arbeitskraft* erspart. Es steht daher durchaus nicht im Widerspruch mit dem Prinzip der Maschinenproduktion, daß im allgemeinen, im Vergleich mit handwerks- oder manufakturmäßig erzeugten Waren, beim Maschinenprodukt der dem *Arbeitsmittel* geschuldete Wertbestandteil *relativ*, d. h. im Verhältnis zum Gesamtwert des Produktes zunimmt, indes er absolut sinkt.

Vom Standpunkt der *Verwohlfeilerung des Produktes* ist die Grenze für den Gebrauch der Maschinerie darin gegeben, daß ihre eigene Produktion weniger Arbeit kostet als ihre Anwendung Arbeit ersetzt. Nun zahlt aber, wie wir früher gesehen, das Kapital nicht die *angewandte Arbeit*, sondern bloß den *Wert* der angewandten *Arbeitskraft*, es ist also für dasselbe der Maschinengebrauch begrenzt durch die Differenz zwischen dem *Wert der Maschine* und dem *Gesamtwert* der von ihr während ihrer Dauer ersetzten *Arbeitskraft*, bezw., da der wirkliche Lohn des Arbeiters bald unter den Wert seiner Arbeitskraft sinkt, bald über ihn steigt, in den verschiedenen Ländern, in verschiedenen Epochen und in verschiedenen Arbeitszweigen verschieden ist, durch die Differenz zwischen dem *Preis* der Maschinerie und dem *Preis* der von ihr zu ersetzenden Arbeitskraft. Nur *diese* Differenz ist für den Kapitalisten bestimmend, nur sie drückt auf ihn mit dem Zwangsmittel

²³Hierzu bemerkt Engels, der Herausgeber der 3. und 4. Auflage des „**Kapital**“, in einer Note: „Eine Pferdekraft ist gleich der Kraft von 33.000 Fußpfunden in der Minute, d. h. der Kraft, die 83000 Pfund in der Minute um 1 Fuß (englisch) hebt oder 1 Pfund um 33.000 Fuß. Dies ist die oben gemeinte Pferdekraft.“ [S. 410]

der Konkurrenz, und daher kommt es, daß heute mitunter Maschinen, die sich in einem Lande profitabel erweisen, in einem anderen nicht zur Anwendung kommen. In Amerika hat man Maschinen zum Steinklopfen erfunden, in der alten Welt wendet man sie nicht an, weil hier der Proletarier, der diese Arbeit verrichtet, einen so geringen Teil seiner Arbeit bezahlt erhält, daß Maschinen die Produktion für den Kapitalisten verteuern würden.

Niedrige Löhne sind geradezu ein *Hindernis* für die Einführung von Maschinen, also auch von diesem Standpunkt aus ein Nachteil für die gesellschaftliche Entwicklung.

Erst in einer Gesellschaft, die den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit aufgehoben, fände das Maschinenwesen Spielraum zur vollen Entfaltung.

3. Die nächsten Wirkungen des maschinenmäßigen Betriebes auf die Arbeiter

„Sofern die Maschine Muskelkraft entbehrlich macht, wird sie zum Mittel, *Arbeiter ohne Muskelkraft* oder *von unreifer Körperentwicklung*, aber größerer Geschmeidigkeit der Glieder anzuwenden. Das gewaltige Ersatzmittel von Arbeit und Arbeitern verwandelt sich sofort in ein *Mittel, die Zahl der Lohnarbeiter zu vermehren* durch Einrollierung aller Mitglieder der Arbeiterfamilie, ohne Unterschied von Geschlecht und Alter, unter die unmittelbare Botmäßigkeit des Kapitals.“ [S. 416]

Nicht nur an die Stelle des Kinderspiels, sondern auch der freien Arbeit im häuslichen Kreis für die Familie selbst, tritt die Zwangsarbeit für den Kapitalisten. „*Weiber- und Kinderarbeit* war das erste Wort der kapitalistischen Anwendung der Maschinerie!“ [ebd.]

Die Rückwirkung davon sollte in wirtschaftlicher, sozialer und sittlicher Beziehung gleich verhängnisvoll für die Arbeiterklasse werden.

Bis dahin war der Wert der Arbeitskraft bestimmt durch die zur Erhaltung nicht nur des individuellen erwachsenen Arbeiters, sondern der ganzen *Arbeiterfamilie*, der er als Ernährer vorstand, nötige Arbeitszeit. Nun aber, da Frau und Kinder auch auf den Arbeitsmarkt gezogen wurden, Gelegenheit bekamen, mit zu verdienen, verteilte sich mit der Zeit der Wert der Arbeitskraft des Mannes über seine ganze Familie. Und dieser *Bewegung* des Wertes der Arbeitskraft paßt sich wunderbar schnell an die entsprechende Bewegung ihres *Preises*, d. h. des *Arbeitslohnes*. Statt des Vaters muß allmählich die ganze Familie, um bestehen zu können, für Lohn arbeiten, und so nicht nur Arbeit, sondern auch *Mehrarbeit* für das Kapital liefern. Die Maschine vermehrt auf diese Weise nicht nur das Ausbeutungsmaterial, sondern erhöht auch den *Grad der Ausbeutung*.

Eine gewisse nominelle Mehreinnahme der Arbeiterfamilie ist dabei übrigens nicht ausgeschlossen. Wenn statt des Vaters nun Vater, Mutter und zwei Kinder arbeiten, so ist der Gesamtlohn in den meisten Fällen höher, als früher der Lohn des Vaters allein. Aber *die Kosten des Unterhalts* haben sich ebenfalls *erhöht*. Die Maschine bedeutet größere Wirtschaftlichkeit in der *Fabrik*, aber die Maschinenindustrie macht der Wirtschaftlichkeit im *Hause* des Arbeiters ein Ende. Die Fabrikarbeiterin kann nicht zugleich Hausfrau sein. Ersparnis und Zweckmäßigkeit in Vernutzung der Lebensmittel werden unmöglich.

Früher hatte der Arbeiter seine eigene Arbeitskraft verkauft, über welche er als wenigstens formell freie Person verfügte. Jetzt wird er Sklavenhändler und verkauft Weib und Kind an die Fabrik. Wenn der kapitalistische Pharisäer in der Öffentlichkeit über diese „Bestialität“ zetert, so vergißt er, daß er selbst es ist, der sie geschaffen hat, sie ausbeutet und unter dem schönen Titel „Freiheit der Arbeit“ verewigen möchte. Der Bestialität der Arbeitereltern aber steht die *große Tatsache* gegenüber, daß die Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit in den englischen Fabriken dem Kapital von den erwachsenen männlichen Arbeitern aberobert wurde.

Marx bringt zahlreiche Belege für die verkümmernde Wirkung der Fabrikarbeit der Frauen und Kinder. Wir verweisen auf diese und führen hier einen aus neuerer Zeit an, aus dem Buche von Singer: „**Untersuchungen über die sozialen Zustände in den Fabrikbezirken des nordöstlichen Böhmen**“ (Leipzig 1885). Die Daten dieses Buches ermöglichen uns eine Begleichung der mittleren Kindersterblichkeit in einem Lande, das von der Großindustrie so gut wie gar nichts weiß, *Norwegen*, mit der in Distrikten, in denen die Großindustrie hochentwickelt ist, ohne bis zur Zeit der Abfassung des Buches durch eine Arbeiterschutzgesetzgebung eingeschränkt worden zu sein. Wir meinen das nordöstliche *Böhmen*.

In *Norwegen* kamen (1866-1874) auf zehntausend Lebendgeborene beiderlei Geschlechts im Alter bis zu 1 Jahr 1063 Sterbefälle. Dagegen zählt man in folgenden hochindustriellen Bezirken auf je zehntausend Lebendgeborene Sterbefälle in:

	Im ersten Lebensjahr
Hohenelbe	3026
Gablonz	3104
Braunau	3236
Trautenau	3475
Reichenberg, Umgebung	3805
Friedland	4130

Die Säuglingssterblichkeit in den Fabrikdistrikten war also eine *drei- bis viermal so große* wie in dem in der „Kultur“ zurückgebliebenen *Norwegen*! Die große Sterblichkeit in den ersteren darf nicht mit den Malthusianern auf übergroße Fruchtbarkeit der Bevölkerung zurückgeführt werden. Die Geburtenziffer ist vielmehr eine auffallend geringe. In den von Singer untersuchten Bezirken kommen auf 1000 Bewohner jährlich nicht ganz 35 Geburten, in Deutschland fast 42, in Gesamt-Österreich über 40.

Neben der leiblichen und moralischen Verkümmern züchtete die Verwandlung unreifer Menschen in bloße Maschinen zur Fabrizierung von Mehrwert auch eine „intellektuelle Verödung, sehr zu unterscheiden von jener naturwüchsigen Unwissenheit, welche den Geist in Brache legt, ohne Verderb seiner Entwicklungsfähigkeit, seiner natürlichen Fruchtbarkeit selbst.“ [S. 421f]

Aber eine „segensreiche“ Wirkung hat das von der Maschinerie bewirkte Heranziehen von Kindern und Weibern zum kombinierten Arbeitspersonal doch: es hilft endlich den Widerstand brechen, den der männliche Arbeiter in der Manufaktur der Despotie des Kapitals noch entgegengesetzte.

Was ist der Zweck der Maschinerie, weshalb führt der Kapitalist Maschinen ein? Um die Mühe seiner Arbeiter zu erleichtern? Keineswegs. Die Maschinerie hat den Zweck, durch Erhöhung der *Produktivkraft der Arbeit* Waren zu verwohlfeilern und den Teil des Arbeitstages, den der Arbeiter zur Produktion des Wertes seiner Arbeitskraft braucht, zu verkürzen zugunsten des Teiles, während dessen er *Mehrwert* schafft.

Nun haben wir aber gesehen, daß die Maschinerie um so produktiver ist, je geringer der Teil ihres eigenen Wertes, den sie an eine bestimmte Produktenmenge abgibt. Und dieser Teil ist um so geringer, je größer die Produktenmasse, welche sie erzeugt, die Produktenmasse aber ist um so größer, je länger die Periode dauert, während deren die Maschine in Tätigkeit ist. Ist es nun dem Kapitalisten gleichgültig, ob sich diese „Arbeitsperiode“ seiner Maschinerie etwa auf 15 Jahre bei täglich 8 Stunden Tätigkeit oder auf 7 $\frac{1}{2}$ Jahre bei täglich 16 Stunden Tätigkeit verteilt? Mathematisch genommen ist die Benutzungszeit in beiden Fällen die gleiche. Aber unser Kapitalist rechnet anders.

Er sagt sich erstens: In 7 $\frac{1}{2}$ Jahren bei täglich 16 Stunden Betrieb setzt die Maschine dem Gesamtprodukt nicht mehr Wert zu als in 15 Jahren bei täglich 8 Stunden, dagegen reproduziert sie im ersteren Falle ihren Wert doppelt so schnell als im zweiten und versetzt mich in die

angenehme Lage, in 7 $\frac{1}{2}$ Jahren ebensoviel Mehrarbeit einzustreichen als sonst in 15 — abgesehen von anderen Vorteilen, welche die Verlängerung des Arbeitstages mit sich bringt.

Ferner: Meine Maschine nutzt sich nicht bloß ab beim Gebrauch, sondern auch wenn sie stille steht und daher dem Einfluß der Elemente ausgesetzt ist. Rastet sie, so rostet sie. Diese letztere Abnutzung ist reiner Verlust, den ich vermeiden kann, je mehr ich die Zeit des Stillstandes abkürze.

Weiter: In unserer Zeit der fortgesetzten technischen Umwälzungen muß ich täglich gewärtig sein, daß meine Maschine durch irgend eine wohlfeiler hergestellte oder technisch verbesserte Konkurrentin entwertet wird je schneller ich sie daher ihren Wert wieder einbringen lasse, um so geringer ist die Gefahr dieser Fatalität.

Beiläufig, diese Gefahr ist am größten bei der ersten Einführung der Maschinerie in irgendeinen Produktionszweig; hier folgen die neuen Methoden Schlag auf Schlag. Daher macht sich auch dann das Bestreben nach Verlängerung des Arbeitstages am stärksten geltend.

Unser Kapitalist fährt fort: Meine Maschinen, meine Gebäude usw. repräsentieren ein Kapital von so und so viel tausend Mark. Stehen erstere still, so liegt mein ganzes Kapital nutzlos da. Je länger sie daher in Tätigkeit sind, um so besser verwerte ich nicht nur sie, sondern auch den in Baulichkeiten usw. angelegten Kapitalteil.

Zu diesen Erwägungen des Kapitalisten gesellt sich ein Beweggrund, der ihm allerdings ebensowenig, wie seinem gelehrten Anwalt, dem politischen Ökonomen, zum Bewußtsein kommt, nichtsdestoweniger aber von großer Wirkung ist. Der Kapitalist schafft seine Maschinen an, um Arbeitslohn (variables Kapital) zu sparen, damit künftig ein Arbeiter in einer Stunde ebenso viel Ware herstelle, als bisher in drei oder vier.

Die Maschine erhöht die Produktivität der Arbeit und vermag dadurch die Mehrarbeit auf Kosten der notwendigen Arbeit auszudehnen, also die *Rate des Mehrwerts zu erhöhen*. Aber sie kann dies Resultat nur hervorbringen durch *Verminderung der Zahl der von einem gegebenen Kapital angewandten Arbeiter*. Der Maschinenbetrieb verwandelt einen Teil des Kapitals, der früher variabel war, d. h. sich in lebendige Arbeitskraft umsetzte, in Maschinerie, d. h. in konstantes Kapital.

Wir wissen aber, daß die Masse des Mehrwerts bestimmt wird, erstens durch die *Rate des Mehrwerts* und zweitens durch die *Anzahl der beschäftigten Arbeiter*. Die Einführung der Maschinerie in der kapitalistischen Großindustrie sucht den ersteren Faktor der Masse des Mehrwerts zu erhöhen durch Verminderung des zweiten. Es liegt also in der Anwendung der Maschinerie zur Produktion von Mehrwert ein innerer Widerspruch Dieser Gegensatz treibt das Kapital dazu, die verhältnismäßige Abnahme der Anzahl der ausgebeuteten Arbeiter dadurch auszugleichen, daß es, nicht zufrieden mit der Zunahme der relativen Mehrarbeit, auch die absolute Mehrarbeit zu steigern und den Arbeitstag so weit als möglich zu verlängern sucht.

Die kapitalistische Anwendung der Maschinerie schafft also eine Reihe neuer, mächtiger Beweggründe zur maßlosen Verlängerung des Arbeitstages. Sie vermehrt aber auch die Möglichkeit seiner Verlängerung. Da die Maschine ununterbrochen fortzulaufen vermag, so ist das Kapital bei seinem Bestreben, den Arbeitstag auszudehnen, nur durch die Schranken gebunden, die ihm die natürliche Ermüdung des menschlichen Gehilfen bei der Maschine, d. h. des Arbeiters, und dessen Widerstand setzen. Den letzteren bricht es sowohl durch Hineinziehen des füg- und biegsameren Weiber- und Kinderelements in die Produktion, als auch durch Schaffung einer „überflüssigen“ Arbeiterbevölkerung, bestehend aus den durch die Maschine freigesetzten Arbeitern. Auf diese Art wirft die Maschine alle sittlichen und natürlichen Schranken des Arbeitstages über den Haufen, wird sie, trotzdem sie das „gewaltige Mittel zur Verkürzung der Arbeitszeit“, zum unfehlbaren Mittel, alle Lebenszeit des Arbeiters und seiner Familie in disponible Arbeitszeit für die Verwertung des Arbeiters zu verwandeln. [S. 430]

Marx schließt den Abschnitt, in dem er dies konstatiert, mit folgenden Worten:

„Wenn', träumte Aristoteles, der größte Denker des Altertums, ‚wenn jedes Werkzeug auf Geheiß, oder auch vorausahnend, das ihm zukommende Werk verrichten könnte, wie des Dadalus Kunstwerke sich von selbst bewegten, oder die DreifüÙe des Hephästos aus eigenem Antrieb an die heilige Arbeit gingen, wenn so die Weberschiffe von selbst webten, so bedürfte es weder für den Werkmeister der Gehilfen, noch für die Herren der Sklaven.' Und Antiparos, ein griechischer Dichter aus der Zeit des Cicero, begrüÙte die Erfindung der Wassermühle zum Mahlen des Getreides, diese Elementarform aller produktiven Maschinerie, als Befreierin der Sklavinnen und Herstellerin des goldenen Zeitalters. ‚Die Heiden, ja die Heiden!' Sie begriffen, wie der gescheite Bastiat entdeckt hat, und schon vor ihm der noch klügere Mae Culloch, nichts von politischer Ökonomie und Christentum. Sie begriffen unter anderem nicht, daß die Maschine das probateste Mittel zur Verlängerung des Arbeitstages ist. Sie entschuldigten etwa die Sklaverei des einen als Mittel zur vollen menschlichen Entwicklung des andern. Aber Sklaverei der Massen predigen, um einige rohe oder halbgebildete Parvenüs zu ‚eminent spinners' (hervorragenden Spinnern), ‚extensive sausage makers' (großen Wurstfabrikanten) und ‚influential shoe black dealers' (einflußreichen Stiefelwichshändlern) zu machen, dazu fehlte ihnen das spezifisch christliche Organ.“ [S. 430f]

Je mehr das Maschinenwesen und mit ihm eine eigene Klasse von erfahrenen Maschinenarbeitern sich entwickeln, um so mehr nimmt auch die Geschwindigkeit und damit die Anstrengung, die *Intensivität der Arbeit* naturwüchsig zu. Diese gesteigerte Intensivität der Arbeit ist jedoch nur möglich, solange der Arbeitstag nicht über eine gewisse Grenze ausgedehnt wird, geradeso wie auf einer gewissen Stufe der Entwicklung eine Steigerung der Intensivität der Arbeit nur möglich ist bei einer entsprechenden Verkürzung des Arbeitstages. Wo es sich um eine tagaus tagein regelmäßig zu wiederholende Arbeit handelt, diktiert die Natur gebieterisch ihr: Bis hierher und nicht weiter.

In der ersten Zeit der Fabrikindustrie gingen in England Verlängerung des Arbeitstages und wachsende Intensivität der Fabrikarbeit Hand in Hand. Sobald aber durch die von der empörten Arbeiterklasse erzwungene gesetzliche Beschränkung des Arbeitstages dem Kapital jede Möglichkeit abgeschnitten war, auf dem ersteren Wege gesteigerte Produktion von Mehrwert zu erzielen, verlegte es sich mit aller Kraft darauf, das gewünschte Resultat durch beschleunigte Entwicklung des Maschinensystems und größere Ökonomie im Produktionsprozeß zu erlangen. Bestand bisher die Produktionsmethode des relativen Mehrwerts im allgemeinen darin, durch gesteigerte Produktivkraft der Arbeit den Arbeiter zu befähigen, mit derselben Arbeitsausgabe in derselben Zeit mehr zu produzieren, so heißt es nun, durch *vergrößerte Arbeitsausgabe in derselben Zeit* ein größeres Arbeitsquantum zu erlangen. Die Verkürzung des Arbeitstages führt für den Arbeiter zur erhöhten Anspannung der Arbeitskraft, zur „dichteren Ausfüllung der Poren der Arbeitszeit“, d. h. zur größeren „Kondensation der Arbeit.“ [S. 432] Er muß in einer Stunde des zehnstündigen Arbeitstages mehr arbeiten als früher in einer Stunde des zwölfstündigen Arbeitstages. Eine größere Masse Arbeit wird in eine gegebene Zeitperiode zusammengepreßt.

Wir haben die beiden Wege bereits genannt, vermitteltst deren dieses Resultat erzielt werden kann: *größere Ökonomie im Arbeitsprozeß und beschleunigte Entwicklung des Maschinenwesens*. Im ersteren Falle sorgt das Kapital durch die Methode der Lohnzahlung (namentlich durch den Stücklohn, auf den wir später noch zurückkommen) dafür, daß der Arbeiter in der kürzeren Arbeitszeit mehr Arbeitskraft flüssig macht als vorher. Es wird die Regelmäßigkeit, Gleichförmigkeit, Ordnung, Energie der Arbeit erhöht. Selbst da, wo dem Kapital nicht das zweite Mittel zur Verfügung stand, nämlich durch *erhöhte Geschwindigkeit* des Umlaufes der treibenden oder *Ausdehnung des Umfanges* der zu überwachenden Maschine, dem Arbeiter mehr Arbeit abzupressen, selbst da sind in dieser Beziehung Resultate erzielt worden, welche alle vorher geltend gemachten

Zweifel Lügen strafen. Fast bei jeder Verkürzung der Arbeitszeit erklären die Fabrikanten, die Arbeit werde in ihren Etablissements so sorgfältig überwacht, die Aufmerksamkeit ihrer Arbeiter sei so angespannt, daß es Unsinn sei, von einer Steigerung derselben ein erhebliches Resultat zu erwarten; und kaum daß sie durchgeführt, müssen dieselben Fabrikanten zugestehen, daß ihre Arbeiter in der kürzeren Zeit nicht nur ebensoviel, sondern zuweilen noch mehr Arbeit verrichten als vorher in der längeren selbst bei unveränderten Arbeitsmitteln. Ebenso steht es mit der Vervollkommnung der Maschinerie. So oft noch erklärt worden, man sei jetzt an der Grenze des auf lange Zeit Erreichbaren angelangt, ebenso oft wurde diese Grenze nach kurzer Zeit überschritten.

So stark ist die Intensivierung der Arbeiter unter einem verkürzten Arbeitstag, daß die englischen Fabrikinspektoren, obwohl sie „die günstigen Resultate der Fabrikgesetze von 1844 und 1850 unermüdlich lobpreisen“, doch in den sechziger Jahren zugestanden, daß die Verkürzung des Arbeitstages bereits eine die *Gesundheit der Arbeiter zerstörende Intensivität der Arbeiter* hervorgerufen habe. [S. 439]

Diejenigen, welche glauben, die Einführung eines Normalarbeitstages werde die Harmonie zwischen Kapital und Arbeit herstellen, sind in einem großen Irrtum begriffen.

„Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel“, sagt Marx, „daß die Tendenz des Kapitals, sobald ihm Verlängerung des Arbeitstages ein für allemal durch das Gesetz abgeschnitten ist, sich durch systematische Steigerung des Intensitätsgrades der Arbeit gütlich zu tun und jede Verbesserung der Maschinerie in ein Mittel zur Aussaugung größerer Arbeitskraft zu verkehren, bald wieder zu einem Wendepunkt treiben muß, wo *abermalige Abnahme der Arbeitsstunden unvermeidlich wird.*“ [S. 440]

Wo der *zehnständige* Normalarbeitstag eingeführt wird, machen die eben gekennzeichneten Bemühungen der Fabrikanten in nicht allzulanger Zeit den *achtstündigen Arbeitstag* notwendig.

Dies spricht in unseren Augen nicht *gegen*, sondern *für* den Normalarbeitstag. Wie jede wahrhafte soziale Reform treibt er über sich selbst hinaus, ist ein Element der *Weiterentwicklung*, nicht der *Versumpfung* der Gesellschaft.

4. Die Maschine als „Erzieherin“ des Arbeiters

Wir haben bisher von Wirkungen der Einführung der Maschinerie gesprochen, die in erster Linie ökonomischer Natur sind; beschäftigen wir uns nun auch mit den direkt *moralischen* Wirkungen der Maschinerie auf die Arbeiter.

Vergleichen wir das Ganze einer modernen, mit Maschinen betriebenen Produktionsanstalt, d. h. einer *Fabrik*, mit einem manufaktur- oder handwerksmäßigen Betriebe, so fällt uns sofort ins Auge, daß während in Manufaktur und Handwerk der Arbeiter sich des Werkzeugs *bedient*, in der Fabrik er es ist, der der Maschine *dient*; er ist das „*lebendige Anhängsel*“ eines unabhängig von ihm existierenden *toten Mechanismus*. Der „Philosoph“ oder, wie Marx ihn nennt, der Pindar des Maschinenwesens, Dr. Andrew Ure, nennt die moderne Fabrik einen „ungeheuren Automaten, zusammengesetzt aus zahllosen mechanischen und selbstbewußten Organen, die im Einverständnis und ohne Unterbrechung wirken, um einen und denselben Gegenstand zu produzieren, so daß alle diese Organe einer Bewegungskraft untergeordnet sind, die sich von selbst bewegt“. [S. 441] An anderer Stelle spricht er von den Untertanen der „*wohlthätigen Macht des Dampfes.*“ [S. 442] Hinter dieser „*wohlthätigen Macht*“ steht natürlich ihr Anwender, der Kapitalist, der wohlthätig ist nur für sich selbst.

In jeder Fabrik finden wir neben der Masse der Arbeiter an der Werkzeugmaschine und deren Handlangern ein der Zahl nach unbedeutendes Personal, dem die *Kontrolle* und *Instandhaltung* der gesamten Maschinerie obliegt. Diese teils wissenschaftlich (Ingenieure), teils handwerksmäßig

(Mechaniker, Schreiner usw.) ausgebildete Arbeiterklasse steht außerhalb des Kreises der Fabrikarbeiter und kommt daher hier nicht für uns in Betracht. Auch von den Handlangern, deren Dienste wegen ihrer Einfachheit meist leicht durch Maschinen ersetzt werden können (was sich überall da gezeigt hat, wo durch Fabrikgesetze die billigsten dieser Handlanger, die Kinder, der Fabrik entzogen wurden), oder doch raschen Wechsel der mit dieser Plackerei belasteten Personen gestatten, haben wir hier abzusehen. Es handelt sich um den eigentlichen Fabrikarbeiter, den *Arbeiter an der Werkzeugmaschine*.

In die Werkzeugmaschine ist mit dem früheren Werkzeug des Arbeiters (Nadel, Spindel, Meißel) auch seine besondere Geschicklichkeit in der Führung desselben übergegangen. Er braucht nur noch *eine* Geschicklichkeit, nämlich die, seine eigene Bewegung der gleichförmig ununterbrochenen der Maschine *anzupassen*. Diese Geschicklichkeit wird am schnellsten im jugendlichen Alter erworben. Der Arbeiter muß früh anfangen, der Fabrikant ist nicht mehr auf eine ausschließlich zu Maschinenarbeiten herangezogene Arbeiterkategorie angewiesen, sondern findet stets in der heranwachsenden Arbeiterjugend schnell einzuschießenden Ersatz.

Proudhon bezeichnet in seiner „**Philosophie des Elends**“ die Maschine als einen „Protest des Genius der Industrie gegen die *zerstückelte* und menschenmörderische Arbeit“, die „*Wiederherstellung des Arbeiters*“. Tatsächlich wirft allerdings die Maschinerie das alte System der Teilung der Arbeit mit seinen technischen Voraussetzungen über den Haufen, trotzdem finden wir dieselbe in der Fabrik fortgesetzt, und zwar in noch entwürdigender Form. Der Arbeiter führt freilich nicht mehr sein Leben lang ein Teilwerkzeug, dafür aber wird, im Interesse gesteigerter Ausbeutung, die Maschinerie dazu mißbraucht, ihn von Kindesbeinen an in den *Teil einer Teilmaschine* zu verwandeln, und so wird seine *hilflose Abhängigkeit* vom Fabrikganzen, mit andern Worten, vom Kapitalisten, vollendet. Seine Arbeit wird allen geistigen Inhalts entkleidet, sie ist nur noch ein mechanisches, nervenzerrüttendes Abrackern. Seine spezielle Geschicklichkeit wird zum winzigen Nebending gegenüber der Wissenschaft, den ungeheuren Naturkräften und der gesellschaftlichen Massenarbeit, die im Maschinensystem verkörpert sind. Und wie er sich dem automatischen Gang der Maschinerie willenlos zu unterwerfen hat, so damit zugleich der vom Fabrikbesitzer verhängten Disziplin überhaupt.

Welches immer die Form der Gesellschaftsorganisation sein mag, stets wird dies Zusammenarbeiten auf großartiger Stufenleiter und die Anwendung gemeinsamer Arbeitsmittel, insbesondere der Maschinerie, eine Regelung des Arbeitsprozesses erfordern, die ihn von der Laune des einzelnen Mitwirkenden unabhängig macht. Will man nicht auf die Vorteile der maschinellen Produktion verzichten, so ist die Einführung einer Disziplin, der sich alle zu unterwerfen haben, unerlässlich. Aber Disziplin und Disziplin ist zweierlei. In einem freien Gemeinwesen, wo sie alle trifft, drückt sie keinen; zum Vorteil einzelner zwangsweise auferlegt, heißt sie *Sklaverei*, wird sie als drückendes Joch nur mit äußerstem Widerwillen ertragen, wenn jeder Widerstand sich als fruchtlos erwies. Es erforderte daher harte Kämpfe, bis es gelang, den Widerstand der Arbeiter gegen die Zwangsarbeit zu brechen, zu der sie die Maschine verurteilt. Ure hebt in dem schon erwähnten Buch hervor, daß Wyatt lange vor Arkwright die künstlichen Spinnfinger erfunden hatte, daß aber die *Hauptschwierigkeit* nicht so sehr in der Erfindung eines selbsttätigen Mechanismus bestand, als in der Erfindung und Durchführung eines den Bedürfnissen des automatischen Systems entsprechenden *Disziplinarkodex*! Darum einen Lorbeerkranz auf das Haupt des „edlen“ Barbiers Arkwright, der dieses Unternehmen, „würdig eines Herkules“, zustande brachte.

Der Disziplinarkodex, zu deutsch *Fabrikordnung*, des modernen Kapitalisten weiß nichts von dem dem Bourgeois so teuren konstitutionellen System der „Teilung der Gewalten“, noch von dem ihm noch teureren Repräsentativsystem, sondern er ist der Ausdruck der *absoluten Alleinherrschaft des Unternehmers* über seine Arbeiter. „An die Stelle der Peitsche des Sklaventreibers“, sagt Marx, „tritt das Strafbuch des Aufsehers. Alle Strafen lösen sich natürlich auf in Geldstrafen und Lohnabzüge, und der gesetzgeberische Scharfsinn der Fabrik- Lykurge macht ihnen die Verletzung

ihrer Gesetze womöglich noch einträglicher als deren Befolgung.“ [S. 447] So wird der Trotz und das Selbstbewußtsein des Arbeiters gebrochen. Dabei ist er infolge unablässiger einseitiger Muskeltätigkeit körperlich verkrüppelt, durch die schlechte Fabrikluft, den betäubenden Lärm während der Arbeit herabgekommen — das ist die edle *erzieherische Wirkung* der Maschinerie.

Wir sprachen soeben von dem Widerstand der Arbeiter gegen die Einführung der Maschinerie. Dabei ist jedoch das Gefühl, daß die Maschine der Freiheit des Arbeiters den Todesstoß gibt, mehr instinktiv maßgebend; in erster Reihe gilt dieser Widerstand der Maschine als einem Mittel zur *Überflüssigmachung* menschlicher Arbeit. Von diesem Gesichtspunkte aus wurde sogar die Bandmühle, die zuerst Mitte des 16. Jahrhunderts in Danzig erfunden worden sein soll, vom dortigen Stadtrat unterdrückt, und ebenso später in Bayern, in Köln, und 1685 durch kaiserliches Edikt für ganz Deutschland verboten. Die Revolten der englischen Arbeiter gegen die Einführung von Maschinen dauern bis in dieses Jahrhundert hinein, und die gleiche Erscheinung wiederholt sich auch in andern Ländern. In Frankreich kamen sie noch in den dreißiger Jahren vor, in Deutschland noch 1848.

Es ist sehr billig, über diese brutale Art, sich dem größten Fortschritt der Neuzeit entgegen zu stemmen, pharisäerhaft zu lamentieren, aber Tatsache ist, daß die Maschine überall zunächst als *Feindin* des Arbeiters auftritt, dazu bestimmt, ihn zu *verdrängen*. Während der Manufakturperiode trat an der Teilung der Arbeit und der Kooperation in den Werkstätten mehr die positive Seite hervor, daß sie beschäftigte Arbeiter *produktiver* machen, die Maschine aber tritt sofort als *Konkurrentin* des Arbeiters auf. Für die durch sie verdrängten Arbeiter soll es ein großer Trost sein, daß ihre Leiden teils nur „vorübergehend“ sind, teils daß die Maschine nur allmählich sich eines ganzen Produktionsfeldes bemächtigt und so Umfang und Intensivität ihrer vernichtenden Wirkung gebrochen werde. „Der eine Trost“, antwortet Marx darauf, „schlägt den andern.“ [S. 454] Im letzteren Falle produziert sie in der mit ihr konkurrierenden Arbeiterschicht *chronisches Elend*, wo aber der Übergang rasch ist, wirkt sie massenhaft und akut.

„Die Weltgeschichte bietet kein entsetzlicheres Schauspiel als den allmählichen, über Dezennien verschleppten, endlich 1838 besieigten Untergang der englischen Baumwollenweber. Viele von ihnen starben den Hungertod, viele vegetierten lange mit ihren Familien mit 2½ Pence (20 Pfg.) täglich. Akut dagegen wirkte die englische Baumwollmaschinerie auf Ostindien, dessen Generalgouverneur 1834/35 konstatierte: „Das Elend findet kaum eine Parallele in der Geschichte des Handels. Die Knochen der Baumwollweber bleichen die Ebenen von Indien.““ [S. 454f]

Allerdings, setzt Marx mit bitterem Sarkasmus hinzu, sofern diese Weber das Zeitliche segneten, bereitete ihnen die Maschine nur „zeitliche Mißstände“. Das Arbeitsmittel erschlägt den Arbeiter. Das zeigt sich am handgreiflichsten, wo neu eingeführte Maschinerie mit überliefertem Handwerks- oder Manufakturbetrieb konkurriert. Aber innerhalb der großen Industrie wirkt fortgesetzte Verbesserung der Maschinerie auf das gleiche Resultat hin. Marx führt für diesen Satz aus den Berichten der englischen Fabrikinspektoren eine Fülle von Belegen an, auf die wir jedoch hier nicht näher einzugehen brauchen, da die Tatsache gar nicht geleugnet werden kann.

Kommen wir vielmehr noch einmal von der Maschine als Konkurrentin, zur Maschine als „Erzieherin“ des Arbeiters. Die vielen „Untugenden“, zu denen die Arbeiterklasse nach Ansicht ihrer kapitalistischen Freunde erwiesenermaßen hinneigt, — es seien hier nur Unbotmäßigkeit, Faulheit und Völlerei genannt — haben keinen wirksameren Gegner als die Maschine. Sie ist das machtvollste Kampfmittel des Kapitals gegen die Arbeiter, wenn sie sich seiner Autokratie widersetzen, wenn sie nicht zufrieden sind mit den Löhnen, die es ihnen bewilligt, mit der Arbeitszeit, die es ihnen auferlegt, wenn sie in Form von Streiks usw. zu rebellieren wagen. „Man könnte“, sagt Marx, „eine ganze Geschichte der Erfindungen seit 1830 schreiben, die bloß als Kriegsmittel des Kapitals wider Arbeiteremeuten ins Leben traten.“ [S. 459] Da aber jede

weitere Anwendung der „Hilfsquellen der Wissenschaft“ in der Industrie, d. h. die Entwicklung der Maschinerie, ein wünschenswerter Fortschritt ist, so scheint es, als ob den Arbeitern jene Untugenden speziell zu dem Zweck verliehen seien, unfreiwillige Förderer des Fortschritts zu bilden. Und so sehen wir, wie sich in der kapitalistischen Welt alle Dinge schließlich zum Besten wenden, selbst die Laster der Arbeiter.

5. Die Maschine und der Arbeitsmarkt

Die Maschine verdrängt Arbeiter, das ist eine Tatsache, die sich nicht leugnen läßt, die aber für diejenigen sehr unangenehm ist, welche in der bestehenden Produktionsweise die beste aller Welten sehen. Daher wurden zahlreiche Versuche unternommen, die unangenehme Tatsache zu vertuschen.

So behauptete z. B. eine Reihe von Nationalökonomern, daß alle Maschinerie, die Arbeiter verdrängt, stets notwendigerweise ein entsprechendes Kapital zur Beschäftigung dieser Arbeiter freisetzt. Dieses Kapital sollen die Lebensmittel sein, welche die Arbeiter verzehrt hätten, wenn sie in Arbeit geblieben wären! Die Lebensmittel, heißt es, werden durch die Entlassung der Arbeiter freigesetzt und haben das Bedürfnis, eine Beschäftigung für diese hervorzurufen, um von ihnen konsumiert zu werden.

Die Lebensmittel, die der Arbeiter zu seinem Konsum kauft, treten ihm jedoch in Wirklichkeit nicht als Kapital, sondern als einfache Waren gegenüber. Was ihm als Kapital gegenübertritt, ist das Geld, wogegen er seine Arbeitskraft verkauft. Dieses Geld wird durch die Einführung der Maschinerie nicht freigesetzt; es dient vielmehr zu deren Anschaffung und wird *so festgesetzt*. Die Einführung der Maschinen setzt nicht das ganze variable Kapital frei, das zur Entlohnung der Arbeiter diente, die sie verdrängt, sondern verwandelt es mindestens zum Teil in konstantes Kapital. Einführung neuer Maschinerie heißt daher, bei gleichbleibender Höhe des angewandten Kapitals, Vermehrung des konstanten, Verminderung des variablen Kapitals.

Ein Beispiel möge das veranschaulichen.

Ein Kapitalist wendet ein Kapital von 200.000 Mark an, davon dienen 100.000 Mark als variables Kapital. Er beschäftigt 500 Arbeiter. Er führt eine Maschinerie ein, die es ermöglicht, dasselbe Produkt statt mit 500 mit 200 Arbeitern zu erzeugen. Die Maschine kostet 50.000 Mark.

Früher wendete der Kapitalist 100.000 Mark variables und ebensoviel konstantes Kapital an. Jetzt wendet er 150.000 Mark konstantes und nur 40.000 Mark variables Kapital an. Nur 10.000 Mark sind freigesetzt worden, die aber nicht zur Beschäftigung von 300 Arbeitern, sondern — wenn unter gleichen Umständen, wie die größere Summe angewandt — von kaum 10 Arbeitern dienen werden. Denn von den 10.000 Mark müssen ja rund 8000 Mark für Anschaffung von Maschinen usw. angelegt werden, und nur rund 2000 Mark bleiben frei für variables Kapital.

Man sieht, es ist kein entsprechendes Kapital freigesetzt worden.

Die Theorie, daß die Maschine mit den Arbeitern auch das entsprechende Kapital freisetzt, ist von Marx als gänzlich unbegründet nachgewiesen worden. Die einzige Möglichkeit, den fatalen Nachweis abzuschwächen, besteht darin, daß man Marx eine ebenso unbegründete Behauptung in den Mund legt.

So stießen wir einmal in einer Abhandlung, in der Marx „wissenschaftlich“ abgetan wird, auf folgenden Passus:

„Die Maschine ersetzt ihm (Marx) einfach Arbeit, während sie doch auch Gelegenheit zur Mehrarbeit geben kann und tatsächlich schon oft gegeben hat. Hierbei braucht auch nicht notwendig durch die Mehrproduktion die Arbeit in einem andern Gebiet der Erde freigesetzt und damit überzählig geworden zu sein, wie dies in sozialistischen Blättern später häufig mit aller Bestimmtheit behauptet worden ist. Die Mehrproduktion kann

schon leicht dadurch Verwendung finden, daß die gesamte Produktivkraft, und damit auch die Befähigung, den Verbrauch auszudehnen, gestiegen ist.“ (Professor Dr. J. Lehr in der **Vierteljahresschrift für Volkswirtschaft**, 23. Jahrgang, 2. Bd., S. 114.)

Professor Julius Wolf läßt in einem Werke, das von Fälschungen und Entstellungen der Marxschen Lehren strotzt, Marx sogar behaupten, „daß, wenn das Gesamtkapital im Lande wächst, *bestenfalls etwa die gleiche Arbeiterbevölkerung wie früher Beschäftigung finden könne*, eben weil immer mehr der Menschen durch die Maschine ersetzt werden.“ (**„Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung.“** Stuttgart 1892, S. 258.)

In Wirklichkeit sind Marx Behauptungen, wie die ihm hier untergeschoben, nie eingefallen. Weit entfernt, daß ihm „die Maschine einfach Arbeit ersetzt“, hat Marx vielmehr systematisch und gründlich, wie unseres Wissens keiner vor ihm, die Umstände entwickelt, unter denen sie „Gelegenheit zur Mehrarbeit geben kann und tatsächlich oft gegeben hat.“ Es steht dies zu der Behauptung, daß die Maschine Arbeiter verdrängt, in keinem Widerspruch.

Marx behauptet, daß die Maschine die Zahl der beschäftigten Arbeiter im *Verhältnis zum angewandten* Kapital verringert, daß mit der Entwicklung des Maschinenwesens das variable Kapital *verhältnismäßig* abnimmt, das konstante Kapital wächst. Das variable Kapital, die Zahl der beschäftigten Arbeiter in einem Arbeitszweig, kann aber trotz Einführung, Vermehrung oder Verbesserung von Maschinen gleichzeitig wachsen, wenn das angewandte Gesamtkapital hinreichend zunimmt.²⁴ Wenn die Zahl der beschäftigten Arbeiter in solchem Fall nicht abnimmt, ist dies jedoch nicht der Freisetzung von Kapital durch die Maschine, sondern dem Zufluß *neuen Zuschußkapitals* zuzuschreiben. Das Bestreben der Maschine, Arbeiter außer Arbeit zu setzen, wird dadurch gehemmt und zeitweise überwunden, aber nicht aufgehoben; es macht sich wieder offenkundig geltend und die relative Abnahme der Zahl der Arbeiter wird zu einer absoluten, sobald der Zufluß neuen Zuschußkapitals sich verlangsamt und unter ein gewisses Maß sinkt.

Nehmen wir zur Veranschaulichung unser obiges Beispiel wieder vor. Wir hatten ein Kapital von 200.000 Mark, davon 100.000 Mark variables Kapital, die zur Anwendung von 500 Arbeitern dienten. Die Einführung einer neuen Maschine erhöhte den Betrag des konstanten Kapitals auf 158.000 Mark, senkte den Betrag des variablen auf 42.000, die Zahl der beschäftigten Arbeiter auf 210. Aber nehmen wir nun an, daß gleichzeitig dem Unternehmen 400.000 Mark neues Kapital zufließen; es wird entsprechend erweitert; in diesem Fall steigt die Zahl der beschäftigten Arbeiter auf 630, um 130 mehr, als vorher. Wäre die Maschine nicht eingeführt worden, so hätte die Verdreifachung des Kapitals freilich auch eine Verdreifachung der Arbeiterzahl, von 500 auf 1500 bewirkt.

Aber wenn die Maschine auch stets eine relative, mitunter eine absolute Verminderung der Arbeiterzahl in dem Arbeitszweig bewirkt, in dem sie eingeführt wird, so kann sie doch gleichzeitig eine Vermehrung der Arbeiterzahl in andern Arbeitszweigen hervorrufen, auf die der eine Zweig einwirkt.

Die Maschine macht eine neue Arbeiterart notwendig, die *Maschinenbauer*.

Die Einführung der Maschine in einem Industriezweig bewirkt die Vermehrung der Gesamtmasse der von diesem erzeugten Produkte. Diese bedingt wieder eine entsprechende *Vermehrung des Rohmaterials*, und also, unter sonst gleichen Umständen, eine Vermehrung der Zahl der bei dessen Produktion beschäftigten Arbeiter. Wenn eine Maschine eingeführt wird, die 1000 Ellen Garn, vielleicht mit weniger Arbeitern, eben so schnell spinnt, als früher 100 Ellen Garn gesponnen wurden, so wird vielleicht die Zahl der Spinner abnehmen, gleichzeitig aber die der

²⁴ Das Wachstum der Produktion setzt natürlich auch eine entsprechende Ausdehnung des *Absatzmarktes* voraus. Dieser höchst wichtige Faktor kann jedoch hier noch nicht näher betrachtet werden.

Arbeiter in den Baumwollplantagen wachsen. Die Entwicklung der Spinnmaschinen in England war der Hauptgrund der Vermehrung der Zahl der Negersklaven in den Vereinigten Staaten.

Wird das Garn billiger, so kann der Weber (wir nehmen an, daß er noch ein Handweber) ohne größere Auslagen für Rohmaterial mehr produzieren, sein Einkommen wächst, mehr Menschen wenden sich der Weberei zu.

„Ergreift die Maschinerie Vor- oder Zwischenstufen, welche ein Arbeitsgegenstand bis zu seiner letzten Form zu durchlaufen hat, so vermehrt sich mit dem Arbeitsmaterial die Arbeitsnachfrage in den noch handwerks- oder manufakturmäßig betriebenen Gewerken, worin das Maschinenfabrikat eingeht.“ [S. 467f]

Mit der Entwicklung des Maschinenwesens wächst der Mehrwert und die Produktenmasse, in der er sich darstellt. Damit steigt der Luxus der Kapitalistenklasse und ihrer Anhängsel. Es wächst die Nachfrage nach *Luxusarbeitern*, *Dienstboten*, *Lakaien* usw. 1861 kamen in England auf die *Textilindustrie* 642 607 Personen, auf die dienende Klasse 1 208 648 Personen.

Neben diesen Faktoren, welche bewirken, daß die Einführung der Maschinerie eine *Vermehrung* der Nachfrage nach Arbeit im Gefolge hat, nennt Marx noch einen: die Entstehung neuer Arbeitsfelder, wie Gasanstalten, Eisenbahnen usw.

Man vergleiche mit diesen Ergebnissen der Marxschen Darlegungen das, was die Herren Professoren Marx in den Mund legen, von ihrer eigenen Gelehrsamkeit ganz abgesehen.

Freilich, wenn Marx untersuchte, in welcher Weise die Einführung der Maschinerie eine Vermehrung der Nachfrage nach Arbeit zur Folge haben kann, so tat er das nicht, um die Leiden wegzuspintisieren, welche das Fabriksystem für die arbeitende Bevölkerung mit sich bringt. Die Fabrik zerstört dem Arbeiter die Familie, raubt ihm die Jugend, vermehrt seine Arbeit und nimmt ihr jeglichen Inhalt, ruiniert ihn körperlich und geistig und macht ihn zum willenlosen Werkzeug des Kapitalisten — und die bürgerlichen Ökonomen glauben, die kapitalistische Anwendung der Maschinerie glänzend verherrlicht zu haben, wenn sie nachweisen, daß mit ihr die Zahl der Lohnarbeiter in den Fabriken wächst!

Als ob dieses Wachstum nicht ein Wachstum des Elends wäre! Und neben dem Elend der Arbeit wächst das Elend der Arbeitslosigkeit.

Das variable Kapital *kann* mit dem Fortschritt des Maschinenwesens absolut wachsen, aber es muß es nicht notwendigerweise; in verschiedenen Zweigen der Großindustrie ist bereits zu verschiedenen Zeiten neben einer Vermehrung des konstanten Kapitals eine absolute Verminderung des variablen, eine Abnahme der Zahl der beschäftigten Arbeiter konstatiert worden. (Wir geben einige diesbezügliche Tatsachen im dritten Abschnitt im Kapitel über die Übervölkerung.) Es ist hier ganz abgesehen von der Arbeitslosigkeit und dem Elend, welches die Konkurrenz der Großindustrie in entsprechenden Arbeitszweigen mit Handbetrieb im In- und Ausland hervorruft. Man erinnere sich an das im vorigen Paragraphen über die Handweber in England und Ostindien Gesagte, die zu Hunderttausenden verhungerten, indes gleichzeitig die Zahl der englischen Maschinenweber um einige Tausende stieg. Die Vulgärökonomen, die dem Arbeiter weiß machen wollen, daß die Maschine neue Beschäftigung für die freigesetzten Arbeiter schafft, sahen diese Tausende neuer Arbeiter, schwiegen aber klüglich von den Hunderttausenden freigesetzten.

Selbst wenn gleichzeitig mit der Freisetzung der Arbeiter in einem Arbeitszweig eine Vermehrung der Arbeitsnachfrage in andern Industriezweigen eintritt, so liegt darin nur ein schlechter Trost für den Beschäftigungslosen. Kann ein Arbeiter, der sein Leben lang in einem bestimmten Arbeitszweig tätig gewesen, von heute auf morgen in einen andern überspringen?

Neben der Bewegung auf dem Arbeitsmarkt, welche durch die stete Verschiebung im Verhältnis des konstanten zum variablen Kapital zu Ungunsten des letzteren vor sich geht, entwickelt sich mit der Großindustrie eine andere eigentümliche, die erstere kreuzende Wirkung auf den Arbeitsmarkt.

Sobald die der großen Industrie entsprechenden allgemeinen Produktionsbedingungen hergestellt sind, sobald Maschinenproduktion, Kohlen- und Eisengewinnung, das Transportwesen u. dergl. eine gewisse Höhe der Entwicklung erlangt haben, ist diese Betriebsweise einer unglaublich raschen Ausdehnung fähig, die nur am Rohmaterial und dem Absatzmarkt Schranken findet. Daher das stete Drängen und Hasten nach dem Aufschließen neuer Märkte, die neue Rohstoffe liefern und neue Käufer für die Fabrikate. Jeder wesentlichen Erweiterung des Marktes folgt eine Periode fieberhafter Produktion, bis der Markt überfüllt ist, worauf eine Periode der Versumpfung eintritt. „Das Leben der Industrie verwandelt sich in eine Reihenfolge von Perioden mittlerer Lebendigkeit, Prosperität, Überproduktion, Krise und Stagnation.“ [S. 476] Für den Arbeiter bedeutet dieser Kreislauf das beständige Schwanken zwischen Überarbeit und Arbeitslosigkeit, völlige Unsicherheit der Beschäftigung und der Lohnhöhe, überhaupt der ganzen Lebenslage.

Diese Bewegung verschlingt sich mit der durch den technischen Fortschritt bewirkten, der relativen, oft auch absoluten Abnahme des variablen Kapitals. Bald wirken sie einander entgegen — in der Zeit der Prosperität, wo der technische Fortschritt dafür sorgt, daß den Arbeitern die Bäume nicht in den Himmel wachsen; bald wirken sie vereint in derselben Richtung, in der Zeit der Krise, wo gleichzeitig mit der Arbeitslosigkeit die Konkurrenzjagd am zügellosesten, das Drängen nach Herabsetzung der Preise am wildesten, welche Herabsetzung teils durch Einführung neuer arbeitssparenden Maschinen, teils durch Verlängerung der Arbeitszeit, teils durch Herabdrückung des Arbeitslohnes bewirkt wird; stets aber auf Kosten des Arbeiters.

6. Die Maschine als revolutionärer Agent

Wenn man einem der Harmonieapostel eine Schilderung des kapitalistischen Fabriksystems vorhält und ihn fragt, ob er noch glaube, daß wir in der besten aller Welten leben, dann sucht er sich gerne um die Beantwortung dieser Frage dadurch herumzudrücken, daß er erklärt: Ja, wir leben noch in einem Übergangszustand. Die kapitalistische Großindustrie konnte ihre Segnungen noch nicht voll entfalten, weil sie noch durch mittelalterlichen Schutt in ihrer Entwicklung gehemmt ist. Aber man vergleiche nur die Lage der Arbeiter in den Fabriken mit der von Arbeitern in entsprechenden hausindustriellen oder handwerksmäßigen Betrieben, und man wird finden, daß die ersteren viel besser daran sind, als letztere, daß also die Großindustrie die Lage der Arbeiter wesentlich *gehoben*, nicht *verschlechtert* hat. So der Harmonieapostel.

Es ist unleugbar, daß, wo der großindustrielle Betrieb Platz gegriffen, in den überlieferten Hausindustrien, Handwerken und Manufakturen die Arbeiter in noch viel erbärmlicheren Verhältnissen leben, als in den Fabriken. Ob dies für die kapitalistische Großindustrie spricht? Wir glauben kaum. Die Tatsache erklärt sich einfach daraus, daß das Fabrikssystem in den Gewerbszweigen, in denen es sich einnistet, nicht nur die Lage der Arbeiter verschlechtert, die in die Fabriken gezogen werden, sondern auch die der Arbeiter, die fortfahren, außerhalb der Fabriken zu arbeiten, und zwar die der letzteren noch mehr, als die der ersteren. Der „Fortschritt“, der durch die kapitalistische Großindustrie hervorgerufen wird, besteht darin, daß sie mit allen den Qualen und Entbehrungen, die sie den Fabrikarbeitern auferlegt, doppelt und dreifach den Arbeiter in Hausindustrie, Handwerk und Manufaktur heimsucht.

„Die Ausbeutung wohlfeiler und unreifer Arbeitskräfte wird in der modernen Manufaktur schamloser, als in der eigentlichen Fabrik, weil die hier existierende technische Grundlage, Ersatz der Muskelkraft durch Maschinen und Leichtigkeit der Arbeit, dort großenteils wegfällt, zugleich der weibliche oder noch unreife Körper den Einflüssen giftiger Substanzen usw. aufs gewissenloseste preisgegeben wird. Sie wird in der sogenannten Hausarbeit schamloser, als in der Manufaktur, weil die Widerstandsfähigkeit der Arbeiter mit ihrer Zersplitterung abnimmt, eine ganze Reihe räuberischer Pa-

rasiten sich zwischen den eigentlichen ‚Arbeitgeber‘ und den Arbeiter drängt, die Hausarbeit überall mit Maschinen — oder wenigstens Manufakturbetrieb in demselben Produktionszweig kämpft, die Armut dem Arbeiter die nötigsten Arbeitsbedingungen, Raum, Licht, Ventilation usw. raubt, die Unregelmäßigkeit der Beschäftigung wächst, und endlich in diesen letzten Zufluchtsstätten der durch die große Industrie und Agrikultur ‚überzählig‘ Gemachten die Arbeiterkonkurrenz notwendig ihr Maximum erreicht. Die durch den Maschinenbetrieb erst systematisch ausgebildete Ökonomisierung der Produktionsmittel, von vornherein zugleich rücksichtsloseste Verschwendung der Arbeitskraft und Raub an den normalen Voraussetzungen der Arbeitsfunktion, kehrt jetzt diese ihm antagonistische und menschenmörderische Seite um so mehr heraus, je weniger in einem Industriezweig die gesellschaftliche Produktivkraft der Arbeit und die technische Grundlage kombinierter Arbeitsprozesse entwickelt sind.“[S. 486]²⁵

Was ein Mensch erdulden kann, ohne auf der Stelle erliegen zu müssen, haben die Arbeiter in der Hausindustrie zu dulden. In dem Bestreben, an Wohlfeilheit mit der Maschine zu konkurrieren, setzen sie ihre Ansprüche an Nahrung, Kleidung, Licht, Luft, Ruhe, immer weiter herunter, bis sie ein Niveau erreichen, wie es die furchtbarste Phantasie nicht tiefer ersinnen konnte. Marx berichtet von Spitzenschulen, in denen Kinder von zwei Jahren verwendet wurden. In der englischen Strohflechtereier arbeiteten Kinder von drei Jahren an, mitunter bis Mitternacht, in engen Räumen, in denen manchmal nur 12-17 Kubikfuß auf die Person kamen. Diese Zahlen, sagte Kommissar White vor der Kommission zur Untersuchung der Kinderarbeit, „repräsentierten *weniger Raum als die Hälfte* von dem, den ein Kind einnehmen würde, wenn verpackt in eine Schachtel von drei Fuß nach allen Dimensionen!“ [S. 493]

Wie viel aber auch die Natur des Menschen aushalten kann, ohne augenblicklich zu erliegen, es gibt doch Grenzen, unter die sie nicht hinabsteigen kann. Ist diese erreicht, dann schlägt für die Hausarbeit die Stunde des raschen Untergangs infolge der Einführung von Maschinerie; die Hausarbeiter haben entweder andere Beschäftigung zu finden, oder sie verhungern rascher, als bis dahin. Ähnliches gilt vom überlieferten Handwerk und der Manufaktur.

Der Übergang von der Manufaktur zur Großindustrie wird beschleunigt durch Einführung von Fabrikgesetzen. Die Hausindustrie verliert sofort ihren Boden, sobald sie gesetzlichen Einschränkungen unterworfen ist. Nur die unbeschränkte weitestgehende Ausbeutung der Arbeitskraft von Frauen und Kindern vermag noch ihr Dasein zu fristen.

Wirkt die Maschine so völlig unwälzend auf allen Gebieten der Industrie, deren sie sich bemächtigt, so ist sie fast noch revolutionärer, wenn sie die *Landwirtschaft* ergreift. Hier macht sie in der Regel Arbeiter nicht bloß relativ, sondern auch absolut überzählig — ausgenommen die Fälle, in denen gleichzeitig eine sehr starke Zunahme der in Anbau genommenen Bodenfläche stattfindet, wie dies z. B. der Fall in den Vereinigten Staaten gewesen.

Den Bauer bedroht dort, wo die Maschine in die Landwirtschaft eindringt, dasselbe Geschick, wie die überlieferten Handbetriebe der Industrie. Mit ihm fällt das festeste Bollwerk der alten Gesellschaft. Die auf dem flachen Lande „überzählig“ gemachten Bauern und Lohnarbeiter strömen in die Städte. Die großen Städte wachsen enorm an, indes das flache Land entvölkert. Die Zusammendrängung der ungeheuren Menschenmassen in den Städten erzeugt physisches Siechtum der industriellen Arbeiter. Die Vereinsamung des flachen Landes vermindert die geistige Anregung der Landarbeiter, zerstört ihr geistiges Leben, bricht ihre Widerstandskraft gegenüber dem Kapital. Mit den großen Städten wächst die Verschwendung der Bodenfruchtbarkeit, indem die dem Boden

²⁵ Seit einigen Jahren ist eine Reihe zum Teil sehr schätzenswerter Untersuchungen über das grauenhafte Elend der Hausindustrie in Deutschland erschienen. Wer sich darüber eingehender unterrichten will, dem empfehlen wir namentlich die Schrift von Dr. Emanuel Sax, **Die Hausindustrie in Thüringen**.

in den Nahrungsmitteln entnommenen Bestandteile ihm nicht wieder zurückgegeben werden, und in der Form von Exkrementen und Abfällen die Städte verpesteten, statt das Land zu düngen. Mit der Anwendung der modernen Technologie auf die Landwirtschaft wachsen aber auch die Mittel, dem Boden die höchsten Erträge abzugewinnen. Immer mehr wird ihm genommen, immer weniger zurückgegeben. So entwickelt die kapitalistische Anwendung der Maschinerie gleichzeitig mit dem Raubbau an der menschlichen Arbeitskraft den am Grund und Boden. Sie verwüstet die Erde und läßt den Arbeiter körperlich und geistig verkommen.

Aber gleichzeitig entwickelt sie die Keime einer neuen und höheren Kultur, und die Triebkräfte, welche dieser zum Durchbruch verhelfen werden. Marx sah im Elend nicht nur das Elend, sondern auch die Keime der besseren Zukunft, die es in seinem Schoße birgt. Er *verurteilt* nicht das Fabrikssystem, er *klagt es nicht an*, sondern er will es *begreifen*. Er *moralisiert* nicht, sondern er *forscht*. Und er selbst macht uns dabei auf seinen Vorgänger aufmerksam, der zuerst die revolutionäre Seite des modernen Fabriksystems erkannte, auf *Robert Owen*.

Die Großindustrie hat furchtbares Elend geschaffen, wie noch keine Produktionsweise vor ihr. Aber das Elend der Massen ist kein stagnierendes. Wir finden heute nicht den stehenden Sumpf von Elend, in dem die Gesellschaft langsam und unmerklich versinkt, wie etwa die römische Gesellschaft in der Kaiserzeit. Die moderne Produktionsweise gleicht eher einem Wirbelstrom, der alle Schichten der Gesellschaft aufwühlt und durcheinandermengt und in ständiger Bewegung hält. Alle überkommenen Produktionsverhältnisse werden vernichtet, und damit die überkommenen Vorurteile. Aber die neuen Produktionsverhältnisse, die an ihre Stelle treten, sind selbst keine beständigen, sondern stetem Wechsel unterworfen. Eine Erfindung, eine Arbeitsmethode jagt die andere, Kapitalmassen und Arbeitermassen werden unaufhörlich aus einem Produktionszweig in den andern, von einem Land ins andere geschleudert, alle Festigkeit der Verhältnisse und aller Glaube an deren Festigkeit schwindet. Die konservativen Elemente werden beseitigt, der Bauer in die großen Städte gedrängt, in denen heute die geschichtliche Bewegungskraft konzentriert ist, und wo er hilft, die Wucht der Bewegung zu vermehren, statt sie zu hemmen. Weib und Kind werden in die Fabrik gezogen, das konservative Element der bürgerlichen Familienform aufgelöst, aus der erhaltenden und bewahrenden Hausfrau wird die erwerbende, ums Dasein ringende Lohnarbeiterin.

Und in dieser völligen Auflösung des Alten, die vor unseren Augen vor sich geht, zeigen sich bereits Keime des Neuen.

Die zunehmende Verblödung der Arbeiterjugend infolge der übertrieben langen einseitigen Arbeit hat in allen Industriestaaten dazu gezwungen, in der einen oder der anderen Form, den Elementarunterricht als Zwangsbedingung der Arbeit zu erklären. Man hat seitdem gefunden, daß die Fabrikkinder nicht nur ebensogut, sondern eher besser und leichter lernen, als regelmäßige Tagesschüler.

„Die Sache ist sehr einfach“, meint ein Fabrikinspektor. „Diejenigen, die sich nur einen halben Tag in der Schule aufhalten, sind stets frisch und fast immer fähig und willig, Unterricht zu empfangen. Das System halber Arbeit und halber Schule macht jede der beiden Beschäftigungen zur Ausruhung und Erholung von der anderen und folglich viel angemessener für das Kind, als die ununterbrochene Fortdauer einer von beiden.“ [S. 507]

Marx fügt hinzu:

„Aus dem Fabrikssystem, wie man im Detail bei Robert Owen verfolgen kann, entsproß der Keim der Erziehung der Zukunft, welche für alle Kinder über einem gewissen Alter produktive Arbeit mit Unterricht und Gymnastik verbinden wird, nicht nur als eine Methode zur Steigerung der gesellschaftlichen Produktion, sondern als die einzige Methode zur Produktion vollseitig entwickelter Menschen.“ [S. 507f]

An diese pädagogische Umwälzung wird sich eine weitere anschließen müssen. Die weitgetriebene Arbeitsteilung in der Gesellschaft in getrennte Berufe und Spezialfächer, die bereits der Periode des Handwerks eigentümlich, und die Arbeitsteilung innerhalb der einzelnen Betriebe, die sich in der Manufakturperiode dazu gesellt, hatten höchst ungünstige Folgen für die arbeitenden Individuen. Die Produktionsbedingungen entwickelten sich langsam, verknöcherten mitunter förmlich; der ganze Mensch wurde so zeitlebens an eine gewisse Teiloperation gefesselt, in der er ungeheure Geschicklichkeit erlangte, indes er gleichzeitig einseitig verkrüppelte und jener harmonischen Entwicklung verlustig ging, die noch dem klassischen Altertum seine ideale Schönheit verlieh.

Die Maschine beseitigt in den Zweigen, die sie ergreift, die Notwendigkeit langjähriger anhaltender Übung für den Arbeiter, um ihn zu produktiven Leistungen in seinem bestimmten Fache zu befähigen. Sie macht es aber auch unmöglich, daß der Mensch sein Leben lang an eine bestimmte Teiloperation gefesselt werde, da sie die Produktionsbedingungen beständig umwälzt, den Arbeiter aus einem Arbeitszweig herausreißt und ihn in einen anderen hineinstößt.

Aber welche Leiden bringt nicht diese stete Bewegung heute hervor, wo beständig hunderttausende von Proletariern eine arbeitslose Reservearmee bilden, begierig, jede Beschäftigung zu ergreifen, die man ihnen zuweist! Und wie gering ist heutzutage die Fähigkeit, sich den verschiedensten Tätigkeiten anzupassen, bei den Lohnarbeitern, deren Körper und Geist in der Jugend gleich verkrüppelt werden, denen die Einsicht in die verschiedenen mechanischen und technischen Vorgänge mangelt, mit denen die moderne Großproduktion ihre Wirkungen erzielt, und denen die Elastizität fehlt, sich diesen verschiedenen Vorgängen anzupassen. Und schließlich, wenn der Arbeiter in der Großindustrie auch nicht mit Notwendigkeit sein Leben lang an eine bestimmte Detailfunktion gefesselt ist, so doch tagaus, tagein, Monate, ja Jahre lang, mit der Unterbrechung von Arbeitslosigkeit und Hunger. Wie ganz anders, wenn die verschiedenen Detailfunktionen einander täglich, ja stündlich ablösen, so daß sie nicht ermüden und verdummen, sondern anregen und erheitern würden; wenn die korrumpierende Arbeitslosigkeit verschwände und die technischen Umwälzungen nicht auf Kosten der Arbeiter vor sich gingen!

Unter den vielen Vorbedingungen dieser Änderung ist auch eine pädagogische. Die Arbeiterklasse muß wissenschaftliche Einsicht in den Gang der Produktionsmethode, sie muß praktische Fertigkeit in der Handhabung der verschiedensten Produktionsinstrumente erhalten. Es wird das heute schon in Lehrlingsschulen und ähnlichen Anstalten versucht, aber in höchst ungenügender Weise.

„Wenn die Fabrikgesetzgebung als erste, dem Kapital notdürftig abgerungene Konzession nur Elementarunterricht mit fabrikmäßiger Arbeit verbindet, unterliegt es keinem Zweifel, daß die unvermeidliche Eroberung der politischen Gewalt durch die Arbeiterklasse auch dem technologischen Unterricht, theoretisch und praktisch, seinen Platz in den Arbeiterschulen erobern wird.“ [S. 512]

Welche Umwälzungen birgt endlich die moderne Großindustrie in bezug auf die Familie in sich! Sie löst heute schon für die Lohnarbeiter die überkommene Form der Familie auf. Nicht nur das Verhältnis zwischen Mann und Weib, sondern auch das zwischen Eltern und Kindern ist durch das System der industriellen Frauen- und Kinderarbeit ein anderes geworden. Die Eltern werden vielfach aus Schützern und Ernährern *Ausbeuter* der Kinder. Wir haben oben der armen Kinder in der englischen Strohflechtereie gedacht, die von drei Jahren an unter den elendsten Verhältnissen oft bis Mitternacht arbeiten mußten. „Die elenden, verkommenen Eltern“ dieser kleinen Strohflechter, sagt Marx, „sinnen nur darauf, aus den Kindern so viel als möglich herauszuschlagen. Aufgewachsen, fragen die Kinder natürlich keinen Deut nach den Eltern und verlassen sie.“ [S. 493]

„Es ist jedoch nicht der Mißbrauch der elterlichen Gewalt“, sagt Marx an anderer Stelle, „der die direkte oder indirekte Ausbeutung unreifer Arbeitskräfte durch das

Kapital schuf, sondern es ist umgekehrt die kapitalistische Ausbeutungsweise, welche die elterliche Gewalt, durch Aufhebung der ihr entsprechenden ökonomischen Grundlage, zu einem Mißbrauch gemacht hat. So furchtbar und ekelhaft nun die Auflösung des alten Familienlebens innerhalb des kapitalistischen Systems erscheint, so schafft nichts desto weniger die große Industrie mit der entscheidenden Rolle, die sie den Weibern, jungen Personen und Kindern beiderlei Geschlechts in gesellschaftlich organisierten Produktionsprozessen jenseits der Sphäre des Hauswesens zuweist, die neue ökonomische Grundlage für eine höhere Form der Familie und des Verhältnisses beider Geschlechter. Es ist natürlich ebenso albern, die christlichgermanische Form der Familie für absolut zu halten, als die altrömische Form oder die altgriechische oder die orientalische, die übrigens untereinander eine geschichtliche Entwicklungsreihe bilden. Ebenso leuchtet ein, daß die Zusammensetzung des kombinierten Arbeitspersonals aus Individuen beiderlei Geschlechts und der verschiedensten Altersstufen, obgleich in ihrer naturwüchsig brutalen kapitalistischen Form, wo der Arbeiter für den Produktionsprozeß, nicht der Produktionsprozeß für den Arbeiter da ist, Pestquelle des Verderbs und der Sklaverei, unter entsprechenden Verhältnissen umgekehrt zur Quelle humaner Entwicklung umschlagen muß.“ [S. 514]

Nachdem uns Marx diese Ausblicke in die Zukunft eröffnet, dürfen wir wohl versöhnt dem System der Maschinerie und Großindustrie gegenüberstehen. So unermeßlich auch die Leiden sind, die es auf die arbeitenden Klassen wälzt, so sind sie wenigstens nicht vergeblich. Wir wissen, daß auf dem Felde der Arbeit, das mit Millionen von Proletarierleichen gedüngt worden, eine neue Saat aufsprießen wird, eine höhere Gesellschaftsform. Die Maschinenproduktion bildet die Grundlage, auf der ein neues Geschlecht erstehen wird, fern von der einseitigen Beschränktheit des Handwerks und der Manufaktur, nicht der Sklave der Natur, wie der Mensch des urwüchsigen Kommunismus, nicht geistige und körperliche Kraft und Schönheit mit der Unterdrückung rechtloser Sklavenherden erkaufend, wie das klassische Altertum; ein Geschlecht, harmonisch entwickelt, lebensfreudig und genußfähig, Herr der Erde und der Naturkräfte, alle Mitglieder des Gemeinwesens in brüderlicher Gleichheit umfassend.

III. Abschnitt · Arbeitslohn und Kapitaleinkommen

Erstes Kapitel · Der Arbeitslohn

1. Größenwechsel von Preis der Arbeitskraft und Mehrwert

Wir haben im zweiten Abschnitt vorwiegend die *Produktion des Mehrwertes* behandelt. Jetzt wenden wir uns zunächst zu den Gesetzen des *Arbeitslohnes*. Die Einleitung dazu und den Übergang vom zweiten zum dritten Abschnitt, gewissermaßen auf den Gebieten beider stehend, bildet die Untersuchung der Größenwechsel des Preises der Arbeitskraft und des Mehrwertes, bewirkt durch die Veränderungen dreier Faktoren, die wir bereits im zweiten Abschnitt kennengelernt; nämlich 1. die *Länge des Arbeitstages*, 2. die normale *Intensität der Arbeit* und 3. deren *Produktivkraft*.

Diese drei Faktoren können in der mannigfaltigsten Weise wechseln und sich ändern, bald einer allein, bald zwei, bald wieder alle drei, einmal der eine in dem, ein andermal in einem anderen Grade. Es würde natürlich zu weit führen, alle die Kombinationen, die sich daraus ergeben, zu untersuchen; bei einigem Nachdenken kann man sie selbst entwickeln, sobald die Hauptkombinationen gegeben sind. Nur diese seien hier dargestellt. Wir untersuchen die Änderungen, die sich in der verhältnismäßigen Größe des Mehrwertes und des Preises der Arbeitskraft ergeben, wenn je einer der drei Faktoren sich ändert, die beiden anderen unverändert bleiben.

a. *Die Größe des Arbeitstages und die Intensität der Arbeit bleiben unverändert, die Produktivkraft der Arbeit ändert sich.* Die Produktivkraft der Arbeit hat wohl Einfluß auf die Masse der Produkte, die in einer bestimmten Zeiteinheit erzeugt werden, nicht aber auf die Wertgröße dieser Produktenmasse. Wenn infolge einer Erfindung der Baumwollspinner instand gesetzt wird, in einer Stunde 6 Pfund Baumwolle zu verspinnen, indes er bis dahin in einer Stunde nur 1 Pfund verspannt, so wird er jetzt in einer Stunde sechsmal so viel Garn erzeugen, wie früher, aber denselben Wert. Aber der Wert, den er einem Pfund Baumwolle zusetzt, indem er sie durch seine Arbeit in Garn verwandelt, ist jetzt ein sechsfach geringerer. Diese Wertsenkung wirkt auf den Wert der Lebensmittel des Arbeiters, z. B. seiner Kleidungsstücke, zurück. Der Wert der Arbeitskraft sinkt und um die gleiche Größe steigt der Mehrwert. Bei einem Sinken der Produktivkraft der Arbeit findet natürlich das Umgekehrte statt. Die Zu- oder Abnahme des Mehrwertes ist stets *Folge* und nie *Ursache* der entsprechenden Zu- oder Abnahme des Wertes der Arbeitskraft. Es hängt von mancherlei Umständen, namentlich von der Widerstandskraft der Arbeiterklasse ab, ob und inwieweit dem Sinken des Wertes der Arbeitskraft ein Sinken ihres Preises entspricht. Nehmen wir an, daß infolge der Vermehrung der Produktivkraft der Arbeit der Tageswert der Arbeitskraft vielleicht von 3 Mark auf 2 falle, ihr Preis aber nur auf 2 Mark 50 Pfennig. Betrag der tägliche Mehrwert auf einen Arbeiter früher auch 3 Mark, so würde er jetzt nicht auf 4 Mark, sondern zur großen Entrüstung des Kapitalisten nur auf 3 Mark 50 Pfennig steigen. Zum Glück für ihn tritt ein solcher Fall selten ein. Dieser setzt nicht nur große Widerstandskraft der Arbeiter voraus, sondern auch, daß die beiden anderen Faktoren unveränderlich sind — die Länge des Arbeitstages und die Intensität der Arbeit. Der Einfluß von Änderungen dieser beiden wird von den Ökonomen nach dem Vorgang Ricardos übersehen. Betrachten wir nun die Wirkung jeder dieser letzteren Änderungen.

b. Arbeitstag und Produktivkraft der Arbeit ändern sich nicht, die Intensität der Arbeit ändert sich. Intensiver arbeiten, heißt, mehr Arbeit in derselben Zeit verausgaben, also in demselben Zeitraum mehr Wert schaffen. Wenn der Baumwollspinner, ohne daß die Produktivkraft der Arbeit sich ändert, infolge angestrenzter Arbeit, in einer Stunde $1\frac{1}{2}$ Pfund Baumwolle verspinnt, anstatt 1 Pfund, wie früher, so erzeugt er in einer Stunde auch um die Hälfte mehr Wert, als früher. Erzeugte er früher einen Wert von 6 Mark in 12 Stunden, so jetzt in derselben Zeit einen Wert von 9 Mark. War früher der Preis seiner Arbeitskraft 3 Mark, und steigt er jetzt auf 4 Mark, so steigt trotzdem gleichzeitig auch der Mehrwert, nämlich von 3 auf 5 Mark. Es ist also nicht wahr, wie oft behauptet wird, daß ein Steigen des Preises der Arbeitskraft nur auf Kosten des Mehrwertes möglich sei. Dies gilt nur für den ersten von uns betrachteten Fall; es gilt nicht für den eben erwähnten. Nebenbei sei bemerkt, daß die Preissteigerung der Arbeitskraft in diesem, dem zweiten Fall, nicht immer ein Steigen über ihren Wert bedeuten muß. Wenn die Preissteigerung ungenügend ist, die schnellere Abnutzung der Arbeitskraft wettzumachen, die aus der größeren Intensität der Arbeit naturnotwendig folgt, dann *fällt* in Wirklichkeit der Preis der Arbeitskraft unter ihren Wert.

Die Intensität der Arbeit ist bei verschiedenen Nationen verschieden. „Der intensivere Arbeitstag der einen Nation stellt sich in höherem Geldausdruck dar, als der minder intensive der anderen.“ [S. 548]

In den englischen Fabriken ist der Arbeitstag in der Regel kürzer, als in den deutschen, aber eben deswegen ist in den ersteren die Arbeit viel intensiver, so daß der englische Arbeiter in der Arbeitsstunde größeren Wert erzeugt, als sein Kollege in Deutschland. „Größere gesetzliche Verkürzung des Arbeitstages in den kontinentalen Fabriken“, sagt Marx, „wäre das unfehlbarste Mittel zur Verminderung dieser Differenz zwischen der kontinentalen und der englischen Arbeitsstunde.“ [ebd.]

c. Produktivität und Intensität der Arbeit bleiben unverändert, der Arbeitstag ändert sich. Dies kann nach zwei Richtungen hin geschehen: 1. *Er wird verkürzt.* Der Wert der Arbeitskraft wird dadurch nicht berührt; die Verkürzung geschieht auf Kosten des Mehrwertes. Will der Kapitalist diesen nicht beschnitten sehen, dann muß er den Preis der Arbeitskraft *unter* ihren Wert herabdrücken. Dieser Fall wird von den Gegnern des Normalarbeitstages gerne ins Feld geführt. Ihre Argumentation gilt jedoch nur dann, wenn Intensität und Produktivität der Arbeit unverändert bleiben. In Wirklichkeit ist aber stets eine Verkürzung der Arbeitszeit entweder Ursache oder Wirkung einer Vermehrung der Intensität und Produktivität der Arbeit. 2. *Der Arbeitstag wird verlängert.* Die Folgen dieser Änderung haben den Kapitalisten noch sehr wenig Kopfschmerzen verursacht. Es steigt die Wertsumme der während des Arbeitstages erzeugten Produktenmasse und der Mehrwert. Der Preis der Arbeitskraft kann auch steigen. Aber hier, wie bei der Vergrößerung der Intensität der Arbeit, kann die Preissteigerung tatsächlich einen Fall unter den Wert bedeuten, wenn sie nicht der vermehrten Abnutzung der Arbeitskraft die Wage hält.

Die unter a, b und c betrachteten Fälle dürften selten in voller Reinheit eintreten. In der Regel wird die Veränderung des einen der drei Faktoren auch Veränderungen in den anderen nach sich ziehen. Marx untersucht unter anderem den Fall, wenn Intensität und Produktivität der Arbeit wachsen und gleichzeitig der Arbeitstag verkürzt wird, und legt die Grenze dar, bis zu welcher der Arbeitstag verkürzt werden könnte. Unter der kapitalistischen Produktionsweise kann der Arbeitstag nicht auf das Maß der zur Erhaltung des Arbeiters notwendigen Arbeitszeit verkürzt werden. Das hieße den Mehrwert, die Grundlage des Kapitalismus, beseitigen.

Die Beseitigung der kapitalistischen Produktionsweise würde erlauben, den Arbeitstag auf die notwendige Arbeitszeit zu beschränken. Unter sonst gleichen Umständen würde jedoch, sobald die kapitalistische Produktionsweise beseitigt, das Bedürfnis vorhanden sein, die notwendige Arbeitszeit zu *verlängern*. Einmal, weil die Lebensansprüche des Arbeiters wachsen würden, dann,

weil die Anhäufung eines Fonds zur Fortführung und Erweiterung der Produktion in das Gebiet der notwendigen Arbeit fiele, während sie heute dem Mehrwert zukommt.

Aber auf der anderen Seite würde mit der Verkürzung des Arbeitstages die Intensität der Arbeit wachsen. Das System der gesellschaftlich organisierten Arbeit würde zur Ökonomisierung der Produktionsmittel und Beseitigung jeder nutzlosen Arbeit führen.

„Während die kapitalistische Produktionsweise in jedem individuellen Geschäfte Ökonomie erzwingt, erzeugt ihr anarchisches System der Konkurrenz die maßloseste Verschwendung der gesellschaftlichen Produktionsmittel und Arbeitskräfte, neben einer Unzahl jetzt unentbehrlicher, aber an und für sich überflüssiger Funktionen.“

„Intensität und Produktivkraft der Arbeit gegeben“, fährt Marx fort, „ist der zur materiellen Produktion notwendige Teil des gesellschaftlichen Arbeitstages um so kürzer, der für freie, geistige und gesellschaftliche Betätigung der Individuen eroberte Zeitteil also um so größer, je gleichmäßiger die Arbeit unter alle werkfähigen Glieder der Gesellschaft verteilt ist, je weniger eine Gesellschaftsschicht die Naturnotwendigkeit der Arbeit von sich selbst ab- und einer anderen Schicht zuwälzen kann. Die absolute Grenze für die Verkürzung des Arbeitstages ist nach dieser Seite hin die Allgemeinheit der Arbeit. In der kapitalistischen Gesellschaft wird freie Zeit für eine Klasse produziert durch Verwandlung aller Lebenszeit der Massen in Arbeitszeit.“ [S. 552]

2. Verwandlung des Preises der Arbeitskraft in den Arbeitslohn

Wir haben bisher vom *Wert und Preis der Arbeitskraft* und dessen Verhältnis zum Mehrwert gehandelt. Was aber auf der Oberfläche der Gesellschaft als Arbeitslohn zutage tritt, das erscheint nicht als der Preis der *Arbeitskraft*, sondern als der Preis der *Arbeit*.

„Wenn man Arbeiter fragte: ‚Wie hoch ist Ihr Arbeitslohn?‘ so würden sie antworten, dieser: ‚Ich erhalte 1 Mark für den Arbeitstag von meinem Bourgeois‘, jener: ‚ich erhalte 2 Mark‘ usw. Nach den verschiedenen Arbeitszweigen, denen sie angehören, würden sie verschiedene Geldsummen angeben, die sie für eine bestimmte Arbeitszeit oder für die Herstellung einer bestimmten Arbeit, z. B. für das Weben einer Elle Leinwand oder für das Setzen eines Druckbogens von ihrem jeweiligen Bourgeois erhalten. Trotz der Verschiedenheit ihrer Angaben werden sie alle in dem Punkte übereinstimmen: der Arbeitslohn ist die Summe Geldes, die der Kapitalist für eine bestimmte Arbeitszeit oder für eine bestimmte Arbeitslieferung zahlt.“ [MEW 6, S. 398f]²⁶

Der Preis einer Ware ist ihr in Geld ausgedrückter Wert. Hat die Arbeit einen Preis, so muß sie auch einen Wert haben, kalkulierten demnach die Ökonomen. Wie groß ist aber ihr Wert? Er wird, wie der jeder anderen Ware, bestimmt durch die zu ihrer Herstellung notwendige Arbeitszeit. Wie viel Arbeitsstunden sind notwendig, um die Arbeit von 12 Stunden herzustellen? Offenbar 12 Stunden.

Wird hiernach die Arbeit zu ihrem vollen Wert bezahlt, dann erhält der Arbeiter ebensoviel an Arbeitslohn, als er dem Produkt an Wert zusetzt: wir stehen somit am Ende dieser Kalkulation vor der Alternative, entweder die Lehre vom Mehrwert als falsch anzuerkennen, oder die Lehre vom Wert, oder beide, und damit das Rätsel der kapitalistischen Produktion für unlösbar zu erklären. Die klassische bürgerliche Ökonomie, die ihren Höhepunkt in Ricardo fand, ist an diesem Widerspruch gescheitert, die Vulgärökonomie, die es sich nicht zur Aufgabe macht, die moderne

²⁶ Marx, **Lohnarbeit und Kapital**. [MEW 6, S. 397-423.]

Produktionsweise zu *erforschen*, sondern sie zu *rechtfertigen* und rosig auszumalen, hat diesen Widerspruch zu ihren schönsten Trugschlüssen benutzt.

Marx hat sie alle zunichte gemacht, indem er den Unterschied zwischen *Arbeit* und *Arbeitskraft*, die beide von den Ökonomen untereinander geworfen waren, klar feststellte.

1847 hatte Marx diese fundamentale Entdeckung noch nicht gemacht. In seinem „**Elend der Philosophie**“, wie in seinen Artikeln über „**Lohnarbeit und Kapital**“ spricht er noch vom Wert der Arbeit, der ihm unvermerkt zum Wert der Arbeitskraft wird. Unsere Ökonomen haben aber die Bedeutung der Scheidung von Arbeitskraft und Arbeit so wenig verstanden, daß sie beide Begriffe auch heute noch durcheinander werfen, und daß sie mit Vorliebe von einer Marx-Rodbertusschen Werttheorie sprechen, obgleich Rodbertus die Ricardosche Werttheorie mit ihrer Verwechslung von Arbeit und Arbeitskraft und ihren daraus folgenden Widersprüchen unbesehen übernommen hat, indes Marx in diesem und noch anderen Punkten von grundlegender Bedeutung (wir erinnern an die Beschränkung der wertbildenden Arbeit auf gesellschaftlich notwendige Arbeit, die Scheidung von allgemeiner wertbildender und besonderer, Gebrauchswerte schaffender Arbeit usw.) sie ihrer Widersprüche entkleidet, und aus der Ricardoschen Lehre erst eine wirkliche, ausreichende und fest begründete Werttheorie gemacht hat.

Marx hat zuerst nachgewiesen, daß die *Arbeit* keine Ware ist, und demnach auch keinen Warenwert besitzt, obwohl sie die Quelle und das Maß aller Warenwerte ist. Was auf dem Markt erscheint, ist der Arbeiter, der seine Arbeitskraft feil bietet. Die Arbeit entsteht durch den Konsum der Ware Arbeitskraft, wie eine gewisse Seligkeit durch den Konsum der Ware Champagner erzeugt wird. So wie der Kapitalist den Champagner kauft, aber nicht die Seligkeit, die dieser erzeugt, so kauft er die Arbeitskraft, nicht die Arbeit.

Aber die Arbeitskraft ist eine Ware eigentümlicher Art; sie wird erst bezahlt, nachdem sie konsumiert wurden; erst nach getaner Arbeit erhält der Arbeiter seinen Lohn.

Die *Arbeitskraft* wird gekauft, aber anscheinend wird die *Arbeit* bezahlt. Der Arbeitslohn kommt nicht zur Erscheinung als Preis der Arbeitskraft. Dieser macht eine Verwandlung durch, ehe er als Arbeitslohn aus der Tasche des Kapitalisten ans Licht der Welt gelangt, er präsentiert sich uns als Preis der Arbeit.

Wie diese Verwandlung vor sich geht, und welches ihre Folgen, haben die Ökonomen vor Marx natürlich nicht wissenschaftlich untersuchen können, da sie den Unterschied im Preis der Arbeitskraft und der Arbeit nicht erkannt hatten. Marx hat uns also die erste streng wissenschaftliche Theorie des Arbeitslohnes gegeben. Die zwei Grundformen des Arbeitslohnes sind der *Zeitlohn* und der *Stücklohn*.

3. Der Zeitlohn

Wir wissen, daß der Tageswert der Arbeitskraft unter bestimmten Umständen ein bestimmter ist. Nehmen wir an, der Tageswert der Arbeitskraft betrage 2 Mark 40 Pfennig, und der *gewohnheitsmäßige* Arbeitstag sei 12 Stunden. Wir nehmen hier, wie immer in diesem Buche, wo es nicht anders bemerkt, an, daß Wert und Preis der Arbeitskraft wie der anderen Waren sich decken. Der Preis der Arbeit von 12 Stunden erscheint daher = 2 Mark 40 Pfennig, und der Preis der Arbeit einer Stunde = 20 Pfennig. Der so gefundene Preis der Arbeitsstunde dient als Einheitsmaß für den Preis der Arbeit.

Wir finden also den Preis der Arbeit, wenn wir den Tageswert der Arbeitskraft durch die Zahl der Arbeitsstunden des *gewohnheitsmäßigen* Arbeitstages dividieren.

Der Preis der Arbeit und der Tages- oder Wochenlohn können sich in verschiedener Richtung bewegen. Nehmen wir an, die Arbeitszeit steige von 12 auf 15 Stunden — und gleichzeitig sinke der Preis der Arbeit von 20 auf 18 Pfennig. Der Taglohn wird jetzt 2 Mark 70 Pfennig betragen, er wird gestiegen sein, trotzdem gleichzeitig der Preis der Arbeit gesunken.

Der Preis der Arbeit hängt ab, wie eben gesagt, vom Tageswert der Arbeitskraft und von der Länge des *gewohnheitsmäßigen Arbeitstages*.

Wenn nun infolge außerordentlicher Ereignisse, z. B. einer Krise, der Kapitalist, weil seine Waren unverkäuflich sind, die Arbeitszeit einschränkt, etwa nur halbe Zeit arbeiten läßt, so erhöht er den Preis der Arbeit nicht entsprechend. Beträgt dieser 20 Pfennig, so wird der Arbeiter bei sechsstündiger Arbeitszeit nur 1 Mark 20 Pfennig verdienen, obgleich der Tageswert seiner Arbeitskraft weit höher, nach unserer Annahme 2 Mark 40 Pfennig.²⁷

Haben wir früher in der *Verlängerung* des Arbeitstages eine Quelle von Leiden für den Arbeiter gesehen, so hier eine neue Quelle in seiner vorübergehenden *Verkürzung*.

Die Kapitalisten nehmen daraus Ursache, so oft es sich um gesetzliche Verkürzung des Arbeitstages handelt, gegen denselben ihr Mitgefühl für die armen Arbeiter ins Feld zu führen. „Wir sind ohnehin schon gezwungen, die erbärmlichsten Hungerlöhne für fünfzehnstündige Arbeit zu zahlen!“ rufen sie, „jetzt wollt Ihr die Arbeitszeit auf zehn Stunden verkürzen und dadurch den hungernden Arbeitern noch ein Drittel ihres Lohnes wegnehmen? Gegen solche Barbarei müssen wir energisch protestieren!“ Die edlen Menschenfreunde vergessen, daß der *Preis der Arbeit* steigt, wenn die Länge des *gewohnheitsmäßigen* Arbeitstages abnimmt; der Preis der Arbeit ist um so höher, je höher der Tageswert der Arbeitskraft und je *geringer* die Länge des *gewohnheitsmäßigen* Arbeitstages. *Vorübergehende* Verkürzung des Arbeitstages *senkt* den Lohn, *dauernde* Verkürzung *hebt* ihn. Das hat man unter anderem in England gesehen. Nach dem Bericht der Fabrikinspektoren vom April 1860 ist in den zwanzig Jahren von 1839-1859 der Arbeitslohn in den dem zehnstündigen Normalarbeitstag unterworfenen Fabriken *gestiegen*, in den Fabriken, in denen 14-15 Stunden lang gearbeitet wurde, *gesunken*. Zahlreiche Erfahrungen bis in die neueste Zeit hinein bestätigen diese Regel.

Dauernde Verlängerung der Arbeitszeit senkt den Preis der Arbeit. Umgekehrt zwingt ein niedriger Preis der Arbeit den Arbeiter, sich einer Verlängerung des Arbeitstages zu unterwerfen, um sich einen auch nur kümmerlichen Tageslohn zu sichern. Niedriger Preis der Arbeit und lange Arbeitszeit haben aber auch die Tendenz, sich zu befestigen. Die Kapitalisten erniedrigen den Lohn und verlängern die Arbeitszeit, um ihre Profite zu vergrößern. Aber ihre Konkurrenz untereinander zwingt sie schließlich, im entsprechenden Maße die Preise der Waren herabzusetzen. Der Extraprofit, der durch Verlängerung des Arbeitstages und Erniedrigung des Lohnes erzielt worden, verschwindet jetzt, die niedrigen Preise aber bleiben und wirken als Zwangsmittel, den Lohn bei übermäßiger Arbeitszeit auf der erreichten niedrigen Stufe zu halten. Die Kapitalisten haben keinen dauernden Vorteil, die Arbeiter aber einen dauernden Nachteil davon. Die gesetzliche Fixierung des Normalarbeitstages bietet für diese Entwicklung eine kräftige Schranke.

Noch andere wohlthätige Wirkungen des Normalarbeitstages sind hier zu nennen.

Es kommt in gewissen Arbeitszweigen vor, daß der Kapitalist sich nicht zur Zahlung eines bestimmten Wochen- oder Taglohnes verpflichtet, sondern den Arbeiter nach Arbeitsstunden entlohnt. Der Arbeiter muß den ganzen Tag zur Verfügung des Kapitalisten sein, aber es steht in dessen Belieben, ihn einmal übermäßig, das andere Mal nur während weniger Stunden zu beschäftigen. Der Preis der Arbeit wird aber nach der Länge des gewohnheitsmäßigen Arbeitstages bestimmt. Der Kapitalist bekommt so bei Bezahlung des „normalen“ Preises der Arbeit die Verfügung über die ganze Arbeitskraft des Arbeiters, ohne ihm den ganzen Wert seiner Arbeitskraft zu zahlen; an den Tagen, wo er ihn unter der normalen Zahl von Arbeitsstunden beschäftigt, tritt das klar zutage; es gilt aber auch für die Zeit, wo er ihn über diese normale Zeit hinaus beschäftigt.

²⁷ Der Preis der Arbeit kann gleichzeitig auch noch sinken, aber es würde dies keine Folge der Einschränkung der Arbeitszeit sein, sondern größeren Angebots von Arbeitskräften usw., Erscheinungen, die wir hier nicht zu behandeln haben. Man muß bei diesen Untersuchungen immer im Auge behalten, daß es sich bisher um die *Grundlagen* der Erscheinungen der kapitalistischen Produktionsweise handelt, nicht um ihr *Gesamtbild*.

Der Wert der in jeder Arbeitsstunde ausgegebenen Arbeitskraft ist nämlich nicht der gleiche. Die in den ersten Stunden des Arbeitstages ausgegebene Arbeitskraft ist leichter zu ersetzen, als die in den letzten Stunden verwendete. Der Wert der in der ersten Arbeitsstunde verausgabten Arbeitskraft ist daher geringer, als der in der zehnten oder zwölften Stunde verausgabten — obgleich der Gebrauchswert der letzteren viel geringer sein kann, als der der ersteren. — Dem entsprechend hat sich auch naturwüchsig, nicht auf Grund physiologischer und ökonomischer Einsicht, in vielen Betrieben die Gewohnheit herausgebildet, den Arbeitstag bis zu einem gewissen Punkt als „normal“ und die Arbeitszeit darüber hinaus als *Überzeit* anzusehen, die besser bezahlt wird, freilich oft in lächerlich geringem Grade.

Die oben erwähnten Kapitalisten, die den Arbeiter nach der Stunde beschäftigen, sparen die höhere Vergütung der Überzeit.

Der Unterschied zwischen dem „normalen“ Arbeitstag der oben erwähnten Art und der Überzeit ist nicht etwa so aufzufassen, als ob der Preis der Arbeit während des normalen Arbeitstages den normalen Lohn darstellte, und in der Überzeit ein Zuschußlohn bezahlt würde, der über den Tageswert der Arbeitskraft hinaus ginge. Es gibt Fabriken, in denen jahraus, jahrein Überzeit gearbeitet wird. Der „normale“ Lohn wird da so niedrig gestellt, daß der Arbeiter von ihm allein nicht existieren kann und *gezwungen* ist, Überzeit zu arbeiten. Der „normale“ Arbeitstag ist, wo regelmäßig Überzeit gearbeitet wird, nur ein Teil des wirklichen Arbeitstages und der „normale“ Lohn nur ein Teil des zur Erhaltung des Arbeiters notwendigen Lohns. Die bessere Bezahlung der Überzeit ist oft nur ein Mittel, den Arbeiter zu bewegen, einer Verlängerung des Arbeitstages zuzustimmen. Diese entspricht aber, wie wir gesehen, einem Sinken im Preise der Arbeit.

Der Normalarbeitstag hat die Tendenz, allen diesen Handhaben der Lohnsenkung einen kräftigen Riegel vorzuschieben.

4. Der Stücklohn

Der Zeitlohn ist die verwandelte Form des Preises der Arbeitskraft; der Stücklohn ist eine verwandelte Form des Zeitlohns.

Nehmen wir an, der gewöhnliche Arbeitstag betrage 12 Stunden, der Tageswert der Arbeitskraft 2 Mark 40 Pfennig, ein Arbeiter verfertige durchschnittlich täglich 24 Stück eines gewissen Artikels — in kapitalistischen Betrieben setzt man bald erfahrungsgemäß fest, welche Leistung ein Arbeiter bei durchschnittlicher Geschicklichkeit und Intensität in einem Arbeitstag zustande bringt. Ich kann den Arbeiter im Tagelohn beschäftigen, zu einem Preis von 20 Pfennigen per Stunde; ich kann ihn aber auch für jedes von ihm gelieferte Stück bezahlen, per Stück mit 10 Pfennigen. In letzterem Falle ist der Lohn Stücklohn.

Die Grundlage des Stücklohnes ist, wie man sieht, der Tageswert der Arbeitskraft und die gewohnheitsmäßige Länge des Arbeitstages, wie beim Zeitlohn. Dem *Anschein* nach ist freilich der Stücklohn durch die Leistung des Produzenten bestimmt; der Schein schwindet jedoch, wenn man weiß, daß der Stücklohn entsprechend herabgesetzt wird, sobald die Produktivität der Arbeit steigt. Wenn ein Arbeiter zur Herstellung eines Stückes des Artikels unseres obigen Beispiels durchschnittlich nicht mehr eine halbe, sondern nur noch eine Viertelstunde braucht — vielleicht infolge der Verbesserung einer Maschine — so wird der Kapitalist, alle anderen Verhältnisse gleichbleibend angenommen, ihm nicht mehr 10 Pfennige, sondern nur noch 5 Pfennige per Stück bezahlen.

Es kommen aber oft genug Fälle vor, und jedem, der sich mit Arbeiterangelegenheiten beschäftigt, werden solche bekannt sein, daß einzelnen Arbeitern oder Arbeitergruppen, die, vom Glück begünstigt, einmal ein ungewöhnlich großes Quantum von Produkten lieferten, der für den speziellen Fall akkordierte Stücklohn willkürlich beschnitten wurde, mit der Motivierung, die Lohnsumme übersteige zu sehr die gewöhnliche Lohnhöhe. Deutlicher kann wohl nicht gesagt

werden, daß der Stücklohn nur eine verwandelte Form des Zeitlohnes ist, eine Form, die der Kapitalist freiwillig nur dann anwendet, wenn sie ihm vorteilhafter dünkt, als der unverwandelte Zeitlohn.

In der Regel bietet der Stücklohn für den Kapitalisten allerdings große Vorteile. In der Form des Zeitlohns bezahlt der Kapitalist die Arbeitskraft in der Form der von ihr gelieferten *Arbeitsmenge*; im Stücklohn bezahlt er sie in der Form des *Produkts*. Er kann sich also darauf verlassen, daß der Arbeiter in seinem eigenen Interesse in jeder Arbeitsstunde auch ohne äußeren Antrieb das möglichst große Quantum Produkte liefert. Er kann viel leichter kontrollieren, ob der Arbeiter ein Produkt von durchschnittlicher Güte geliefert hat. Der geringste Makel wird da Ursache und sehr oft auch nur Vorwand zu Lohnabzügen, ja mitunter zu förmlichen Prellereien der Arbeiter.

Die Aufsicht des Kapitalisten und seiner Vertreter über die Arbeiter wird daher beim Stücklohn zum großen Teil überflüssig, der Kapitalist erspart diese Arbeit und deren Kosten. Der Stücklohn ermöglicht in gewissen Industriezweigen sogar, daß die Arbeiter zu Hause arbeiten, wodurch für den Kapitalisten eine Menge von Anlage- und Betriebskosten (für Heizung, Beleuchtung, Grundrente usw.) erspart werden und damit ein Teil von Kapital für ihn verfügbar wird, das er sonst hätte festlegen müssen. In Gewerben, in denen die Hausarbeit verbreitet ist, z. B. Schneiderei oder Schuhmacherei, kommt es vor, daß Meister und Arbeitszubegehör *Miete* verlangen! Die Arbeiter müssen das Vergnügen, sich unter dem „Auge des Herrn“ schinden zu dürfen, noch extra teuer bezahlen.

Das persönliche Interesse des Arbeiters treibt diesen unter dem Stücklohnsystem dazu, so intensiv und so lange als möglich zu arbeiten, um seinen Tag- oder Wochenlohn so viel als möglich zu steigern. Er sieht nicht, daß seine Überarbeit ihn nicht nur körperlich ruiniert — Akkordarbeit ist Mordarbeit, sagt das Sprichwort — sondern auch den Preis seiner Arbeit zu senken strebt. Und wenn er das einsieht, so ist er doch nicht imstande, sich dem Zwangsgesetze der Konkurrenz mit seinen Mitarbeitern zu entziehen. Diese Konkurrenz der Arbeiter gegeneinander und der Schein der Freiheit und Selbständigkeit, den die Stückerarbeit erweckt, vielfach auch ihre Isolierung von einander (bei der Hausarbeit) erschwert sehr die Organisation und das einmütige Vorgehen dieser Arbeiter.

Und noch andere Nachteile für den Arbeiter führt das Stücklohn-System mit sich! So erlaubt es z. B. das Dazwischenschieben von Schmarotzerexistenzen zwischen den Arbeiter und den Kapitalisten, Mittelspersonen, die davon leben, daß sie von dem Arbeitslohn, den der Kapitalist zahlt, ein erkleckliches Stück für sich abziehen. Das Stücklohn-System macht es aber auch möglich, daß der Kapitalist dort, wo die Arbeit von Arbeitergruppen betrieben wird, nur mit den Führern der Gruppen Kontrakte wegen der Lieferung der Produkte zu einem gewissen Preis per Stück abschließt, und es diesen überläßt, ihre Unterarbeiter nach eigenem Ermessen zu bezahlen. „Die Ausbeutung der Arbeiter durch das Kapital verwirklicht sich hier vermittelt der Ausbeutung des Arbeiters durch den Arbeiter.“ [S. 577]

So nachteilig der Stücklohn für den Arbeiter, so vorteilhaft für den Kapitalisten. Der Stücklohn ist auch die der kapitalistischen Produktionsweise entsprechende Form des Arbeitslohnes. Er war im zünftigen Handwerk nicht ganz unbekannt. In größerem Maßstabe ist er aber erst während der Manufakturperiode zur Anwendung gekommen. Er diente in der Zeit des Aufkommens der großen Industrie als einer der wichtigsten Hebel zur Verlängerung der Arbeitszeit und Senkung des Arbeitspreises.

5. Nationale Verschiedenheit der Arbeitslöhne

Wir haben eine Reihe von Kombinationen gesehen, denen der Wert und der Preis der Arbeitskraft und dessen Verhältnis zum Mehrwert unterliegen, bedingt durch Veränderungen in der Länge des Arbeitstages, der Intensität und der Produktivität der Arbeit. Gleichzeitig mit dieser Bewegung

geht eine andere, diese durchkreuzende, vor sich in der Masse der Lebensmittel, in der der Preis der Arbeitskraft sich realisiert. Alle diese Veränderungen bedingen auch Veränderungen in der verwandelten Form des Preises der Arbeitskraft, im Arbeitslohn. So ist der Arbeitslohn in einem Lande in beständiger Bewegung und zu verschiedenen Zeiten verschieden. Dieser zeitlichen Verschiedenheit entspricht auch eine räumliche. Jedermann weiß, daß die Löhne in Amerika höher sind, als in Deutschland, in Deutschland höher als in Polen.

Die Vergleichung der Löhne verschiedener Nationen ist jedoch nicht ganz einfach.

„Beim Vergleich nationaler Arbeitslöhne“, sagt Marx, „sind alle den Wechsel in der Wertgröße bestimmenden Momente zu erwägen, Preis und Umfang der natürlichen und historisch entwickelten ersten Lebensbedürfnisse, Erziehungskosten des Arbeiters, Rolle der Weiber- und Kinderarbeit, Produktivität der Arbeit, ihre extensive und intensive Größe. Selbst die oberflächlichste Vergleichung erheischt, zunächst den Durchschnittstageslohn für dieselben Gewerbe in verschiedenen Ländern auf gleich große Arbeitstage zu reduzieren. Nach solcher Ausgleichung der Tageslöhne muß der Zeitlohn wieder in Stücklohn übersetzt werden, da nur der letztere ein Gradmesser sowohl für die Produktivität als die intensive Größe der Arbeit.“ [S. 583]

Der *absolute Preis der Arbeit* kann bei einer Nation verhältnismäßig sehr hoch stehen und doch der *verhältnismäßige Arbeitslohn*, das heißt der Arbeitspreis verglichen mit dem Mehrwert oder dem Wert des Gesamtprodukts, und der *wirkliche Lohn*, das heißt die Menge der dem Arbeiter für den Lohn erreichbaren Lebensmittel, sehr niedrig sein.

Bei Nationen, bei denen die kapitalistische Produktionsweise mehr entwickelt, ist die Produktivität und Intensität der Arbeit eine größere als bei solchen, die in der Entwicklung dieser Produktionsweise zurückgeblieben. Auf dem Weltmarkt gilt aber die produktivere nationale Arbeit, gleich der intensiveren, als größeren Wert bildend.

Nehmen wir an, in Rußland verspinne ein Baumwollspinner, schlecht genährt und entwickelt, überangestrengt, mit schlechten Maschinen arbeitend, in einer Stunde durchschnittlich 1 Pfund Baumwolle; ein englischer Spinner dagegen 6 Pfund; 1 Pfund russisches Garn wird deswegen auf dem Weltmarkt nicht größeren Wert haben, als ein Pfund englisches. Die Spinnarbeit in England erzeugt daher in derselben Zeit mehr Wert, als die in Rußland; der Wert ihres Produkts während der gleichen Zeit verkörpert sich in England in einer größeren Menge Gold, als in Rußland, Es kann demnach der Geldausdruck des Lohnes in einem kapitalistisch entwickelten Lande höher stehen, als in einem unentwickelten und doch der Preis der Arbeit im Verhältnis zum Mehrwert ein viel niedrigerer sein, weil eben der Wert des Gesamtprodukts ein höherer.

Aber in dem Lande, in dem die Produktivität der Arbeit eine größere, ist auch der Wert des Geldes ein geringerer. Es kann demnach der Preis der Arbeitskraft ein höherer sein, ohne daß der Arbeiter imstande ist, mit seinem höheren Lohn mehr Lebensmittel zu kaufen.

Bei großen Unternehmungen außerhalb Englands, z. B. Eisenbahnbauten in Asien, waren die englischen Unternehmer gezwungen, neben billigen einheimischen auch teure englische Arbeiter anzuwenden. Die Erfahrung hat bei diesen und ähnlichen Gelegenheiten gelehrt, daß die anscheinend teuerste Arbeit in Wirklichkeit die billigste ist, im Verhältnis zur Arbeitsleistung und zum Mehrwert.

Die russische Industrie mit den elendesten Löhnen und der unbeschränktesten Ausbeutung der Arbeit fristet nur mit Hilfe der Prohibitivzölle ein erbärmliches Dasein. Sie kann nicht konkurrieren mit der englischen Industrie, die mit verhältnismäßig hohen Löhnen und kurzer Arbeitszeit, mit zahlreichen Beschränkungen der Frauen- und Kinderarbeit, Gesundheitsvorschriften usw. produziert. Der *absolute* Preis der russischen Arbeit, ihr Ausdruck in Geld, ist niedrig. Ihr *relativer* Preis im Verhältnis zum Wert ihres Produktes auf dem Weltmarkt, ist *hoch*.

Zweites Kapitel · Das Kapitaleinkommen

Wir haben gesehen, wie aus Geld Kapital wird und wie der Lohnarbeiter durch seine Arbeit nicht nur den Wert des für die nötigen Produktionsmittel verausgabten Kapitalteils erhält, sondern auch neuen Wert schafft, der gleich ist dem Wert seiner Arbeitskraft plus einem Mehrwert.

Die Bewegung des Kapitals ist jedoch mit dem Erscheinen des Mehrwertes nicht abgeschlossen. Sowie die Ware ihren Beruf verfehlt hat, die sich nicht in Geld verwandelt, so auch der Mehrwert, der ja zunächst ebenfalls in einer bestimmten Warenmenge, im Mehrprodukt, feststeckt. Nachdem der Mehrwert in Form von Mehrprodukt *produziert* worden, heißt es, seinen Wert in Geld *realisieren*, die produzierten Waren an den Mann bringen. Auf dem Weg zur Realisierung begegnen dem Mehrwert, wie jedem anderen Wert, eine Menge von Abenteuern, teils lustiger, teils trauriger Natur. Heute wird er zu einem übermäßig hohen Preis realisiert, morgen zu einem unverhältnismäßig niedrigen, oder garnicht. Einmal wird die Ware, in der er verkörpert, von einem Käufer gesucht, ehe sie noch auf dem Markte erschienen, ein andermal bleibt sie jahrelang als Ladenhüter liegen, und so weiter. Und nach und während diesen Fährlichkeiten drohen ihm noch andere Gefahren. Hier ist es der Kaufmann, der den Verkauf der Waren besorgt und dafür ein Stück vom Mehrwert abreißt und als Handelsgewinn einsackt. Dort ist Grundrente an den Grundbesitzer zu zahlen, dann Steuern, dann Zinsen für gepumptes Geld usw., bis der Rest als Profit in den Taschen unseres Kapitalisten verschwindet.

Alle die Abenteuer und Verwandlungen, die der Mehrwert auf diesem Wege durchmacht, haben uns hier nicht zu beschäftigen. Sie gehören teils in das Gebiet des Zirkulationsprozesses des Kapitals, der von Marx im zweiten Buche seines Werkes behandelt wird, teils werden sie entwickelt bei der Untersuchung des Gesamtprozesses der kapitalistischen Produktionsweise, die er im dritten Buche vornimmt. Das erste Buch des „**Kapital**“ behandelt nur die eine Seite des Gesamtprozesses, den unmittelbaren *Produktionsprozeß*; nur soweit der Mehrwert auf diesen einwirkt, haben uns seine weiteren Schicksale, nachdem er einmal produziert worden, hier zu beschäftigen. Wir nehmen also an, wie stets bisher, wo nicht das Gegenteil ausdrücklich vorausgesetzt worden, der Kapitalist verkaufe seine Waren auf dem Warenmarkt zu ihrem vollen Wert; wir nehmen ferner an, der Mehrwert fließe ganz und unverkürzt dem Kapitalisten wieder zurück. Die gegenteilige Annahme würde bloß die Untersuchung komplizieren und erschweren, ohne an ihrem wesentlichen Ergebnis etwas zu ändern.

Der Mehrwert kann auf den Produktionsprozeß nur Einfluß nehmen bei der *Reproduktion*, bei der *Wiederholung* des Produktionsprozesses.

Jeder gesellschaftliche Produktionsprozeß ist zugleich auch Reproduktionsprozeß, die Produktion muß in jeder Gesellschaftsform entweder ununterbrochen vor sich gehen oder sich in bestimmten Zeitabschnitten wiederholen. Damit ist auch für jede Gesellschaftsform die Notwendigkeit gegeben, fortwährend nicht nur Konsumtionsmittel, sondern auch Produktionsmittel herzustellen.

Wenn die Produktion kapitalistische Form annimmt, dann natürlich auch die Reproduktion. Ist es für jede Gesellschaft notwendig, ununterbrochen oder in regelmäßig wiederkehrenden Zeitabschnitten Gebrauchswerte zu produzieren, so ist es für das Kapital notwendig, *fortwährend Mehrwert* zu produzieren, den Mehrwert beständig zu *reproduzieren*, wenn es Kapital bleiben soll. Nachdem es einmal Mehrwert geheckt, muß es verwendet werden, solchen zum zweiten Mal zu hecken usw. Das Kapital produziert also immer wieder von neuem Mehrwert, es reproduziert ihn. Dieser erscheint als immer wieder sich erneuernde Frucht des in Bewegung begriffenen Kapitals, als *stetiges Einkommen* aus dem Kapital, als *Revenue*.

Soviel über den Mehrwert, soweit er der Reproduktion *entspringt*. Aber der Reproduktionsprozeß bietet dem Mehrwert auch Gelegenheit, wieder in den Produktionsprozeß *einzugehen*. Nehmen wir an, ein Kapitalist wende ein Kapital von 100.000 Mark an, das ihm jährlich eine Revenue von 20.000 Mark abwirft. Was wird er mit dieser anfangen? Zwei äußerste Fälle sind möglich: entweder konsumiert er den ganzen jährlichen Betrag des Mehrwerts, oder er vermehrt sein Kapital um diesen Betrag. Meistenteils wird weder der eine noch der andere dieser beiden extremen Fälle eintreten, sondern es wird der Mehrwert zum Teil konsumiert und zum Teil zum früheren Kapital zugeschlagen werden.

Wird der ganze Mehrwert konsumiert, dann bleibt das Kapital nach wie vor auf gleicher Höhe. Es findet *einfache Reproduktion* statt. Wird der Mehrwert ganz oder zum Teil zum Kapital geschlagen, dann findet *Akkumulation* (Anhäufung) von Kapital statt, und die Reproduktion geht auf *erweiterter Stufenleiter* vor sich.

Drittes Kapitel · Einfache Reproduktion

Die einfache Reproduktion ist nur Wiederholung des Produktionsprozesses auf gleicher Stufenleiter. Indes erhält dieser durch die Wiederholung eine Reihe neuer Merkmale.

Nehmen wir an, ein Geldbesitzer, der sein Geld irgendwie, vielleicht durch Arbeit, erworben, verwandle dies in Kapital. Er besitze 10.000 Mark, 9000 lege er in konstantem Kapital aus, 1000 in variablem, in Arbeitslohn. Mit Anwendung dieses Kapitals erzeuge er eine Produktenmenge im Wert von 11000 Mark, die er auch zu ihrem vollen Wert verkaufe. Der Mehrwert von 1000 Mark wird von ihm konsumiert, die Reproduktion geht auf der alten Stufenleiter weiter: 9000 Mark werden in konstantem, 1000 Mark in variablem Kapital ausgelegt. Wir sehen aber jetzt einen Unterschied gegen früher: die 1000 Mark, die während des ersten Produktionsprozesses in Arbeitslohn ausgegeben wurden, waren nicht durch die Arbeit der in dem Unternehmen beschäftigten Arbeiter erzeugt worden, sie waren aus einer anderen Quelle geflossen; vielleicht hatte sie der Kapitalist selbst erarbeitet. Woher stammen dagegen die 1000 Mark, die bei der Wiederholung des Produktionsprozesses in Arbeitslohn verausgabt werden? Sie sind die Realisierung eines von den *Arbeitern* während des *früheren Produktionsprozesses* erzeugten Wertes. Die Arbeiter haben nicht nur den Wert des konstanten Kapitals (9000 Mark) auf das Produkt übertragen, sondern neuen Wert (im Betrag von 2000 Mark) geschaffen, davon ein Teil (1000 Mark) gleich dem Wert ihrer Arbeitskraft, ein Teil Mehrwert.

Betrachten wir den kapitalistischen Produktionsprozeß als einmaligen Produktionsprozeß (oder erstmaligen, bei der ersten Anlage eines Kapitals), dann erscheint der Arbeitslohn als *Vorschuß* aus der Tasche des *Kapitalisten*. Betrachten wir den kapitalistischen Produktionsprozeß als Reproduktionsprozeß, dann sehen wir den Arbeiter *aus dem Produkt seiner eigenen Arbeit bezahlt*. In diesem Sinne ist es richtig, daß der Arbeiter im Lohn einen Anteil am Produkt seiner Arbeit erhält. Nur ist es das bereits verkaufte Produkt einer früheren Produktionsperiode, von dem er im Arbeitslohn einen Anteil erhält.

Kehren wir zu unserem Beispiel zurück. Nehmen wir an, jede Produktionsperiode nehme ein halbes Jahr in Anspruch. In jedem Jahr sackt unser Kapitalist 2000 Mark Mehrwert ein und konsumiert sie. Nach 5 Jahren hat er 10.000 Mark konsumiert, einen Wert, gleich dem seines ursprünglichen Kapitals. Er besitzt aber nach wie vor einen Kapitalwert von 10.000 Mark.

Dieser neue Kapitalwert ist an Größe dem ursprünglichen gleich, aber seine Grundlage ist eine andere. Die ursprünglichen 10.000 Mark stammten nicht aus der Arbeit der in seinem Betrieb beschäftigten Arbeiter, sondern aus einer anderen Quelle. Aber diese 10.000 Mark hat er innerhalb 5 Jahren verzehrt; wenn er daneben noch 10.000 Mark besitzt, so *stammen* sie aus dem Mehrwert. So verwandelt sich jedes Kapital, möge es aus welcher Quelle immer entsprungen sein, schon vermöge einfacher Reproduktion nach einer gewissen Zeit in kapitalisierten Mehrwert, in den Ertrag überschüssiger fremder Arbeit, in *akkumuliertes Kapital*.

Der Ausgangspunkt des kapitalistischen Produktionsprozesses ist die Scheidung des Arbeiters von den Produktionsmitteln, die Anhäufung besitzloser Arbeiter auf der einen, die Anhäufung von Produktionsmitteln und Lebensmitteln auf der anderen Seite. Im kapitalistischen *Reproduktionsprozeß* erscheinen diese *Ausgangspunkte* als *Resultate* des Produktionsprozesses. Der kapitalistische Reproduktionsprozeß selbst erzeugt immer wieder und erhält damit seine eigenen Bedingungen, das Kapital und die Klasse der Lohnarbeiter.

Die Lebensmittel und Produktionsmittel, welche die Lohnarbeiter erzeugen, gehören nicht ihnen, sondern den Kapitalisten. Die Lohnarbeiter kommen beständig wieder aus dem Produktionsprozeß heraus, wie sie in ihn eintraten, als besitzlose Proletarier; die Kapitalisten dagegen finden sich am Ende jeder Produktionsperiode immer wieder von neuem im Besitz von Lebensmitteln die Arbeitskräfte kaufen, von Produktionsmitteln, die Produzenten anwenden.

So erzeugt der Arbeiter selbst immer wieder die Vorbedingungen seiner Abhängigkeit und seines Elends.

Der Reproduktionsprozeß des Kapitals macht aber auch die Reproduktion der Arbeiterklasse notwendig.

So lange wir den Produktionsprozeß als *einmaligen* und damit *vereinzelten* Vorgang untersuchten, hatten wir es nur zu tun mit dem *einzelnen* Kapitalisten und dem *einzelnen* Arbeiter. Hier schien die Arbeitskraft und damit der Arbeiter, der von ihr nicht losgelöst werden kann, dem Kapitalisten nur während der Zeit ihres *produktiven* Konsums zu gehören, während des Arbeitstages, Die andere Zeit über gehörte der Arbeiter sich selbst und seiner Familie. Wenn er aß, trank, schlief, so tat er das bloß für sich selbst, nicht für den Kapitalisten.

Sobald wir aber die kapitalistische Produktionsweise in ihrem Fluß und Zusammenhang betrachten, also als Reproduktionsprozeß, so haben wir es von vornherein zu tun nicht mit dem einzelnen Kapitalisten und Arbeiter, sondern mit der *Klasse der Kapitalisten* und der *Klasse der Arbeiter*. Der Reproduktionsprozeß des Kapitals erheischt die Verewigung der Arbeiterklasse, das heißt, damit der Produktionsprozeß immer wieder erneuert werden könne, müssen die Arbeiter ihre verausgabte Arbeitskraft immer wieder herstellen und für den steten Nachwuchs frischer Arbeiter sorgen. Das Kapital befindet sich in der angenehmen Lage, die Erfüllung dieser wichtigen Verrichtungen getrost dem Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb der Arbeiter überlassen zu können.

Die Arbeiter leben anscheinend außerhalb der Arbeitszeit nur für sich; sie leben aber in Wirklichkeit, auch wenn sie „müßig gehen“, für die Kapitalistenklasse. Wenn sie nach getaner Arbeit essen, trinken, schlafen usw., so erhalten sie dadurch die Klasse der Lohnarbeiter und damit die kapitalistische Produktionsweise. Wenn der Kapitalist — der *Brotherr*, wie man ihn in patriarchalischen Zeiten nannte, der *Arbeitgeber*, wie ihn die deutsche Kathederökonomie getauft hat — wenn der dem Arbeiter seinen Lohn auszahlt, so gibt er ihm damit nur die Mittel, sich, und soweit an ihm, seine Klasse, für die Kapitalistenklasse zu erhalten.

Dadurch aber, daß die Arbeiter die Lebensmittel konsumieren, die sie für ihren Lohn kaufen, werden sie immer wieder von neuem gezwungen, ihre Arbeitskraft feilzubieten.

So ist, vom Standpunkt der Reproduktion aus, der Arbeiter nicht nur während seiner Arbeitszeit, sondern auch während seiner „freien“ Zeit im Interesse des Kapitals tätig. Er ißt und trinkt nicht mehr für sich, sondern um der Kapitalistenklasse seine Arbeitskraft zu erhalten. Wie der Arbeiter ißt und trinkt, ist daher dem Kapitalisten gar nicht gleichgültig. Wenn jener am Sonntag sich besäuft, so daß er am Montag einen Katzenjammer hat, statt seine Arbeitskraft auszuruhen und zu erneuern, so erscheint ihm das nicht als eine Schädigung der eigenen Interessen des Arbeiters, sondern als ein Verbrechen am Kapital, eine *Veruntreuung* von Arbeitskraft, die dem Kapital gebührt.

Nicht mehr die jeweilig *gekaufte Arbeitskraft*, sondern der *ganze Arbeiter*, die *ganze Arbeiterklasse* erscheint vom Standpunkt des Reproduktionsprozesses als *Zubehör des Kapitals*. Wo der

Arbeiter das nicht einsieht, und die Mittel hat, sich dem zu entziehen, z. B. durch Auswanderung, trägt der Kapitalist unter Umständen kein Bedenken, ihm durch gesetzlichen Zwang darzutun, daß er sich nicht für sich, sondern für das Kapital zu erhalten und fortzupflanzen habe. So war früher z. B. die Auswanderung geschickter Arbeiter in den meisten Staaten durch Zwangsgesetze verboten. Heute ist das nicht notwendig. Die kapitalistische Produktionsweise ist so stark geworden, daß ihre Gesetze sich in der Regel als *ökonomische* Zwangsgesetze ohne politische Nachhilfe vollziehen. Der Arbeiter ist heute mit unsichtbaren Fesseln an das Kapital gebunden, und er findet das Kapital überall, wohin er sich wendet.

Unseren „Sozialreformern“ erscheint diese Abhängigkeit von der Kapitalistenklasse im allgemeinen freilich nicht weitgehend genug. Fesselung des Arbeiters an den *einzelnen* Kapitalisten durch Einschränkung der Freizügigkeit, Einrichtung raffinierter Systeme von Arbeiterhäusern und ähnliche „Reformen“ bilden ihre Heilmittel zur „Lösung der sozialen Frage.“

Viertes Kapitel · Verwandlung von Mehrwert in Kapital

1. Wie Mehrwert Kapital wird

Der Fall, daß der Kapitalist den ganzen Mehrwert konsumiert, ist die Ausnahme. In der Regel verwandelt er den Mehrwert, wenigstens zum Teil, wieder in Kapital. „Anwendung von Mehrwert als Kapital oder Rückverwandlung von Mehrwert in Kapital heißt *Akkumulation des Kapitals*.“ [S. 605]

Der Vorgang ist leicht zu veranschaulichen. Erinnern wir uns des Beispiels im vorigen Kapitel. Ein Kapital von 10.000 Mark werfe seinem Anwender einen jährlichen Mehrwert von 2000 Mark ab. Wenn der Kapitalist diese nicht verzehrt, sondern zu seinem ursprünglichen Kapital schlägt, so wird er ein Kapital von 12.000 Mark besitzen, das, unter den gleichen Bedingungen, einen jährlichen Mehrwert von 2400 Mark einbringt. Diese wieder zum Kapital geschlagen, lassen es auf 14 400 Mark anwachsen, den jährlichen Mehrwert auf 2880 Mark; der gleiche Vorgang, im nächsten Jahre wiederholt, ergibt ein Kapital von 17 280 Mark, das einen Mehrwert von 3456 Mark liefert, zusammen 20 736 Mark und so fort. Nach vier Jahren hat sich das Kapital infolge der Akkumulation des Mehrwertes mehr als verdoppelt.

Ob der ganze Mehrwert oder nur ein Teil desselben akkumuliert wird, kommt für uns hier noch nicht in Frage. Ebensowenig ist für die jetzige Untersuchung von Bedeutung, in welcher Weise der Mehrwert akkumuliert wird, ob er *zusätzliches* oder *neues* Kapital bildet. Ein Besitzer einer Spinnfabrik kann den Mehrwert dazu benutzen, seine Fabrik zu vergrößern, mehr Maschinen und mehr Arbeiter einzustellen, mehr Rohstoff zu kaufen; er kann ihn aber auch benutzen zum Bau einer neuen Spinnerei, oder zur Anlage eines ganz anderen Geschäftes, einer Weberei oder eines Kohlenbergwerks usw. Wie immer die Anwendung des Mehrwertes sei, stets wird er in diesem Falle in Kapital zurückverwandelt, in Mehrwert heckenden Wert.

Damit aber der Mehrwert Kapital werde, muß er, nachdem er die Verwandlung aus Ware in Geld durchgemacht, wieder die Verwandlung von Geld in die entsprechenden Waren durchmachen. Nehmen wir z. B. einen Baumwollspinner. Er habe sein Garn verkauft und besitze jetzt neben dem ursprünglich vorgeschossenen Kapital auch den Mehrwert in Geldform. Neben dem ursprünglichen Kapital soll nun auch dieser Mehrwert sich in neues Kapital verwandeln. Dies ist nur möglich, wenn er auf dem Markte eine entsprechend vermehrte Menge von Waren findet, die ihm als Produktionsmittel dienen können: soll der Mehrwert zuschüssiges Kapital werden, so müssen zuschüssige Rohstoffe — in unserem Beispiel Baumwolle —, zusätzliche Arbeitsmittel — wie Maschinen —, zusätzliche Lebensmittel zur Erhaltung von mehr Arbeitskräften und endlich zusätzliche Arbeitskräfte vorhanden sein, das heißt, die materiellen Vorbedingungen einer Erweiterung der Produktion müssen gegeben sein, ehe eine Akkumulation von Kapital möglich ist.

Der Baumwollspinner darf aber erwarten, daß er die nötigen zusätzlichen Produktionsmittel auf dem Warenmarkt findet. Denn nicht in der Spinnerei allein, auch in den Baumwollpflanzungen, den Maschinenfabriken, den Kohlengruben usw. wird gleichzeitig *Mehrwert* produziert, also auch *Mehrprodukt*.

Faßt man nicht den Mehrwert ins Auge, der im Jahr dem einzelnen Kapitalisten zufällt, sondern die Jahressumme des Mehrwertes, die die gesamte Kapitalistenklasse sich aneignet, dann ergibt sich die Regel: Der Mehrwert kann sich nicht (ganz oder zum Teil) in Kapital verwandeln, wenn nicht das Mehrprodukt (ganz oder zum entsprechenden Teil) aus Produktionsmitteln und aus Lebensmitteln für Arbeiter besteht.

Woher aber die zuschüssigen Arbeiter nehmen? Darüber braucht sich der Kapitalist keine grauen Haare wachsen zu lassen; es genügt, daß er den Arbeitern im Lohn das zu ihrer Lebensfristung Nötige gibt, für ihre Fortpflanzung und Vermehrung sorgen sie selber.

Die Arbeiterklasse produziert selbst die zuschüssigen Arbeiter, die nötig sind zur Erweiterung der Produktion, zur Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter.

Wir sahen, daß bereits unter der Voraussetzung einfacher Reproduktion nach einer Reihe von Jahren jedes Kapital ein akkumuliertes, aus bloßem Mehrwert bestehendes wird. Aber ein solches Kapital kann wenigstens bei seinem Inslebensreten den Ertrag der Arbeit seines Besitzers darstellen. Anders das Kapital, das von vorneherein aus akkumuliertem Mehrwert entsprossen. Es ist von vorneherein unverhüllt der Ertrag der Arbeit solcher, die es nicht besitzen. Akkumulation von Mehrwert heißt Aneignung unbezahlter Arbeit zum Behuf erweiterter Aneignung unbezahlter Arbeit.

Welch ein Widerspruch gegen die Grundlagen des Warenaustausches! Wir haben gesehen, daß der Warenaustausch ursprünglich einerseits das Privateigentum des Warenproduzenten an seinem Produkt bedingt und andererseits den Austausch gleicher Werte, so daß keiner in den Besitz eines Wertes gelangen konnte außer durch eigene Arbeit oder durch Hingabe eines gleichen Wertes.

Jetzt finden wir als Grundlagen der kapitalistischen Produktionsweise auf der einen Seite die Trennung des Arbeiters vom Produkt seiner Arbeit; derjenige, der das Produkt erzeugt und derjenige, der es besitzt, sind nun zwei verschiedene Personen; und auf der anderen Seite finden wir die Aneignung von Wert ohne Hingabe eines gleichen Wertes, den *Mehrwert*. Und obendrein finden wir den Mehrwert jetzt nicht nur als *Resultat*, sondern auch als *Grundlage* des kapitalistischen Produktionsprozesses. Aus Kapital wird nicht nur Mehrwert, aus Mehrwert wird auch Kapital, so daß schließlich die größte Masse alles Reichtums aus Wert besteht, der ohne Gegenwert angeeignet worden.

Diese Verkehrung der Grundlagen der Warenproduktion in ihr Gegenteil erfolgte jedoch nicht im *Widerspruch* mit ihren Gesetzen, sondern auf *Grundlage* derselben.

„Ganz so notwendig, wie die Warenproduktion auf einem gewissen Entwicklungsgrad kapitalistische Warenproduktion wird — ja nur auf der Grundlage der kapitalistischen Produktionsweise wird die Ware zur allgemeinen, herrschenden Form des Produkts — ganz so notwendig schlagen die Eigentumsgesetze der Warenproduktion in Gesetze der kapitalistischen Aneignung um. Man bewundere daher die Pffiffigkeit Proudhons, der das kapitalistische Eigentum abschaffen will, indem er — die ewigen Eigentumsgesetze der Warenproduktion geltend macht!“ [S. 613][†]

[†]Einen Teil des zitierten Textes hat Engels in der 4. Auflage, welche die Grundlage des MEW Bandes 23 bildet, gestrichen.

2. Die Enthaltbarkeit des Kapitalisten

Wir betrachteten bisher nur die beiden extremen Fälle, wenn der Mehrwert *völlig* konsumiert oder *völlig* akkumuliert wird. Aber, wie schon erwähnt, in der Regel wird nur ein Teil des Mehrwertes konsumiert, ein Teil akkumuliert. Der erste Teil wird als *Revenue im engeren Sinne* betrachtet.

Es hängt vom Belieben des Kapitalisten ab, einen wie großen Teil des Mehrwertes er konsumieren will, ein wie großer Teil in Kapital verwandelt werden soll. Die Entscheidung darüber erregt einen argen Zwiespalt in seinem Innern.

Mit Faust kann er ausrufen:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andren trennen;
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Duft
Zu den Gefilden“ — wo Dukaten wachsen.

Ja, im Kapitalisten wiederholt sich in eigentümlicher Weise der alte Zwiespalt zwischen Fleischelust und Askese, zwischen Heidentum und Christentum. Verlangend schielt der Kapitalist nach den Freuden dieser Welt, aber jeder Genuß erscheint ihm sündhaft, den er nicht umsonst haben kann.

Der Teil des Mehrwertes, den der Kapitalist persönlich konsumiert, ist in der Regel keine willkürliche, sondern eine historisch bestimmte Größe; bestimmt, wie der Lohn des Arbeiters durch die gewohnheitsmäßige, „standesgemäße“ Lebenshaltung der betreffenden Gesellschaftsschicht.

Wie der Arbeiter, wenn auch in anderem Sinne, gehört auch der Kapitalist für seine ganze Lebenszeit dem Kapital. Er wird durch die Konkurrenz nicht nur gezwungen, die Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise in seinem *Unternehmen* zu vollstrecken, auch sein *Privatleben* unterliegt deren Forderungen. Lebt er zu flott, haut er über die Schnur, so heißt es: er ist ein Verschwender, sein Kredit sinkt. Ist er geizig, macht er nicht den standesgemäßen Aufwand, so erweckt das den Anschein, als werfe sein Geschäft nicht den durchschnittlichen Ertrag ab, sein Kredit leidet ebenfalls. So wird der Kapitalist gezwungen, einen gewissen, für bestimmte Zeiten und Kreise bestimmten Teil seines Mehrwertes zu konsumieren. Diese Größe ist jedoch eine viel elastischere, als die des Arbeitslohnes.

Für denjenigen Teil des Mehrwertes, der akkumuliert werden soll, gibt es jedoch gar keine Grenzen, außer der Gesamtmasse des Mehrwertes selbst und der elastischen Lebenshaltung des Kapitalisten. Je mehr akkumuliert wird, desto besser. Die kapitalistische Produktionsweise selbst macht eine fortwährende Akkumulation von Kapital zur Notwendigkeit. Wir haben gesehen, wie mit der technischen Entwicklung die Kapitalsumme immer größer wird, die zur Einrichtung und zum Betrieb eines Unternehmens in einem bestimmten Arbeitszweig notwendig ist, wenn die Produkte unter Aufwendung durchschnittlich notwendiger Arbeit erzeugt werden sollen. Wenn in einem Arbeitszweig heute z. B. 20.000 Mark die Minimalsumme sind, die in einem Unternehmen angelegt werden muß, um es konkurrenzfähig zu erhalten, so kann durch Einführung neuer Arbeitsmethoden, neuer, umfangreicher Maschinen usw. nach 20 Jahren diese Minimalsumme auf 50.000 Mark erhöht worden sein. Der Kapitalist, der ursprünglich ein Unternehmen mit 20.000 Mark begann, es aber verabsäumte, genügenden Mehrwert zu akkumulieren, so daß ihm etwa nach 20 Jahren statt 50.000 nur 30.000 Mark zur Verfügung stehen, wird wahrscheinlich konkurrenzunfähig und geht zugrunde. Aber es bedarf dieses Sporns nicht, um den Kapitalisten zum Akkumulieren zu bewegen. Der Drang, um der Akkumulation willen zu akkumulieren, wird durch die moderne Produktionsweise im Kapitalisten ebenso entwickelt, wie auf einer früheren Stufe der Warenproduktion im Schatzbildner die Gier, Gold und Silber aufzuhäufen und zu

verschließen. So wie die Anhäufung von Schätzen hat die Akkumulation von Kapital keine Grenze in sich selbst, sie ist maßlos. Wie viel auch der Kapitalist besitzen möge, und wenn seine Revenue längst über seine Genußfähigkeit hinausgewachsen, er hastet weiter nach dem Erlös neuen Mehrwertes, nicht um seine Genüsse, sondern um seine Kapitalien zu vermehren.

Die klassische Ökonomie hat die Folgen und Ursachen der Akkumulation auf der einen Seite und der Konsumtion der Kapitalistenklasse auf der anderen Seite ganz unbefangen erörtert. Sie beschäftigte sich mit der Akkumulation von Kapital nur von der ökonomischen, nicht von der moralischen Seite, was freilich sehr unmoralisch war.

Da begann aber das Proletariat zu erwachen und ein bestimmtes Klassenbewußtsein zu erlangen. Die Arbeiterbewegung begann sich von Ende der zwanziger Jahre an in England wie in Frankreich energisch fühlbar zu machen. Jetzt galt es nicht mehr, die ökonomischen Probleme zu *untersuchen*, es galt, das Kapital zu *rechtfertigen*. Man führte die „Ethik“ in die Ökonomie ein, die würdige Dame wurde auf ihre alten Tage moralisch. Das Wissen wurde Nebensache, das „Gefühl“ die Hauptsache, und mit Hilfe dieses Gefühls entdeckte man bald, daß der Kapitalist einen bewunderungswürdigen Heroismus an den Tag lege, wenn er, statt den Mehrwert zu konsumieren, sich dessen *enthalte* und ihn akkumuliere. Daß diesem neuen Säulenheiligen Verehrung und Dankbarkeit von seiten der Arbeiter gebührten, verstand sich von selbst, ebenso aber auch, daß der Heilige, trotz der größten Enthaltung, von Dankbarkeit und Verehrung allein nicht leben konnte; und so wurde ihm denn zur Beförderung der satten Tugend und zahlungsfähigen Moral von seiten der Ökonomen ein moralisches Anrecht auf eine Belohnung für die Akkumulierung unbezahlter Arbeit zugesprochen: das so gemein klingende Wort „Profit“ wurde verklärt und es erstand der *Entbehrungslohn*.

3. Die Enthaltbarkeit des Arbeiters und andere Umstände, die auf den Umfang der Akkumulation einwirken

Je größer die „Entsagung“ des Kapitalisten, desto größer der Umfang der Akkumulation. Zum Glück für ihn gibt es aber noch andere Faktoren, welche auf den Umfang der Akkumulation bestimmend einwirken. Alles, was die Masse des Mehrwertes erhöht, erweitert den Umfang der Akkumulation — unter sonst gleichen Umständen. Wir kennen bereits die Ursachen, die auf die Masse des Mehrwertes bestimmend einwirken. Nur einige derselben seien hier erwähnt, die von dem jetzt gewonnenen Standpunkte aus neue Gesichtspunkte bieten. Eine der wichtigsten unter ihnen ist die Enthaltbarkeit des *Arbeiters*. Es ist klar, je geringer die Bezahlung des Arbeiters, desto größer die Rate des Mehrwertes, desto größer bei gleichbleibendem Konsum des Kapitalisten der zur Akkumulierung gelangende Teil des Mehrwertes. Alles, was den Wert der Arbeitskraft senkt oder geeignet ist, den Lohn unter diesen Wert herabdrücken zu lassen, fördert die Akkumulation des Kapitals. Daher die moralische Entrüstung des Kapitals und seiner Anwälte über den „Luxus“ der Arbeiter, die den „Volkswohlstand“ untergraben, indem sie Zigarren rauchen und Bier trinken. Die Fabel von dem Champagner, den sich 1872 einmal ein Arbeiter in Berlin geleistet haben soll, machte durch die ganze Kapitalistenpresse die Runde als eine vernichtende Brandmarkung der Arbeiterklasse.

Mit bewunderungswürdigem Erfindungsgeist hat die Kapitalistenwelt eine Unzahl von Einrichtungen und Methoden ersonnen, die die Entsagung des Arbeiters fördern, von der Rumfordschen Suppe bis zur Volksküche und dem Vegetarianismus. Marx führt einige bezeichnende Beispiele solcher Einrichtungen im „**Kapital**“ an. Wir verweisen darauf diejenigen, die sich mit dem Thema eingehender beschäftigen wollen.

Sehr unangenehm für den Kapitalisten ist es, daß jede Geschäftsausdehnung eine verhältnismäßig hohe Auslage von konstantem Kapital erfordert; eine Auslage, die immer größer wird, je mehr die Maschinerie der großen Industrie sich vervollkommnet. Aber es bleibt ihm der süße Trost,

daß, wenn einmal das zum Betrieb nötige konstante Kapital vorhanden, die Produktion innerhalb gewisser Grenzen durch zuschüssiges variables Kapital erweitert werden kann, ohne daß gleichzeitig ein Zuschuß von konstantem Kapital in demselben Verhältnis nötig ist. Wenn ein Fabrikant gute Geschäfte macht und er mehr produzieren lassen will, kann er das vielleicht dadurch erreichen, daß er 2-3 Stunden länger arbeiten läßt. Er braucht keine neuen Maschinen anzuschaffen, kein neues Fabrikgebäude herzustellen, bloß die Roh- und Hilfsstoffe sind zu vermehren.

Aber es gibt Industrien, die keinen Rohstoff zu kaufen haben, z. B. Bergwerke, oder nur geringen Rohstoffvorschuß zu machen haben, z. B. in der Landwirtschaft Samen und Dünger. Es sind das Industrien, die den Rohstoff der Erde entnehmen. In diesen genügt oft einfacher Arbeitszusatz, um die Masse des Produkts zu vermehren. Diese Vermehrung des Produkts ist allein der Erde und der Arbeit geschuldet, aber das Kapital hat sich beider bemächtigt und erlangt damit die Möglichkeit, „die Elemente seiner Akkumulation auszudehnen jenseits der scheinbar durch seine eigene Größe gesteckten Grenzen, gesteckt durch den Wert und die Masse der bereits produzierten Produktionsmittel, in denen es sein Dasein hat.“ [S. 631]

Sowie die Erde und den Arbeiter hat das Kapital sich auch die Wissenschaft zu eigen gemacht; obwohl es an der wissenschaftlichen Entwicklung als solches keinen Anteil hat, fallen ihm doch allein alle Früchte in den Schoß, die der Fortschritt der Wissenschaft erzeugt, indem er die Produktivität der Arbeit fördert. Er fördert damit die Akkumulation des Kapitals. Mit der Produktivkraft der Arbeit sinkt der Wert der Arbeitskraft, steigt die Rate des Mehrwertes; das Steigen der Produktivität der Arbeit ermöglicht es aber auch dem Kapitalisten, für seinen persönlichen Konsum eine größere Menge der im Werte sinkenden Lebens- und Genußmittel ohne Mehrausgabe von Mehrwert, oder dieselbe Menge, wie früher, mit geringerer Ausgabe zu erlangen, bequemer zu leben oder ohne Einschränkung mehr zu akkumulieren; oft beides gleichzeitig.

Je größer das angewandte Kapital, desto produktiver die Arbeit, desto größer aber nicht nur die Rate, sondern auch die Masse des Mehrwerts, desto mehr kann der Kapitalist genießen und auch akkumulieren.

Man sieht bereits aus den gegebenen Andeutungen, daß das Kapital keine *fixe*, sondern eine *sehr elastische Größe* ist, die bedeutender Ausdehnungen und Verengerungen fähig ist; es bildet nur einen *Teil* des gesellschaftlichen Reichtums; es kann durch Zuschüsse aus anderen Teilen desselben, dem Konsumtionsfonds der Kapitalistenklasse und auch der Arbeiterklasse vermehrt, durch Abgaben an diese Fonds vermindert werden. Seine Wirkung wird vergrößert durch Verlängerung der Arbeitszeit, Vermehrung der Produktivität der Arbeit, größere Ausbeutung der Erde. Wir sehen hier ganz ab von den Verhältnissen des Zirkulationsprozesses, z. B. Beschleunigung oder Verlangsamung des Umschlags des Kapitals, wir sehen auch ab von den Verhältnissen des Kreditsystems, die für die Ausdehnung und Einschränkung des Kapitals und seines Spielraums von so großer Bedeutung sind. Diese können hier noch nicht behandelt werden. Aber bereits die Verhältnisse des Produktionsprozesses zeigen uns die Elastizität des Kapitals. Bei den Ökonomen gilt jedoch das Kapital als eine bestimmte Größe mit bestimmtem Wirkungsgrad. So erscheint ihnen auch das variable Kapital als eine fixe Größe, der sogenannte *Arbeitsfonds*. „So und so viel Kapital“, sagen sie, „ist bestimmt, als Bezahlung der Arbeiter zu dienen. Je mehr Arbeiter, desto geringer der Anteil, der auf jeden einzelnen fällt; je weniger Arbeiter, desto größer dieser Anteil.“ Das variable Kapital wurde auch den Lebensmitteln, die es für den Arbeiter repräsentiert, gleichgesetzt, und man sagte: „Die Zahl der Arbeiter, die in einem Lande beschäftigt werden und die Höhe ihres Lohnes hängt von der Menge der vorhandenen Lebensmittel ab. Ist der Lohn zu niedrig oder können viele Arbeiter keine Beschäftigung finden, so rührt dies bloß daher, daß die Zahl der Arbeiter sich schneller vermehrt, als die der Lebensmittel. Es ist die *Natur*, nicht die *Produktionsweise*, der das Elend der Arbeiterklasse geschuldet.“

Auf diesen Voraussetzungen baute sich die sogenannte *Malthussche* Theorie auf.

Fünftes Kapitel · Die Übervölkerung

1. Das eherne Lohngesetz

Die Malthusianer erklären bekanntlich, daß die Arbeiter infolge ihrer „leichtsinnigen Gewohnheiten“ sich rascher vermehren, als die Masse der verfügbaren Lebensmittel, oder um genauer zu sprechen, das variable Kapital, anwachsen kann. Auf diese Weise komme es, daß eine Übervölkerung eintrete, daß mehr Arbeiter sich den Kapitalisten anböten, als diese beschäftigen könnten, daß die verfügbaren Lebensmittel nicht für alle vorhandenen Arbeiter hinreichten, daß also, so lange die Vermehrung der Arbeiter nicht eingeschränkt werde, Arbeitslosigkeit und Hunger und alles daraus folgende Laster und Elend naturnotwendig das Los mindestens eines Teils der Arbeiterklasse seien.

So die Malthusianer. Untersuchen wir nun an der Hand von Marx, wie die Wechselbeziehungen zwischen dem Wachstum des Kapitals und der Vermehrung der Arbeiterklasse sich in Wirklichkeit gestalten.

„Der wichtigste Faktor bei dieser Untersuchung“, sagt Marx (S. 628 der 3., S. 576 der 4. Aufl. des „**Kapital**“ [S. 640]. In der 1. und 2. Aufl. fehlt diese Auseinandersetzung), „ist die *Zusammensetzung* des Kapitals und die Veränderungen, die sie im Verlaufe des Akkumulationsprozesses durchmacht.“

„Die Zusammensetzung des Kapitals ist in zweifachem Sinn zu fassen. Nach der Seite des Werts bestimmt sie sich durch das Verhältnis, worin es sich teilt in konstantes Kapital oder Wert der Produktionsmittel und variables Kapital oder Wert der Arbeitskraft, Gesamtsumme der Arbeitslöhne. Nach der Seite des Stoffs, wie er im Produktionsprozeß fungiert, teilt sich jedes Kapital in Produktionsmittel und lebendige Arbeitskraft; diese Zusammensetzung bestimmt sich durch das Verhältnis zwischen der Masse der angewandten Produktionsmittel einerseits und der zu ihrer Anwendung erforderlichen Arbeitsmenge andererseits. Ich nenne die erstere die *Wertzusammensetzung*, die zweite die *technische Zusammensetzung* des Kapitals. Zwischen beiden besteht enge Wechselbeziehung. Um diese auszudrücken, nenne ich die Wertzusammensetzung des Kapitals, insofern sie durch seine technische Zusammensetzung bedingt wird und deren Änderungen widerspiegelt: die *organische Zusammensetzung* des Kapitals. Wo von der Zusammensetzung des Kapitals kurzweg die Rede, ist stets seine organische Zusammensetzung zu verstehen.“

Diese ist bei den verschiedenen Einzelkapitalien verschieden. Wir nehmen im folgenden die durchschnittliche Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals eines Landes an.

Gehen wir nach diesen Vorbemerkungen an unsere Untersuchung.

Vor allem betrachten wir den einfachsten Fall: die Akkumulation gehe vor sich *ohne Veränderung* in der Zusammensetzung des Kapitals, das heißt, ein bestimmtes Maß von Produktionsmitteln erheische stets dieselbe Masse Arbeitskraft, um in Bewegung gesetzt zu werden. Nehmen wir

zur Veranschaulichung ein Kapital von 100.000 Mark an, das zu drei Vierteln aus konstantem, einem Viertel aus variablem Kapital bestehe. Werden von dem Mehrwert 20.000 Mark zum ursprünglichen Kapital geschlagen, so wird das Zuschußkapital unter unserer Voraussetzung in demselben Verhältnis geteilt sein, wie jenes; das Gesamtkapital wird jetzt aus 90.000 Mark konstantem und 30.000 Mark variablem Kapital bestehen; das letztere ist in demselben Verhältnis gewachsen, wie das erstere, um 20 Prozent. Soll aber das neue zuschüssige Kapital sich verwerten, so bedarf es zuschüssiger Arbeitskraft. Der zu akkumulierende Mehrwert von 20.000 Mk. kann in unserem Fall nur Kapital werden, wenn die Zahl der ihm zur Verfügung stehenden Lohnarbeiter sich um 20 Prozent vermehrt.

Vermehren sich die Lohnarbeiter bei gleichbleibender Zusammensetzung des Kapitals nicht so rasch, wie dieses, dann wächst die Nachfrage nach Arbeitern schneller als deren Angebot, und der Lohn steigt.

Diesen Fall haben die Malthusianer im Auge, wenn sie zur „Lösung der sozialen Frage“ die Einschränkung der Vermehrung der Arbeiter empfehlen. Sie übersehen dabei zunächst, daß das Kapitalverhältnis, das Verhältnis zwischen Kapitalisten und Lohnarbeitern, durch das Steigen des Lohnes nicht aufgehoben wird. Die Akkumulation des Kapitals bedeutet Reproduktion des Kapitalverhältnisses auf *erweiterter Stufenleiter*, bedeutet das Wachstum der Kapitalien und der Masse des Mehrwertes, der unbezahlten Arbeit, auf der einen, *Vermehrung des Proletariats* auf der anderen Seite.

Selbst wenn die Akkumulation des Kapitals den Preis der Arbeit steigert, so kann das nicht geschehen ohne gleichzeitige Vermehrung des Proletariats, es kann nicht geschehen ohne Erweiterung des Herrschaftsgebietes des Kapitals.

Der Lohn kann aber nie so hoch steigen, daß er den Mehrwert selbst gefährdet. Die Nachfrage nach Arbeitskraft wird unter der kapitalistischen Produktionsweise hervorgerufen durch das Bedürfnis des Kapitals nach Selbstverwertung, nach der Produktion von Mehrwert. Das Kapital wird daher nie die Arbeitskraft zu einem Preise kaufen, der die Produktion von Mehrwert ausschließt.

Steigt der Arbeitslohn infolge der Akkumulation des Kapitals, dann ist zweierlei möglich: entweder der Fortschritt der Akkumulation wird durch das Steigen des Preises der Arbeit nicht gestört — wenn auch die *Rate* des Mehrwertes sinkt, so kann doch gleichzeitig infolge der Akkumulation die *Masse* des Mehrwertes steigen. „In diesem Falle ist es augenscheinlich, daß eine Verminderung der unbezahlten Arbeit die Ausdehnung der Kapitalherrschaft keineswegs beeinträchtigt.“ Oder die Akkumulation erschläft, „weil der Stachel des Gewinns abstumpft.“ Die Akkumulation nimmt ab, damit aber auch die Ursache, welche den Arbeitslohn in die Höhe trieb. Dieser fällt infolge dessen, bis er den dem Verwertungsbedürfnis des Kapitals genügenden Stand erreicht. „Der Mechanismus der kapitalistischen Produktionsweise beseitigt also selbst die Hindernisse, die er schafft.“ [S. 648]

Wir sehen da eine eigentümliche Wechselwirkung zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit.

„Wächst die Menge der von der Arbeiterklasse gelieferten und von der Kapitalistenklasse akkumulierten unbezahlten Arbeit rasch genug, um nur durch einen außergewöhnlichen Zuschuß bezahlter Arbeit sich in Kapital verwandeln zu können, so steigt der Lohn, und alles andere gleichgesetzt, nimmt die unbezahlte Arbeit im Verhältnis ab. Sobald aber diese Abnahme den Punkt berührt, wo die das Kapital ernährende Mehrarbeit nicht mehr in normaler Menge angeboten wird, so tritt eine Reaktion ein: ein geringerer Teil der Revenue wird kapitalisiert, die Akkumulation erlahmt und die steigende Lohnbewegung empfängt einen Gegenschlag. Die Erhöhung des Arbeitspreises bleibt also eingebannt in Grenzen, die die Grundlagen des kapitalisti-

schen Systems nicht nur unangetastet lassen, sondern auch seine Reproduktion auf wachsender Stufenleiter sichern.“ [S. 649]

Die Schwankungen in der Akkumulation des Kapitals, die den Lohn innerhalb gewisser Grenzen festhalten, erscheinen den bürgerlichen Ökonomen als Schwankungen in der Menge der sich anbietenden Lohnarbeiter. Sie unterliegen da einer Täuschung, ähnlich der von Leuten, die glauben, die Sonne bewege sich um die Erde und diese stehe still.²⁸ Verlangsamt sich die Akkumulation des Kapitals, so erweckt das den Anschein, als wachse die Arbeiterbevölkerung rascher als sonst; nimmt jene ein schnelleres Tempo an, so erscheint es, als nehme die Arbeiterbevölkerung ab, oder wachse langsamer als sonst. In der Tat wird, wie den meisten unserer Leser bekannt sein dürfte, die Erscheinung, daß der Lohn auf- und niederschwankt, ohne je gewisse Grenzen überschreiten zu können, das sogenannte „eherne Lohngesetz“, damit begründet, daß, wenn der Lohn steigt, die Arbeiterbevölkerung sich infolge dessen rasch vermehrt und das vermehrte Angebot den Lohn senkt, indes ein Sinken des Lohnes größeres Elend und größere Sterblichkeit in der Arbeiterklasse zur Folge hat, welche das Angebot von Arbeitskraft verringert und so den Lohn wieder hebt.

Gegen diese Begründung spricht schon die einfache Tatsache, daß, wie jedem bekannt, die Löhne nicht von Generation zu Generation schwanken, sondern in viel kürzeren Zwischenräumen. Wir kommen darauf noch zurück.

2. Die industrielle Reservearmee

Wir haben bisher angenommen, die Akkumulation gehe vor sich ohne Änderung in der Zusammensetzung des Kapitals. Solche Änderungen treten aber im Verlauf der Akkumulation von Zeit zu Zeit mit Notwendigkeit ein.

Die *technische* Zusammensetzung des Kapitals wird von jeder Veränderung in der *Produktivkraft der Arbeit* berührt. Die Masse der Produktionsmittel, welche ein Arbeiter unter sonst gleichen Umständen in Produkt verwandelt, wächst mit der Produktivität seiner Arbeit. Es wächst die Masse des Rohmaterials, das er verarbeitet, es wachsen die Arbeitsmittel, die er anwendet usw. Mit der Produktivität der Arbeit wächst also die Menge der Produktionsmittel im Verhältnis zu der ihnen einverleibten Arbeitskraft, oder, was dasselbe, die Menge angewandter Arbeit nimmt ab im Verhältnis zu der von ihr bewegten Masse von Produktionsmitteln.

Diese Veränderung in der *technischen Zusammensetzung* des Kapitals spiegelt sich wieder in seiner *Wertzusammensetzung*. Sie erscheint hier als verhältnismäßige Abnahme des *variablen* und Zunahme des *konstanten* Kapitalteils. Die Änderungen in der Wertzusammensetzung des Kapitals entsprechen jedoch nicht genau den Änderungen seiner technischen Zusammensetzung, da mit dem Wachstum der Produktivität der Arbeit nicht nur der *Umfang* der von ihr vernutzten Produktionsmittel steigt, sondern auch deren *Wert fällt*, jedoch in geringerem Grade, als ihre *Masse* zunimmt. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts war z. B. der in der Spinnerei angelegte Kapitalwert etwa zur Hälfte konstant, zur Hälfte variabel. Die Masse von Rohmaterial, Arbeitsmitteln usw., die ein Spinner heute bei gleichem Arbeitsaufwand verarbeitet, ist viele hundertmal größer, als damals; das *Wertverhältnis* zwischen konstantem und variablem Kapital hat sich jedoch viel

²⁸Marx sagt:

„So drückt sich in der Krisenphase des industriellen Zyklus der allgemeine Fall der Warenpreise als Steigen des relativen Geldwerts, und in der Prosperitätsphase das allgemeine Steigen der Warenpreise als Fall des relativen Geldwerts aus. Die sogenannte Currency-Schule schließt daher, daß bei hohen Preisen zu wenig, bei niedrigen zu viel Geld zirkuliert. Ihre Ignoranz und völlige Verkennung der Tatsachen finden würdige Parallele in den Ökonomen, welche jene Phänomene der Akkumulation dahin deuten, daß das eine Mal zu wenig und das andere Mal zu viel Lohnarbeiter existieren.“ [S. 648]

weniger geändert; es verhält sich das konstante zum variablen Kapital in der Spinnerei jetzt vielleicht wie sieben zu eins.

Auf jeden Fall aber bedeutet das Wachstum der Produktivität der Arbeit unter der kapitalistischen Produktionsweise *verhältnismäßige* Abnahme des variablen Kapitals.

Die Produktivität der Arbeit und die Akkumulation des Kapitals stehen aber in engster Wechselbeziehung zueinander.

Die Warenproduktion bedingt es, daß die Produktionsmittel Privateigentum einzelner sind. Die Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit setzt aber Kooperation auf großer Stufenleiter voraus, große Arbeitsräume, große Massen von Rohstoffen und Arbeitsmitteln usw. Der Besitz so riesenhafter Produktionsmittel in den Händen einzelner ist unter der Herrschaft der Warenproduktion nur möglich, wenn individuelle Kapitalien in genügendem Umfange akkumuliert worden sind. „Der Boden der Warenproduktion kann die Produktion auf großer Stufenleiter nur in kapitalistischer Form tragen.“ [S. 652] Eine gewisse Höhe der Akkumulation von Kapital ist also Vorbedingung einer gewissen Höhe der Produktivkraft der Arbeit. Jede Methode der Steigerung der Produktivkraft der Arbeit wird aber unter der kapitalistischen Produktionsweise zu einer Methode der gesteigerten Produktion von Mehrwert und ermöglicht damit eine Steigerung der Akkumulation. Diese selbst bewirkt ihrerseits wieder eine Erweiterung der Stufenleiter der Produktion, welche wiederum der mächtigste Stachel zu neuer Steigerung der Produktivkraft der Arbeit ist. Die Akkumulation des Kapitals und die Produktivkraft der Arbeit entwickeln einander also wechselseitig immer mehr und mehr.

Dem Einfluß des Wachstums der einzelnen Kapitale durch die Akkumulation wirkt entgegen die gleichzeitige Spaltung alter Kapitalien, z. B. durch Erbteilungen, und die Ablösung neuer selbständiger Kapitalien. Diese Gegenwirkung gegen die Akkumulation wird aber mehr als aufgehoben durch die *Zentralisation*, die *Vereinigung bereits gebildeter Kapitalien*, wie sie namentlich durch die Aufsaugung der kleinen Kapitalien durch die großen hervorgerufen wird. Diese Zentralisation bewirkt ebenso eine Steigerung der Produktivität, eine Änderung der technischen Zusammensetzung des Kapitals, wie die Akkumulation. Andererseits fördert die Akkumulation die Zentralisation und umgekehrt. Ein je größeres Kapital ich akkumuliert habe, desto leichter wird es im Konkurrenzkampf die kleinen besiegen und aufsaugen. Je mehr kleine Kapitalien mein Kapital aufgesaugt hat, desto größer die Produktivität der von ihm in Gang gehaltenen Arbeit, desto umfangreicher die Akkumulation.

Die Ansammlung riesiger Kapitalmassen in wenigen Händen entwickelt aber nicht bloß die Produktivität in den bereits der kapitalistischen Produktionsweise unterworfenen Arbeitszweigen. Eine Reihe kleiner aus den großen Industriezweigen vertriebenen Kapitalien wird in Arbeitszweige gedrängt, in denen der kapitalistische Betrieb noch nicht festen Fuß gefaßt hat, wo ein kleines Kapital noch konkurrenzfähig ist, und bereitet so den Boden vor für die Einverleibung auch dieser Gewerbszweige in den Bereich des Kapitalismus.

So sehen wir die kapitalistische Produktionsweise in einer beständigen technischen Revolution begriffen, deren Folge stetig fortschreitende Vergrößerung des konstanten Kapitals, verhältnismäßige Verkleinerung des variablen Kapitals.

Und die verhältnismäßige Abnahme des variablen Kapitals schreitet ungleich schneller, als die Akkumulation. Das im Fortgang der Akkumulation neugebildete Kapital beschäftigt im Verhältnis zu seiner Größe immer weniger zuschüssige Arbeiter. Gleichzeitig mit der Akkumulation geht aber auch die Revolutionierung des *alten* Kapitals vor sich. Wenn eine Maschine abgenutzt ist, so wird sie, wenn inzwischen ein technischer Fortschritt stattgefunden, nicht durch eine andere, die ihr gleich, sondern durch eine verbesserte ersetzt, durch deren Anwendung ein Arbeiter mehr Produkt als vorher liefern kann. Das alte Kapital wird in immer produktiverer Form neu produziert; das hat aber zur Folge, daß es immer mehr Arbeiter entläßt, die es beschäftigte.

Die Zentralisation ist einer der mächtigsten Hebel dieser Umwandlung des alten Kapitals.

Je rascher die Zentralisation und technische Revolution des alten Kapitals vor sich geht, desto beschleunigter muß die Akkumulation neuen Kapitals vor sich gehen, wenn die Zahl der beschäftigten Arbeiter nicht abnehmen soll. Je schneller aber die Akkumulation vor sich geht, desto mehr wird die Zentralisation und technische Revolution gefördert.

Die Malthusianer erzählen uns, die „Übevölkerung“ rühre davon her, daß die Lebensmittel (oder genauer gesprochen, das variable Kapital) in einer *arithmetischen Progression* wachsen, im Verhältnis von 1:2:3:4:5 usw., indessen die Bevölkerung das Streben habe, in *geometrischer Progression* zuzunehmen, wie 1:2:4:8:16 usw. Die Zunahme der Bevölkerung eile daher der der Lebensmittel stets voraus: die natürliche Folge davon sei Laster und Elend.

Was aber in Wirklichkeit progressiv fortschreitet, das ist die *Abnahme* des variablen Kapitals, gleichzeitig mit dem Wachstum des Gesamtkapitals. Das variable Kapital, wenn ursprünglich $\frac{1}{2}$ des Gesamtkapitals, wird fortschreitend nur $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{5}$, $\frac{1}{6}$ usw. des Gesamtkapitals.

„Diese mit dem Wachstum des Gesamtkapitals beschleunigte und rascher als sein eigenes Wachstum beschleunigte relative Abnahme seines variablen Bestandteiles scheint umgekehrt stets rascheres absolutes Wachstum der Arbeiterbevölkerung als das des variablen Kapitals oder ihrer Beschäftigungsmittel. Die kapitalistische Akkumulation produziert vielmehr und zwar im Verhältnis zu ihrer Energie und ihrem Umfang, beständig eine relative, das heißt, *für die Verwertungsbedürfnisse des Kapitals überschüssige*, daher überflüssige oder Zuschuß-Arbeiterbevölkerung.“ [S. 658]

Der Wechsel in der Zusammensetzung des gesellschaftlichen Gesamtkapitals geht nicht in allen seinen Teilen gleichmäßig vor sich. Hier wächst das Kapital durch die Akkumulation, ohne daß diese zunächst die gegebene technische Grundlage ändert, und nimmt daher zuschüssige Arbeitskräfte im Verhältnis seines Wachstums auf. Dort verändert sich die Zusammensetzung des Kapitals ohne Wachstum seiner absoluten Größe, bloß durch Neuersatz alten Kapitals in produktiverer Form; — und die Zahl der beschäftigten Arbeiter sinkt relativ und absolut. Zwischen diesen beiden extremen Fällen treten unzählige Kombinationen ein, bedingt durch das Aufeinanderwirken von Akkumulation, Zentralisation und Umwandlung alten Kapitals in produktivere Form, die alle entweder direkte Entlassung von Arbeitern zur Folge haben, „oder die mehr unscheinbare, aber nicht minder wirksame erschwerte Aufsaugung der zuschüssigen Arbeiterbevölkerung in ihre gewohnten Abzugskanäle.“ [S. 659] Die Arbeiterbevölkerung wird so in beständigem Fluß erhalten, hier angezogen, dort abgestoßen, und diese Bewegung wird um so heftiger, je rascher der Wechsel in der Zusammensetzung des Kapitals, je größer die Produktivität der Arbeit, je mächtiger die Akkumulation von Kapital.

Marx bringt mehrere Belege aus dem englischen Zensus für die verhältnismäßige und oft auch absolute Abnahme der Zahl der beschäftigten Arbeiter in zahlreichen Industriezweigen. Aus neueren Zählungen entnehmen wir folgende zwei Beispiele einer absoluten Abnahme der Zahl der beschäftigten Arbeiter bei gleichzeitiger Ausdehnung der Produktion.

Das eine Beispiel zeigt uns die *Baumwollindustrie Großbritanniens* in der Periode von 1861 bis 1871. Es betrug in derselben

Die Zahl der	1861	1871
Fabriken	2.887	2.483
Spindeln	30.387.367	34.695.221
Dampfwebstühle	399.992	440.676
Arbeiter	456.646	450.087

Wir sehen gleichzeitig mit der Abnahme der Zahl der beschäftigten Arbeiter eine Abnahme der Zahl der Fabriken und eine Zunahme der Spindeln und Maschinenstühle, Anzeichen einer Zentralisation und Akkumulation von Kapital.

Ein ähnliches Bild bieten manche Zweige der deutschen Textilindustrie: starke Abnahme der Zahl der Arbeiter, die aber nur auf die Kleinbetriebe beschränkt ist. Die Großbetriebe und ihre Arbeiter nehmen zu — also starke Zentralisation und Akkumulation von Kapital bei gleichzeitiger Freisetzung von Arbeitern. So finden wir z. B. in der *Seidenweberei* des Deutschen Reiches:

Jahr	Kleinbetriebe (bis 5 Arbeiter)		Mittelbetriebe (6 bis 50 Arbeiter)		Großbetriebe (über 50 Arbeiter)	
	Betriebe	Arbeiter	Betriebe	Arbeiter	Betriebe	Arbeiter
1882	39.500	57.772	412	4902	69	13.580
1895	16.527	20.484	192	3469	140	32.129
Zunahme + oder Abn. -	-23.033	-37.298	-220	-1433	+71	+18.549

Ebenso in der Leinenweberei:

Jahr	Kleinbetriebe (bis 5 Arbeiter)		Mittelbetriebe (6 bis 50 Arbeiter)		Großbetriebe (über 50 Arbeiter)	
	Betriebe	Arbeiter	Betriebe	Arbeiter	Betriebe	Arbeiter
1882	71.915	91.039	404	5226	73	7543
1895	34.082	43.228	291	4598	120	19.966
Zunahme + oder Abn. -	-37.833	-47.811	-113	-628	+47	+12.423

Die Zahl der Arbeiter in der Seidenweberei und Leinenweberei zusammen hat in den 13 Jahren um 56.198 *abgenommen*, aber die Abnahme war nur durch den Rückgang des Kleinbetriebs verschuldet, dessen Betriebe in beiden Produktionszweigen um 60.866, um mehr als die Hälfte abnahmen, während die Zahl ihrer Arbeiter um 85.109 sank. Dagegen vermehrten sich die Großbetriebe von 142 auf 260, ihre Zahl *verdoppelte* sich fast, und ihre Arbeiterzahl wuchs von 21.123 auf 52.093, also *um mehr als das Doppelte*.

Wir haben bisher angenommen, daß der Zu- oder Abnahme des variablen Kapitals genau die Zu- oder Abnahme der beschäftigten Arbeiterzahl entspricht. Dies ist jedoch nicht immer der Fall. Wenn der Fabrikant bei gleichbleibendem Arbeitspreis *die Arbeitszeit verlängert*, so wird er mehr Arbeitslohn ausgeben; das variable Kapital wird wachsen, ohne daß mehr Arbeiter beschäftigt werden müssen — deren Zahl kann gleichzeitig sogar sinken.

Nehmen wir an, ein Unternehmer beschäftige 1000 Arbeiter, der Arbeitstag betrage 10 Stunden, der Tageslohn 2 Mark. Er will zuschüssiges Kapital in seinem Betrieb anlegen. Er kann dies in der Weise tun, daß er die Betriebsräumlichkeiten erweitert, neue Maschinen anschafft und mehr Arbeiter einstellt. Er kann aber auch das zuschüssige Kapital, soweit es nicht zur Anschaffung von mehr Rohmaterial dienen muß, in der Weise anwenden, daß er die Arbeitszeit der bereits beschäftigten Arbeiter verlängert. Nehmen wir an, er verlängere sie um 5 Stunden; der Preis der Arbeit bleibe derselbe; der Tageslohn wird dann 3 Mark betragen, das variable Kapital wird — unter sonst gleichen Umständen — um 50 Prozent gestiegen sein, ohne daß die Zahl der Arbeiter

gewachsen wäre. Jeder Kapitalist hat aber das Interesse, eine Vermehrung der Arbeit eher durch Verlängerung der Arbeitszeit oder Vergrößerung der Intensität der Arbeit als durch Vermehrung der Arbeiterzahl zu erzielen, da der Betrag des konstanten Kapitals, den er auszulegen hat, in ersterem Fall viel langsamer wächst, als in letzterem. Und dies Interesse ist um so stärker, je größer die Stufenleiter der Produktion. Seine Kraft wächst also mit der Akkumulation des Kapitals.

Wenn z. B. das Arbeitsmittel des Arbeiters ein Spaten ist, der 2 Mark kostet, wird der Unternehmer sich kaum sehr dagegen sträuben, eine Vermehrung der Arbeit durch entsprechende Vermehrung der Zahl der Arbeiter zu erzielen. Anders wenn der Arbeiter eine Maschinerie anwendet, die 100.000 Mark kostet.

Mit der Akkumulation des Kapitals wächst aber nicht nur das Bestreben der Kapitalisten, eine Vermehrung der Arbeit ohne entsprechende Vermehrung der Zahl der Arbeiter zu erzielen, es nimmt damit auch die Kraft der Arbeiterklasse ab, dieser Tendenz Widerstand zu leisten. Die durch die Akkumulation des Kapitals produzierte überschüssige Arbeitermenge verringert durch ihre Konkurrenz die Widerstandskraft der beschäftigten Arbeiter. Diese werden so gezwungen, sich zur Überarbeit zu verstehen; die Überarbeit wieder schwellt die Reihen der überflüssigen Arbeiterbevölkerung. Die Arbeitslosigkeit der einen bedingt die Überarbeit der anderen und umgekehrt.

Wir sehen, die Akkumulation des Kapitals mit ihren Begleiterscheinungen und Folgen, der Zentralisation der Kapitalien, der technischen Umwälzung des alten Kapitals, der Überarbeit usw., hat das Bestreben, die Zahl der *beschäftigten* Arbeiter im Verhältnis zum angewendeten Gesamtkapital, mitunter auch absolut, zu *verringern*.

Sie *vermehrt* aber gleichzeitig die Zahl der sich *anbietenden*, der dem Kapital zur Verfügung stehenden Arbeiter in einem Maße, das weit über das der Vermehrung der Bevölkerung überhaupt hinausgeht.

Wir haben im zweiten Abschnitt gesehen, wie die Manufaktur und noch mehr die große Industrie im Fortgang ihrer Entwicklung ungelernete Arbeitskräfte an Stelle von gelernten verwendbar machen; die Lehrzeit des Arbeiters schrumpft auf ein Minimum zusammen, der Arbeiter wird früher instand gesetzt, vom Kapital angewendet zu werden, die Zeit seiner Reproduktion verkürzt sich. Gleichzeitig werden erwachsene männliche Arbeiter in vielen Arbeitszweigen durch Frauen und Kinder entbehrlich gemacht. Damit wird nicht nur unmittelbar die Arbeiterarmee ungeheuer vermehrt; die ökonomische Selbständigkeit von Mädchen und jungen Leuten, ihr Zusammenarbeiten, sowie die Möglichkeit, die Kinder in früher Jugend mitverdienen lassen zu können, befördern frühe Eheschließungen, und verkürzen so ebenfalls die Reproduktionszeit der Arbeiterklasse.

Eine weitere mächtige Ursache des raschen Anschwellens der Arbeiterarmee tritt in Wirksamkeit, *sobald* die kapitalistische Produktionsweise sich der *Landwirtschaft* bemächtigt. Hier bewirkt die Zunahme der Produktivität von vornherein nicht bloß eine verhältnismäßige, sondern auch eine absolute Abnahme der Zahl der beschäftigten Arbeiter. In Großbritannien betrug die Anzahl der in der Landwirtschaft Beschäftigten 1861 2.210.449, 1871 nur noch 1.514.601, eine Abnahme von fast 700.000. Die so „überzählig“ gemachten ziehen in die industriellen Bezirke, soweit sie nicht ganz auswandern, und vermehren dort die Arbeiterarmee, die sich dem Kapital anbietet.

Vergessen wir endlich nicht die Wirkung der Eisenbahnen und Dampfschiffe, die es dem Kapital ermöglichen, neue Arbeitermassen aus industriell zurückgebliebenen Gegenden zu ziehen, Irländer, Polen, Slowaken, Italiener, Chinesen usw.

So vermehrt sich die Arbeiterbevölkerung ungemein rasch, rascher, als das Bedürfnis des Kapitals nach anzuwendenden Arbeitskräften, und die Folge ist eine relative *Übevölkerung*, die, wie wir gesehen, durch die Akkumulation des Kapitals erzeugt wird; nicht durch die Zunahme der *Unproduktivität* der Arbeit, wie die Ökonomen behaupten, sondern durch das Wachstum ihrer *Produktivität*.

Das Bestehen einer sogenannten Übervölkerung, das Vorhandensein einer *industriellen Reservearmee* hemmt jedoch nicht die Entwicklung des Kapitals, sondern bildet, von einem gewissen Punkte an, eine ihrer Voraussetzungen.

Das Kapital ist, wie wir wissen, eine elastische Größe. Je mehr die kapitalistische Produktionsweise sich entwickelt, desto heftiger und umfangreicher werden seine periodischen Ausdehnungen und Zusammenziehungen. Die moderne Großindustrie bewegt sich, wie schon im zweiten Abschnitt angedeutet, in einem ihr eigentümlichen Kreislauf, der sich bis 1873 in Perioden von ungefähr zehn Jahren wiederholte; mit mittlerer Lebendigkeit des Geschäftsganges hebt er an, diese wächst rasch, ein wirtschaftlicher Aufschwung tritt ein, eine kolossale plötzliche Ausdehnung der Produktion, ein Produktionsfieber — dann der Krach, Versumpfung des Geschäftslebens, bis die Märkte sich entsprechend erweitert und den Überschuß an Produkten aufgesogen haben, worauf eine Erholung eintritt und das alte Spiel von neuem in vergrößertem Maßstabe beginnt.

So war es, als Marx sein „**Kapital**“ verfaßte, das 1867 zuerst erschien. So war es, als er das Nachwort zu der zweiten Auflage seines „**Kapital**“ schrieb (am 24. Januar 1873), in dem er erklärte, daß die allgemeine Krisis im Anmarsch sei.²⁹

Wir alle wissen, wie bald und nur zu genau diese Prophezeiung zur Wahrheit geworden ist.

Mit der Krise, die 1873 begann, schien jedoch die kapitalistische Produktionsweise in eine neue Phase getreten zu sein. Wenn sich die Produktivität der Großindustrie bis dahin so rasch entwickelte, daß sie zeitweilig schneller wuchs, als die Ausdehnung des Weltmarktes, so schien jetzt infolge der kolossalen Fortschritte der Technik und der enormen Erweiterung des Herrschaftsgebietes der kapitalistischen Produktion — bis nach Rußland, nach Amerika, Ostindien, Australien — die Zeit gekommen zu sein, wo der Weltmarkt nur vorübergehend und ausnahmsweise imstande war, die Produkte der Weltindustrie aufzusaugen: anstatt eines Kreislaufs von zehn Jahren, in dem mittlere Lebendigkeit des Wirtschaftslebens, fiebrhafter Produktionsschwindel, Krach, Versumpfung, Wiederaufleben mit einander abwechseln, hatten wir seit 1873 *die chronische Geschäftsstockung, die dauernde Versumpfung auf ökonomischem Gebiet*, die erst 1889 durch eine Verbesserung des Geschäftsganges unterbrochen wurde, ein kurzes Aufflackern des Spekulationsgeistes, das bald wieder vorübergehend und einer noch ärgeren Versumpfung des wirtschaftlichen Lebens Platz machte. Es schien, als sollte es zu einem bedeutenderen „wirtschaftlichen Aufschwung“ überhaupt nicht mehr kommen.

Diese Annahme war jedoch irrig. Von 1895 bis 1900 hatten wir wieder eine Periode des wirtschaftlichen Aufschwungs, eines so kräftigen Aufschwungs, daß er sogar nicht wenige Optimisten zu der entgegengesetzten Annahme verführte, als sei die Zeit der Krisen überhaupt vorüber oder es seien diese im Rückgang begriffen.

Diese Annahme war von vornherein unhaltbar, da ein wirtschaftlicher Aufschwung in der kapitalistischen Produktionsweise notwendigerweise in einer Krise enden muß, die denn auch prompt eingetreten ist.

In diesem Zusammenhange kommt es jedoch nur auf die zeitweisen Ausdehnungen und Zusammenziehungen des Kapitals an, und solche finden während der chronischen Geschäftsstockung ebenso statt, wie in dem zehnjährigen Kreislauf von Krise und wirtschaftlicher Blüte.

Eine jede derartige zeitweise Ausdehnung des Kapitals erzeugt ein größeres Bedürfnis nach Arbeitskraft; wie wird dem entsprochen? Der Arbeitslohn steigt, und das hat nach der Theorie

²⁹Der von uns schon im zweiten Abschnitt gekennzeichnete Dr. Stegemann bemerkt mit Schaudern mit bezug auf diesen Satz: „*Marx trägt kein Bedenken (!) die allgemeine Krise als nahe bevorstehend anzukündigen.*“ (**Preußische Jahrbücher**, LVII, S. 227.) Marx spricht an der in Rede stehenden Stelle von „den Wechselfällen des *periodischen Zyklus*, den die *moderne Industrie* durchläuft und deren *Gipfelpunkt* — die allgemeine Krise.“ [S. 28] Deutlicher kann man wohl nicht reden. Das hindert jedoch nicht, daß der gelehrte Herr Doktor die Krise, von der die Rede, als — die *Revolution* auffaßt. Ähnliche „Verwechslungen“, um uns parlamentarisch auszudrücken, natürlich stets zugunsten der schaurigsten Auffassung — passierten nur zu vielen „Gelehrten“, die Marx gelesen — oder auch nicht gelesen — und zitiert haben.

der Ökonomen eine Vermehrung der Bevölkerung zur Folge — nach zwanzig Jahren wird die Arbeiterbevölkerung zahlreich genug geworden sein, daß das Kapital die Konjunktur ausnützen kann. Aber diese dauert jedesmal nur einige Jahre, oft nur einige Monate! Zum Glück für das Kapital verhält sich die Sachlage in Wirklichkeit anders, als nach der Theorie des „ehernen Lohngesetzes.“ Die kapitalistische Produktionsweise erzeugt, wie wir gesehen haben, künstlich eine überschüssige Arbeiterbevölkerung: und diese ist die *Reservearmee*, aus der das Kapital in jedem Augenblick so viel zuschüssige Arbeiter entnehmen kann, als seinen Bedürfnissen entspricht; ohne sie wäre die so eigentümliche stoßweise Entwicklung der kapitalistischen Großindustrie unmöglich. Wo wäre die deutsche Industrie, wenn sie Anfangs der siebziger und ebenso in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre nicht so viele Hände gefunden hätte, die „frei“ waren und zu ihrer Verfügung standen, ganze Arbeiterarmeen, die sie auf den Eisenbahnbau werfen konnte, in neue Kohlengruben, Eisenhütten usw. Diese Reservearmee ermöglicht aber nicht nur die plötzliche Ausdehnung des Kapitals, sie drückt auch auf den Lohn, und da sie kaum in den Zeiten blühendster Geschäfte völlig in Anspruch genommen wird, wirkt sie darauf hin, daß dieser selbst zur Zeit des größten Produktionslärms eine gewisse Höhe nicht zu übersteigen vermag.

Was als Auf- und Abschwanken der Bevölkerungszahl erscheint, ist in Wahrheit nur das Spiegelbild der periodischen Ausdehnung und Zusammenziehung des Kapitals. Wenn die Malthusianer von den Arbeitern verlangen, sie sollen ihre Vermehrung nach dem Grade der für sie vorhandenen Beschäftigung einrichten, so heißt das also nichts anderes, als sie sollen ihre Zahl den jeweiligen Bedürfnissen des Kapitals anpassen.

Der Malthusianismus beruht auf einer Verwechslung der so veränderlichen Produktionsbedürfnisse des Kapitals mit der Produktivkraft der vorhandenen Produktionsmittel; war diese Verwechslung stets absurd, so wurde sie es am offenbarsten in den letzten zwei Jahrzehnten. Wir haben seitdem auf dem flachen Lande in Europa eine Übervölkerung aus Überfluß an Lebensmitteln, Übervölkerung infolge der amerikanischen, indischen, australischen Fleisch- und Brotkonkurrenz!

So absurd dies auch klingt, so sind doch die Forderungen des Malthusianismus nur der entsprechende Ausdruck der Stellung, welche der Arbeiter heute dem Kapital gegenüber einnimmt: er ist nur Zubehör des Kapitals; während des Produktionsprozesses wendet das Produktionsmittel ihn an, nicht er das Produktionsmittel; aber er gehört auch außerhalb der Arbeit dem Kapital, wie wir gesehen haben; wenn er konsumiert, wenn er sich erhält und fortpflanzt, so hat er es in der Weise zu tun, die den Interessen des Kapitals am besten entspricht. Sein eigenes Produkt unterjocht den Arbeiter: es macht sich nicht nur seine Arbeitskraft dienstbar, sondern alle Betätigungen seines menschlichen Wesens.

Sechstes Kapitel · Die Morgenröte der kapitalistischen Produktionsweise

Wir haben in den letzten der vorhergehenden Kapitel gesehen, wie das Kapital seine eigenen Vorbedingungen immer wieder neu erzeugt. Aber es ist klar, daß sich das Kapital in seiner klassischen Form nicht bilden konnte, so lange nicht diese Vorbedingungen bis zu einem gewissen Grade entwickelt waren. Welche Verhältnisse sie ins Leben gerufen, das ist eine Frage, die wir noch nicht beantwortet haben. Wir gingen bei unserer Untersuchung der Verwandlung von Geld in Kapital von der Voraussetzung aus, daß auf der einen Seite größere Geldsummen im Besitz von Privatpersonen vorhanden waren, auf der anderen Seite Arbeitskraft als Ware sich auf dem Markte feilbot. Wie die Arbeitskraft zur Ware geworden, was diese Geldsummen vereinigt hat, das ließen wir ununtersucht.

Hierüber bleibt uns jetzt noch das wesentlichste zu sagen.

Die Akkumulation des Kapitals bedeutet die Erneuerung der Vorbedingungen des Kapitals. Die ursprüngliche Entstehung der Vorbedingungen des Kapitals, die dessen Entwicklung vorausging, nennt Marx die *ursprüngliche Akkumulation*.

Auf die Frage nach dem Ursprung des Kapitals erteilen uns die Ökonomen diejenige Antwort, die sie stets bereit haben, wenn sie die tatsächlichen Verhältnisse nicht kennen oder nicht kennen wollen: eine *Robinsonade*. Eine solche hat den doppelten Vorteil, daß man zu ihrer Erfindung gar keine Vorkenntnisse braucht und sie stets so einrichten kann, daß sie das sagt, was man mit ihr beweisen will.

Und diejenigen Robinsonaden, die den Ursprung des Kapitals erklären und mit den landläufigen Rechtsvorstellungen in Einklang bringen wollen, gehören zu den plattesten Erzählungen ihrer Art. Von den Geschichten unserer Kinderfibeln unterscheiden sie sich nur durch größere Langweiligkeit.³⁰

Es ist immer die alte Geschichte von dem braven, fleißigen und mäßigen Arbeiter, der Kapitalist wurde, und von den nichtsnutzigen Lumpen, die ihr alles verjubilten und zur Strafe dafür von da an in alle Ewigkeit mit Kind und Kindeskind für die Braven und deren Nachkommen im Schweiß ihres Angesichts schanzten müssen.

³⁰Man höre z. B. *Roscher*:

„Denken wir uns ein Fischervolk ohne Privatgrundeigentum und Kapital, das nackt in Höhlen wohnt und sich von Seefischen nährt, welche, bei der Ebbe in Uferlachen zurückgeblieben, mit bloßer Hand gefangen werden. Alle Arbeiter mögen hier gleich sein und jeder täglich 3 Fische sowohl fangen als verzehren. Nun beschränkt ein kluger Mann 100 Tage lang seinen Konsum auf 2 Fische täglich und benutzt den auf solche Art gesammelten Vorrat von 100 Fischen dazu, 50 Tage lang seine ganze Arbeitskraft auf Herstellung eines Bootes und Fischnetzes zu verwenden. Mit Hilfe dieses Kapitals fängt er fortan 30 Fische täglich.“ („*Grundzüge der Nationalökonomie*“, Stuttgart 1874, I, S. 423.)

Auf solche faule Fische laufen alle diese Märchen vom Ursprung des Kapitals hinaus.

Anders sieht die ursprüngliche Akkumulation aus, wenn wir die Geschichte Europas vom 14. Jahrhundert an durchforschen. Sie bietet zwei Seiten: Nur eine davon ist in den Kreisen des Volkes durch die liberale Geschichtsschreibung bekanntgeworden.

Das industrielle Kapital konnte nicht entstehen ohne freie Arbeiter, Arbeiter, die in keinem Verhältnis der Leibeigenschaft, der Hörigkeit oder des Zunftzwanges standen. Es bedurfte der Freiheit der Produktion gegenüber den Fesseln des Feudalismus, es mußte sich befreien von der Bevormundung der Feudalherren. Von diesem Standpunkt erscheint der Kampf des aufstrebenden Kapitalismus als ein Kampf gegen Zwang und Privilegien, als ein Kampf für Freiheit und Gleichheit.

Diese Seite ist es, die von den literarischen Anwälten des Bürgertums dem Volke immer und immer vorgeführt wird. Wir haben nicht die Absicht, die Bedeutung dieses Kampfes herabzusetzen, am allerwenigsten jetzt, wo die Bourgeoisie selbst ihre Vergangenheit zu verleugnen beginnt. Aber man darf über dieser stolzen und prunkenden Seite der Geschichte ihre *Kehrseite* nicht vergessen: die Schaffung des Proletariats und des Kapitals selbst. Diese Seite ist noch nicht völlig beleuchtet worden. Marx hat dies in seinem „**Kapital**“ jedoch in bezug auf ein Land gründlich besorgt, *England*, das Mutterland der kapitalistischen Produktionsweise, das einzige Land, in dem die ursprüngliche Akkumulation in ihrer klassischen Form aufgetreten ist. Einige Andeutungen der betreffenden Verhältnisse findet man auch im „**Elend der Philosophie**“, 2. Kap., § 2, S. 121. [MEW 4, S. 153f.]

Die entsprechende Entwicklung in Deutschland ist leider nur unvollkommen nachweisbar, weil sie durch die Veränderung der Handelswege nach dem Orient aus dem Becken des Mittelmeers in das des Atlantischen Ozeans, und dann durch den dreißigjährigen Krieg und die jahrhundertelange Verdrängung Deutschlands vom Weltmarkte gehemmt und verkümmert wurde.

Das größte Hemmnis, welches das aufkeimende Kapital vorfand, war neben der zünftigen Organisation in den Städten das Gemeineigentum an Grund und Boden der Dorfgemeinden — mitunter auch größerer Genossenschaften. So lange das bestand, gab es keine Proletariermassen. Zum Glück für das Kapital besorgte der Feudaladel dessen Geschäfte. Seit den Kreuzzügen entwickelten sich Handel und Warenproduktion immer mehr. Neue Bedürfnisse entstanden nach *Waren*, welche die städtische Industrie oder die städtischen Kaufleute für *Geld* lieferten. Aber der Reichtum des Feudaladels beruhte auf den dinglichen oder persönlichen Leistungen der abhängigen Bauern. Das *Geld* war bei ihm dünn gesät. Er suchte zu *rauben*, was er nicht *kaufen* konnte. Jedoch entwickelte sich die Staatsgewalt immer stärker. Den Lehensaufgeboten des niederen Adels traten die Söldner der reichen Städte und Fürsten entgegen; das Wegelagern wurde unmöglich. Die Feudalherren suchten aus den Bauern Geld und Gut herauszuschinden; sie trieben dadurch den Bauer zur Verzweiflung — siehe die Bauernkriege — ohne selbst wesentlich dabei zu gewinnen. So entschlossen sich endlich die adeligen Herren nach und nach, um an den neuen Genüssen teilnehmen zu können, auch ihrerseits *Warenproduzenten* zu werden wie die Städter, und Geld dadurch zu erlangen, daß sie landwirtschaftliche Produkte, wie Wolle, Korn und dergleichen, für den *Verkauf*, und nicht bloß, wie bis dahin, für den *Selbstgebrauch* produzierten.

Dies bedingte Ausdehnung ihrer landwirtschaftlichen Betriebe, deren Leitung an Inspektoren, Intendanten oder Pächter überging, eine Ausdehnung, die nur möglich war auf Kosten der *Bauernschaft*. Die in Leibeigene verwandelten Bauern konnten nun *gelegt*, das heißt, von ihren Heimstätten vertrieben und diese mit dem vom Grundherrschaft bewirtschafteten Gebiet vereinigt werden. Das Gemeineigentum der Dörfer, über welche die adeligen Herren die Oberherrlichkeit hatten, wurde in Privateigentum der letzteren verwandelt und dadurch der Bauer ökonomisch ruiniert.

Eine besonders gesuchte landwirtschaftliche Ware war die *Wolle*, deren die städtische Textilindustrie bedurfte. Die Erweiterung der Wollproduktion bedeutete aber Umwandlung von Ackerland in Weidegründe für Schafe, und Verjagung zahlreicher Bauern aus ihren Gütern, sei es durch gesetzliche oder ungesetzliche Mittel, durch ökonomischen oder direkten physischen Zwang.

In demselben Maße, in dem die städtische Textilindustrie wuchs, wuchs die Zahl der verjagten und besitzlos gemachten Bauern.

Dazu kam, daß der Adel seine zahlreichen Gefolgschaften auflöste, die für ihn unter den neuen Verhältnissen kein Mittel der Macht, sondern nur eine Ursache finanzieller Schwäche waren, und endlich wirkte zugunsten des Kapitals auch die Reformation, die nicht bloß die Bewohner der Klöster ins Proletariat schleuderte, sondern auch die Kirchengüter Spekulantenteils preisgab, welche die alten, erblichen Untersassen verjagten.

Durch solche Mittel wurde ein großer Teil der Landbevölkerung vom Grund und Boden, von ihren Produktionsmitteln getrennt, und damit jene künstliche „Übervölkerung“ geschaffen, jenes Heer besitzloser Proletarier, die von Tag zu Tag gezwungen sind, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, deren das Kapital bedarf.

Es waren die *Feudalherren*, welche in dieser Weise den Boden ebneten für das Kapital, welche dem ländlichen wie städtischen Kapital die Proletarier lieferten und gleichzeitig das Feld frei machten für die ländliche Warenproduktion in großem Maßstab, für die kapitalistische Landwirtschaft. Der kapitalistische Charakter, den die Landwirtschaft beim großen Grundbesitz seitdem annahm, wurde durch die Leibeigenschaft und Hörigkeit, die ihm anhafteten, nicht *verwischt*, sondern nur *verzerrt*.

Um so komischer, wenn die Großgrundbesitzer sich heute als diejenige Klasse aufspielen, die *von Natur aus* zum Schutz der Arbeiter vor dem Kapital und zur Herstellung der Harmonie zwischen beiden berufen sei.

Ein allgemeines Vagabundentum war in Westeuropa im 15. und 16. Jahrhundert die Folge der zahlreichen Expropriationen der Bauernschaft. Es drohte der Gesellschaft über den Kopf zu wachsen, und um sich davor zu schützen, bestrafte man es auf das grausamste, mit Peitschen, Brandmarken, Ohrenabschneiden, selbst mit dem Tod.

Während aber mehr Arbeiter freigesetzt wurden, als das Kapital aufsaugen konnte, blieb oft gleichzeitig die Zufuhr von verwendbaren Arbeitern hinter den Bedürfnissen des Kapitals zurück. So lange die kapitalistische Produktionsweise noch in der Periode der *Manufaktur* stand, war sie abhängig von den Arbeitern, die in ihren Teiloperationen eine gewisse Handfertigkeit erlangt hatten. Es erforderte oft Jahre, ehe ein solcher Arbeiter die nötige Geschicklichkeit erlangte. Das variable Element des Kapitals wog damals aber auch sehr vor über sein konstantes. Die Nachfrage nach Lohnarbeit wuchs daher rasch mit jeder Akkumulation des Kapitals, während die Zufuhr von verwendbarer Lohnarbeit nur langsam nachfolgte. Die geschickten Arbeiter waren indes nicht nur verhältnismäßig selten und gesucht, die Traditionen des Handwerks waren noch in ihnen lebendig, wo der Geselle noch dem Meister sozial nahe stand und selbst hoffen durfte, Meister zu werden. Die Lohnarbeiter hatten Selbstbewußtsein, waren trotzig und widerspenstig; sie konnten und wollten sich nicht in die Disziplin und das ewige Einerlei der kapitalistischen Industrie fügen. Eine „höhere Macht“ mußte da eingreifen, um dem Kapital unterwürfige Arbeiter zu schaffen.

Wie zum Schutz des Eigentums vor den Vagabunden, wie zur Förderung der Verwandlung von Gemeineigentum in Privateigentum (was Marx für England ausführlich dardut), so trat die *Staatsgewalt* auch ein, als es galt, die Arbeiter an die kapitalistische Disziplin zu gewöhnen. Strenge Erlasse setzten das Maximum des Arbeitslohnes fest, dehnten den Arbeitstag aus und verboten die Arbeiterkoalitionen.

Wie sehr das alles dem Geiste des damals nach „Freiheit“ ringenden Bürgertums entsprach, zeigte dieses, als es in der französischen Revolution die politische Macht eroberte; es führte damals einen erbitterten Krieg gegen die Reste des Gemeineigentums an Grund und Boden, die sich in Frankreich noch erhalten hatten, und erließ ein strenges Verbot gegen Arbeitervereinigungen.

Mit dem Proletariat erstand aber auch der innere Markt für das Kapital. Früher produzierte jede Bauernfamilie selbst, was sie bedurfte, Lebensmittel und Produkte der Hausindustrie. Jetzt wird es anders. Die Lebensmittel werden jetzt als *Waren* auf den großen Gütern produziert, die

aus Gemeindeeigentum und einzelnen Bauerngütern zusammengeschlagen worden, und finden ihren Markt in den industriellen Bezirken. Die Produkte der kapitalistischen Industrie — in dieser Epoche die der Manufaktur — finden Absatz bei den Lohnarbeitern der Industrie und der großen Güter — und bei den Bauern selbst. Vielfach ist deren Land zu klein geworden, um sie zu erhalten, die Landwirtschaft wird für sie Nebengewerbe, die Hausindustrie zu Zwecken des Selbstbedarfs tritt zurück und macht einer Hausindustrie Platz, die Waren für den Kapitalisten, den Kaufmann produziert; einer der scheußlichsten und profitabelsten Formen kapitalistischer Ausbeutung.

Wir haben gesehen, wie das Proletariat und die künstliche Übervölkerung geschaffen wurden, welche die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise ermöglichten, die ihrerseits wieder das Proletariat und die relative Übervölkerung in stets steigendem Maße reproduziert.

Woher stammten aber jene Reichtümer in wenigen Händen, die eine weitere Vorbedingung der kapitalistischen Produktionsweise waren?

Zwei Arten von Kapital hatte das Mittelalter aus dem Altertum übernommen, das Wucherkapital und das Kaufmannskapital. Seit den Kreuzzügen war der Handelsverkehr mit dem Orient enorm gewachsen und damit das Kaufmannskapital und dessen Zentralisation in wenigen Händen — es sei hier nur an die Fugger in Augsburg erinnert, diese deutschen Rothschilde des 15. und 16. Jahrhunderts.

Wucher und Handel waren jedoch nicht die einzigen Quellen, aus denen die Geldsummen flossen, die sich seit dem 15. Jahrhundert in immer steigendem Maße in industrielles Kapital verwandeln sollten. Marx hat die anderen Quellen desselben in seinem „**Kapital**“ dargestellt. Wir verweisen betreffs der Details auf diese Darstellung, die einen würdigen Abschluß des glänzenden historischen Exkurses über „die ursprüngliche Akkumulation“ bildet. Hier sei nur die kurze Zusammenfassung der verschiedenen Methoden dieser Akkumulation mit Marx prägnanten Worten wiedergegeben:

„Die Entdeckung der Gold- und Silberländer in *Amerika*, die Ausrottung, Versklavung und Vergrabung der eingeborenen Bevölkerung in die Bergwerke, die beginnende Eroberung und Ausplünderung von *Ostindien*; die Verwandlung von *Afrika* in ein Geheg zur Handelsjagd auf Schwarzhäute, bezeichnen die Morgenröte der kapitalistischen Produktionsära. Diese idyllischen Prozesse sind Hauptmomente der ursprünglichen Akkumulation. Auf dem Fuß folgt der *Handelskrieg* der europäischen Nationen, mit dem Erdrund als Schauplatz. Er wird eröffnet durch den Abfall der Niederlande von Spanien, nimmt Riesenumfang an in Englands Antijakobinerkrieg, spielt noch fort in den Opiumkriegen gegen China usw.

„Die verschiedenen Momente der ursprünglichen Akkumulation verteilen sich nun mehr oder minder, in zeitlicher Reihenfolge, namentlich auf Spanien, Portugal, Holland, Frankreich, England. In England werden sie Ende des 17. Jahrhunderts systematisch zusammengefaßt im Kolonialsystem, Staatsschuldensystem, modernen Steuersystem, und Protektions-(Schutzzoll-)System. Diese Methoden beruhen zum Teil auf brutalster Gewalt, z. B. das Kolonialsystem. Alle aber benutzten die *Staatsmacht, die konzentrierte und organisierte Gewalt der Gesellschaft*, um den Verwandlungsprozeß der feudalen in die kapitalistische Produktionsweise treibhausmäßig zu fördern und die Übergänge abzukürzen. *Die Gewalt ist der Geburtshelfer jeder alten Gesellschaft, die mit einer neuen schwanger geht*. Sie selbst ist eine ökonomische Potenz (Macht).“ [S. 779]

Der vorletzte Satz der zitierten Stelle ist sehr oft angeführt worden, aber meistens aus dem Zusammenhang gerissen. Wer ihn in Verbindung mit dem vorhergehenden überdenkt, wird wissen, wie er ihn aufzufassen hat. Zu den Gewalten, welche als Geburtshelfer der kapitalistischen Produktionsweise gedient haben, gehört auch „die Staatsmacht, die konzentrierte und organisierte Gewalt der

Gesellschaft“, allerdings nicht die Macht des „Staates an sich“, der über den Klassengegensätzen in den Wolken thront, sondern die Macht des Staates als Werkzeug einer mächtig aufstrebenden Klasse. —

Die zunehmende Proletarisierung der Bevölkerung, namentlich der bäuerlichen, und das Entstehen des inneren Marktes auf der einen Seite, auf der anderen Seite die Anhäufung und Konzentrierung großer Reichtümer und gleichzeitig, namentlich infolge von Handelskriegen und Kolonialpolitik, das Entstehen des äußeren Marktes, das waren die Bedingungen, die vom 15. Jahrhundert an in Westeuropa zusammentrafen, die gesamte Produktion mehr und mehr in Warenproduktion und die einfache Warenproduktion in kapitalistische verwandelten. Die zersplitterten Kleinbetriebe der Bauern und Handwerker wurden von da an fortschreitend vernichtet und verdrängt, um kapitalistischen Großbetrieben Platz zu machen.

Siebentes Kapitel · Der Ausgang der Kapitalistischen Produktionsweise

Wir sind am Ende der Darstellung des kapitalistischen Produktionsprozesses angelangt, die wir an der Hand von Karl Marx versucht.

Wir haben gesehen, daß die *urwüchsige Produktionsweise* auf gesellschaftlicher, planmäßig organisierter Arbeit beruht und bedingt, daß die Produktionsmittel und *Produkte gesellschaftliches Eigentum* sind. Die Produkte werden allerdings verteilt und dadurch individuelles Eigentum, aber nur soweit sie *Gebrauchsgegenstände* für die einzelnen sind. Als unmittelbarer Ertrag der gesellschaftlichen Arbeit fallen die Produkte zunächst der Gesellschaft anheim.

Diese Produktionsweise wird verdrängt durch die *einfache Warenproduktion* unabhängig von einander wirkender Privatarbeiter, deren jeder mit ihm selbst gehörenden Produktionsmitteln Produkte erzeugt, die dann selbstredend auch sein Privateigentum sind.

Aber aus der einfachen Warenproduktion entwickelt sich die *kapitalistische Warenproduktion*, an Stelle der von einander unabhängig produzierenden Einzelarbeiter treten große konzentrierte Arbeitsbetriebe, jeder vom anderen unabhängig und Waren produzierend, aber jeder auch in seinem Innern zur planmäßigen gesellschaftlichen Produktion organisiert. Da diese großen kapitalistischen Betriebe einander als Warenproduzenten gegenüberstehen, so bleibt in ihrem gegenseitigen Verkehr der Warenaustausch und damit das Eigentumsrecht der einfachen Warenproduktion in Geltung, das Privateigentum an den Produktionsmitteln und Produkten.

Aber damit ist auch das Privateigentum in sein Gegenteil verkehrt.

Unter der einfachen Warenproduktion war das Privateigentum Folge und Frucht der Arbeit. Der Arbeiter war Eigentümer seiner Produktionsmittel und seiner Produkte. Die kapitalistische Produktion zerreißt den Zusammenhang zwischen Arbeit und Eigentum. Der Arbeiter hat kein Eigentum mehr an seinem Produkt. Produktionsmittel und Produkte gehören im Gegenteil dem Nichtarbeiter. Die Verwandlung der Produktion in eine gesellschaftliche auf kapitalistischer Grundlage vollzieht immer mehr die Verwandlung der Nichtarbeiter in Besitzer alles Reichtums, der Arbeiter in Besitzlose.

Damit ist der Widerspruch zwischen der herrschenden Produktionsweise und der herrschenden Aneignungsweise noch nicht erschöpft.

Wir haben gesehen, wie einfach und durchsichtig die Produktion unter dem urwüchsigen Kommunismus sich gestaltete, wie die Gesellschaft sie nach ihrem Willen und ihren Bedürfnissen lenkte.

Unter dem System der Warenproduktion werden die gesellschaftlichen Produktionsbedingungen zu einer Macht, die dem einzelnen Produzenten über den Kopf wächst. Er wird ihr willenloser Sklave und seine Stellung wird um so kläglicher, da die neuen Herren ihm seine Leistungen nicht vorschreiben, ihm ihre Bedürfnisse nicht mitteilen, sondern es ihm überlassen, sie zu erraten. Die Produktion unterliegt jetzt Gesetzen, die unabhängig von den Produzenten, und oft auch gegen deren Willen wirken, gleich Naturgesetzen; Gesetzen, die sich durch das periodische Eintreten von

abnormen Zuständen durchsetzen, wie Preisfall, Teuerung usw. Indes bleiben diese Abnormitäten, soweit sie gesellschaftlichen Ursachen entspringen, geringfügig und auf enge Gebiete beschränkt unter der Herrschaft der einfachen Warenproduktion, entsprechend der niederen Produktivität zersplitterter Betriebe von Einzelarbeitern.

Da wird die Produktivität der Arbeit riesenhaft gesteigert durch die kapitalistische Produktionsweise, die alle jene Produktionskräfte entfesselt und kolossal anwachsen läßt, welche gesellschaftlicher, zielbewußt organisierter Arbeit eigen sind, welche die von der Wissenschaft unterjochten Naturkräfte in ihre Dienste nimmt. Die Folge ist, daß das periodische Eintreten von abnormen Zuständen, durch die sich die Gesetze der Warenproduktion durchsetzen und die früher nur vorübergehende, lokale Unbequemlichkeiten im Gefolge hatten, die sich leicht verschmerzen und oft auch bannen ließen, sich jetzt zu periodischen Katastrophen gestaltet, die jahrelang dauern, ganze Reiche und Kontinente heimsuchen und die entsetzlichsten Verheerungen anrichten; zu periodischen Katastrophen, die an Ausdehnung und Intensität mit der kapitalistischen Produktionsweise wachsen und die jetzt auf ein chronisches Siechtum hinauszulaufen scheinen.

Und noch eines: Unter dem urwüchsigen Kommunismus, wo das Produkt der gesellschaftlichen Arbeit der Gesellschaft gehört und von dieser den gesellschaftlichen Bedürfnissen entsprechend an die Individuen verteilt wird, wächst der Anteil eines jeden mit dem Wachstum der Produktivität der Arbeit.

Unter der Herrschaft der Warenproduktion wächst die Masse der Gebrauchswerte, die einer bestimmten Wertgröße entsprechen, mit der Produktivität der Arbeit. Das Produkt seiner Arbeit gehört unter der einfachen Warenproduktion in der Regel dem Arbeiter. Er kann es ganz oder zum Teil selbst konsumieren: in diesem Falle wächst offenbar die Menge der ihm zur Verfügung stehenden Gebrauchsgegenstände in demselben Maße, wie die Ergiebigkeit seiner Arbeit. Er kann aber auch das Produkt seiner Arbeit ganz oder zum Teil austauschen — nur ein kleiner Teil des Produkts wird unter der einfachen Warenproduktion Ware.

Für das Produkt einer bestimmten Arbeit, das er austauscht, wird er umso mehr Gebrauchswerte erhalten, je größer im allgemeinen die Produktivität der Arbeit. Auch hier kommt das Wachstum der Ergiebigkeit der Arbeit unverkürzt dem Arbeiter zugute.

Unter der kapitalistischen Warenproduktion ist die Arbeitskraft selbst eine Ware, deren Wert, wie der jeder Ware, in dem Maße sinkt, in dem die Produktivität der Arbeit steigt. Je größer also die Produktivität der Arbeit, desto weniger verhältnismäßigen Anteil an ihren Vorteilen erhält der Arbeiter im Preis der Arbeitskraft. Je mehr aber die kapitalistische Produktionsweise die vorherrschende, desto mehr besteht die Masse des Volkes aus Lohnarbeitern, desto mehr bleibt sie also ausgeschlossen von den Früchten der gesteigerten Produktivität ihrer Arbeit.

Alle diese Gegensätze erzeugen naturnotwendig aus sich selbst heraus Konflikte zwischen der Kapitalistenklasse und den Arbeitern, Konflikte, welche diese zum Klassenbewußtsein erwecken, zu einer politischen Tätigkeit drängen und in allen kapitalistischen Ländern Arbeiterparteien hervorrufen. Die eben berührten Umstände erzeugen aber auch Leiden der mannigfachsten Art und nicht allein solche, die auf die Arbeiterklasse beschränkt sind, Leiden, welche die jetzigen Zustände immer weiteren Kreisen auch außerhalb der Klasse der Lohnarbeiter unerträglich erscheinen lassen.

So drängt alles nach einer Lösung des Widerspruchs, der in der kapitalistischen Produktionsweise verkörpert ist, des Widerspruchs zwischen dem gesellschaftlichen Charakter der Arbeit und der überkommenen Aneignungsform der Produktionsmittel und Produkte.

Nur zwei Wege scheinen möglich, ihn zu lösen; beide laufen darauf hinaus, die Produktionsweise und die Aneignungsweise in Einklang mit einander zu setzen. Der eine Weg führt zur Aufhebung des gesellschaftlichen Charakters der Arbeit, zur Rückkehr zur einfachen Warenproduktion, zur Ersetzung des Großbetriebes durch Handwerk und kleinbäuerliche Landwirtschaft. Der andere

Weg sucht nicht die Produktion der Aneignungsweise anzupassen, sondern die Aneignungsweise der Produktion, er führt zum gesellschaftlichen Eigentum an den Produktionsmitteln und Produkten.

Viele versuchen es heute, den Gang der Entwicklung auf den ersten Weg zu drängen; sie gehen von der irrigen Ansicht aus, daß die Produktionsweise durch juristische Vorschriften beliebig gestaltet werden könne. Die bürgerliche Vulgärökonomie, der Anwalt des Kapitals, verurteilt diese Versuche — wo sie nicht ganz heruntergekommen ist.

Sie selbst aber versucht ein ähnliches Spiel. Um die herrschende Produktionsweise im Einklang mit der herrschenden Aneignungsweise erscheinen zu lassen, sieht sie in ihren ökonomischen Darstellungen von den eigentümlichen und wesentlichen Eigenschaften der modernen Produktionsweise ab und stellt diese so dar, als wäre sie einfache Warenproduktion: man lese nur die gangbaren Schriften der Vulgärökonomien: da werden heute noch die Waren getauscht, wie bei Barbaren, da erscheinen Jäger und Fischer, die frei über Wald und Meer verfügen, als Lohnarbeiter, Pfeil und Bogen, Boot und Netz als Kapital.³¹

Dieser Sorte von Ökonomen hat Marx in seinem „**Kapital**“ das Handwerk gründlich gelegt.

Aber sein Werk hat noch mehr geleistet, als bloß die Vulgärökonomie in ihrer ganzen Platitude und Unwahrheit zu enthüllen.

Man liebt es, Marx den Geist zu nennen, der stets verneinte, der nur kritisch zu zersetzen, nicht aber positiv zu Wirken vermochte.

Jedoch bereits der vorliegende Abriß der Darstellung des Produktionsprozesses des Kapitals, die uns Marx gegeben, mag zeigen, daß er tatsächlich ein neues ökonomisches und historisches System geschaffen hat. Die Kritik seiner Vorgänger bildet nur dessen Begründung.

Man kann das Alte nicht überwinden, ohne selbst einen höheren Standpunkt über dieses hinaus erklommen zu haben; man kann nicht kritisieren, ohne eine höhere Erkenntnis erworben zu haben; man kann kein wissenschaftliches System niederreißen, ohne dahinter ein anderes, großartigeres und umfassenderes aufgerichtet zu haben.

Marx war der erste, der den Fettscharakter der Ware bloßlegte, der das Kapital nicht als ein Ding, sondern als *ein durch Sachen vermitteltes Verhältnis, und als eine historische Kategorie* erkannte. Er war der erste, der die Gesetze der Bewegung und Entwicklung des Kapitals erforschte. Und er war der erste, der die Ziele der jetzigen sozialen Bewegung als naturnotwendige Konsequenzen aus der bisherigen historischen Entwicklung ableitete, anstatt sie in seinem Kopfe als Forderungen irgend einer „ewigen Gerechtigkeit“ nach seinem Belieben zu konstruieren.

³¹Die Illusionen, welche diese Herren zu erwecken suchen, werden zunichte gemacht in den *Kolonien*, das heißt in solchen mit jungfräulichem Boden, die durch Einwanderer kolonisiert werden. Wir finden da volle Freiheit des Arbeitsvertrages, das Eigentum des Arbeiters an seinen Produkten, also am Ertrag seiner Arbeit, wir finden da überhaupt die Verhältnisse, welche unsere Ökonomen als die der kapitalistischen Produktionsweise hinstellen: aber sonderbarerweise hört unter diesen Verhältnissen das Kapital auf, Kapital zu sein!

In solchen Kolonien ist noch freies Land im Überfluß vorhanden und der Zugang dazu steht allen offen. Jeder Arbeiter kann da in der Regel selbständig produzieren, er ist nicht gezwungen, seine Arbeitskraft zu verkaufen. Infolgedessen zieht es jeder vor, für sich zu arbeiten, anstatt für Andere. Damit hören Geld, Lebensmittel, Maschinen und andere Produktionsmittel aus, Kapital zu sein. Sie verwerten sich nicht.

Dieselben Ökonomen, welche in den kapitalistischen Ländern so pathetisch von der Heiligkeit des Eigentums und der Freiheit des Arbeitsvertrages deklamieren, verlangen daher in jungen Kolonien, damit das Kapital daselbst gedeihen könne, Ausschließung der Arbeiter vom Grundeigentum und Beförderung ihrer Einwanderung von Staats wegen oder auf Kosten der früher angekommenen Arbeiter selbst, mit anderen Worten, gewaltsame Trennung des Arbeiters von den Produktions- und Lebensmitteln und künstliche Erzeugung einer überschüssigen Arbeiterbevölkerung, die tatsächlich nicht frei, sondern gezwungen ist, ihre Arbeitskraft zu verkaufen. Und wo eine gefügige Arbeiterklasse — namentlich wenn von einer zurückgebliebenen Rasse — vorhanden, der man das bieten darf, proklamiert man die unverhüllte Zwangsarbeit, die Sklaverei.

„Dasselbe Interesse, welches den Sykophanten des Kapitals, den politischen Ökonomen, im Mutterland bestimmt, die kapitalistische Produktionsweise theoretisch für ihr eigenes Gegenteil zu erklären, dasselbe Interesse treibt ihn hier (in den Kolonien) to make a clear breast of it (alles offen zu gestehen) und den Gegensatz beider Produktionsweisen laut zu proklamieren.“ [S. 793]

Von dem Standpunkte, auf den uns Marx erhebt, erkennt man nicht nur, daß alle Versuche der Vulgärökonomien, die gegenwärtigen Verhältnisse in patriarchalisch einfache umzulügen, ebenso vergeblich sind, wie die, sie in solche zurückzugestalten.

Man erkennt auch den einzigen Weg, der für die Fortentwicklung der Gesellschaft übrig bleibt: die Anpassung der Aneignungsform an die Produktionsweise, die Besitzergreifung der Produktionsmittel durch die Gesellschaft, die vollendete, rückhaltlose Durchführung der vom Kapital nur halb durchgeführten Verwandlung der Produktion aus Einzelproduktion in gesellschaftliche Produktion. Damit aber beginnt für die Menschheit eine neue Epoche.

An Stelle der anarchischen Warenproduktion tritt die planmäßig bewußte Organisation der gesellschaftlichen Produktion; die Herrschaft des Produkts über den Produzenten hat ein Ende. Der Mensch, der in immer steigendem Maße Herr der Naturkräfte geworden, wird damit auch Herr der gesellschaftlichen Entwicklung.

„Erst von da an werden die Menschen ihre Geschichte mit vollem Bewußtsein selbstmachen“, sagt Engels „erst von da an werden die von ihnen in Bewegung gesetzten, gesellschaftlichen Ursachen vorwiegend und in stets steigendem Maße auch die von ihnen gewollten Wirkungen haben. Es ist der Sprung der Menschheit aus dem Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit.“ [„**Anti-Dühring**“, MEW 20, S.264]